





Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Fortsetzung sieben und zwanzigster Band.

Mainz, 1844.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Geschichte
der
Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Vierzigster Band.

Mainz, 1844.
Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Inhalt.

Geschichte Deutschlands.

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

Wahl Lothars III. zum Könige von Deutschland.

Dritter Abschnitt.

Krieg gegen die Hohenstaufen. — Böhmische und burgundische Händel.

Vierter Abschnitt.

Conrad, Friederichs Bruder, wirft sich zum Könige von Deutschland auf.

Fünfter Abschnitt.

Papst Innocenz II. in Deutschland. — Lothars erste Heerfahrt nach Italien.

Sechster Abschnitt.

Ende des hohenstaufischen Krieges. — Lothars Heerfahrt nach Schleswig.

Siebenter Abschnitt.

Roger I., König von Sicilien. — Lothars zweite Heerfahrt nach Italien.

Achter Abschnitt.

Anaclet II. stirbt. — Friede zwischen dem Papste und König Roger von Sicilien.

Neunter Abschnitt.

Conrads III. Wahl zum Könige von Deutschland.

gat ihn zum Könige salbt, und da man diese Salbung von den Händen eines Legaten als einen Beweis betrachtet, daß der Papst die Erhebung Conrads wünsche, sie genehmige und ihr seine Sanktion ertheile, so macht dies einen solchen Eindruck auf die Gemüther, daß schon zwei Monate darauf Conrad von allen geistlichen Fürsten, nur mit Ausnahme der sächsischen und baierischen Herren, als König von Deutschland anerkannt wird S. 157—162.

§. 4—8. Boshaft feindseliges Benehmen Conrads gegen den Herzog Heinrich. — Unterhandlungen in Augsburg, abgebrochen durch des Königs eben so plötzliche als unanständige nächtliche Flucht aus dieser Stadt. — Unerhört ungerechtes, durchaus verfassungswidriges Verfahren gegen Heinrich, der in Würzburg, ohne angeklagt, vorgeladen und gehört worden zu seyn, von dem Könige, blos nach dem Urtheil einiger so unbedeutender Fürsten, daß kein Geschichtschreiber ihrer Namen erwähnt, in die Acht erklärt und seiner beiden Herzogthümer beraubt wird. — Anfang des unseligen, langwierigen Kampfes zwischen den Hohenstaufen (Ghibellinen) und den Welfen. — Heinrich eilt nach Sachsen und vertreibt den Markgrafen Albert von Brandenburg, den Conrad mit diesem Herzogthum belehnt hatte, nicht nur aus ganz Sachsen, sondern auch aus dessen eigenen Erbländern. — Heinrich schließt für Sachsen einen Waffenstillstand mit dem Könige, und steht schon im Begriffe nach Bayern zu gehen, um den, mit diesem Herzogthum von Conrad belehnten Markgrafen Leopold von Oestreich auch dort wieder zu vertreiben, als der Tod ihn schnell und ganz unerwartet aus dem Kreise der Lebenden hinwegnimmt S. 162—169.

§. 8—11. Trotz den Ansprüchen Alberts weiß Gertrude, Heinrichs Wittwe, das Herzogthum ihrem eilfjährigen Sohne Heinrich zu erhalten. — In Bayern tritt als Gegner des Leopolds von Oestreich der Bruder des verstorbenen Herzog Heinrichs, Welf V., auf, schlägt den Markgrafen Leopold bei Phallei in die Flucht, wird aber bald darauf von dem Könige und dessen Bruder, Friederich von Schwaben bei Weinsberg geschlagen. — Fabelhafte Erzählung von den Frauen und Jungfrauen in Weinsberg. — Aufstand in Regensburg. — Leopold wird krank, will seiner Gesundheit wegen eine Reise nach Oestreich machen, stirbt aber unter Weges im Dorfe Altaich bei Straubingen S. 169—177.

§. 11 u. 12. Mit dem Herzogthum Bayern belehnt jetzt der König den Bruder des verstorbenen Herzogs, der ebenfalls Heinrich heißt. — Conrad sehnt sich nach dem Frieden, und bringt daher eine eheliche Verbindung des neuen Herzogs mit Gertrude, der jungen Wittwe des von ihm geächteten und seiner Herzogthümer beraubten Herzogs Heinrich von Sachsen und Bayern in Vorschlag. — Wichtige und entscheidende Gründe, welche Gertrude bewegen, den ihr gemachten Antrag anzunehmen. — Welf V. gibt jedoch seine Ansprüche auf Bayern nicht auf, findet mächtige Freunde in Bayern, und von zwei auswärtigen Mächten mit Geld unterstützt, setzt er den Krieg gegen die Hohenstaufen fort. — Heinrich fängt an in Bayern die Oberhand über Welf zu gewinnen, mischt sich aber in die ungarischen Angelegenheiten, und verliert darüber die in Bayern

Zehnter Abschnitt.

Italien zur Zeit Conrads III.

Eilfter Abschnitt.

König Conrad zieht nach dem Orient. — Dessen Rückkehr und bald darauf erfolgter Tod.

Zwölfter Abschnitt.

Geschichte des Königreichs Jerusalem von seiner Gründung (1099) bis zu Ende des zweiten Kreuzzuges (1149).

Dreizehnter Abschnitt.

Gottfried, erster König von Jerusalem.

Vierzehnter Abschnitt.

Balduin I.

Fünfzehnter Abschnitt.

Geschichte der nördlichen christlichen Staaten Antiochien und Edessa.

Boemund, Tancred und Balduin von Edessa.

Sechzehnter Abschnitt.

Boemund kehrt, um Hülfe zu suchen, nach Europa zurück. — Unglücklicher Rachekrieg desselben gegen den griechischen Kaiser.

Siebenzehnter Abschnitt.

Tancreds Verwaltung des Fürstenthums Antiochien während Boemunds Abwesenheit.

Achtzehnter Abschnitt.

Letzte Regierungsjahre Balduins I.

Neunzehnter Abschnitt.

König Balduin der II.

Zwanzigster Abschnitt.

Fulko von Anjou.

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Emadeddin Zenki. — Fall von Edessa.

Des

zweiten Zeitlaufes

Ein und dreißigster Zeitraum.

Von

dem callixtinischen Vertrag 1122 und der Erlöschung des salis-fränkischen Kaiserhauses 1125 bis zum Tode Kaiser Conrads III. 1152.

Geschichte Deutschlands und Italiens, nebst der Geschichte des Königreiches Jerusalem, von dessen Gründung 1099 bis zum zweiten Kreuzzuge 1147.

Deutschland.

I.

1. Hundert Jahre hatte die fränkische Dynastie über Deutschland geherrscht, und in ununterbrochener Folge dem deutschen Reiche vier Könige gegeben, Männer voll Geist und Kraft, wie solche, seit dem großen Karl, noch aus keinem andern europäischen Königshause, weder vor noch nach, hervorgegangen waren. „Dieses erhabene Herrscherhaus," sagt der gelehrte Professor Luden [unstreitig der größte, tiefste, vorurtheilfreieste Geschichtsforscher, den Deutschland bisher hervorgebracht hat*)] — „dieses erhabene Herrscherhaus

1) Tiefe und Gründlichkeit kritischer Forschung, Schärfe und Neuheit des Blickes, Gediegenheit des Urtheils und ein höchst seltenes, weil aufrichtiges, von allen Re-

hat den größten König erzeugt, den Deutschland gehabt hat, wie auch den unglücklichsten. Ohne eine lange Reihe mächtiger Vorfahren, welche im Getreibe des Lebens, durch That und Künste, Reichthum, Ansehen oder Gewalt gewonnen und dadurch einen starken Grund gelegt hätten zu einem großen Bau, ist dasselbe rasch emporgestiegen und zu unerhörter Herrlichkeit gelangt. Von Niemanden begünstiget, hat es Alles sich selbst verdankt. Von einer feindlichen Welt umgeben, hat es nichts einzusetzen gehabt, als den königlichen Namen, die kaiserliche Krone und die Kraft des eigenen Geistes, und die Welt hat nur dadurch Etwas gegen dasselbe vermocht, daß sie die Kindheit zu mißbrauchen und die Jugend zu verlocken und mit Arglist und Lastern zu umstricken sich nicht gescheuet hat. Die fränkischen Kaiser haben Fehler gemacht und Sünden gedient: alles Große aber, das sie vollbracht, hat ihnen selbst angehört; alle Fehler, in welche sie gefallen, alle Sünden, die sie gethan, sind aus den Verhältnissen hervorgegangen. Konrad II. und Heinrich III. sind die Helden ihrer Zeit gewesen, Heinrich IV. und Heinrich V. die Opfer der ihrigen. Und alle haben, wenn sie frei waren von den Netzen der Arglist, nach einem Ziele gestrebt; sie haben die Ehre des Reiches, die Festigkeit des Thrones und den Glanz der Krone des deutschen Reiches immer im Auge gehabt, und für diese großen Güter haben sie gerungen und geduldet, für diese großen Güter geirret und gesündiget."

---

benrücksichten völlig entfesseltes Streben nach Wahrheit, verbunden mit einer oft wahrhaft bezaubernden Anmuth in Darstellung und Farbengebung sind die ganz ungewöhnlichen Vorzüge, die in Herrn Luden gewiß jeder Geschichtsfreund, wenn er anders auch fremdes Verdienst gehörig zu würdigen und für dasselbe sich zu entflammen im Stande ist, eben so laut als freudig und dankbar anerkennen wird.

2. „Und durch sie ward nichts verloren. Die fränkischen Kaiser hatten dem Reiche und der Krone nichts vergeben. Noch stand Deutschland keinem andern Reiche nach in der christlichen Welt*). Noch konnte Deutsch-

*) Wie wahr und gegründet obige Behauptung Herrn Ludens sey: um sich davon zu überzeugen, darf man nur einen, wenn auch blos flüchtigen Blick auf die Landkarte der christlichen Welt in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts werfen. Von allen Reichen konnte keines sich mit Deutschland auch nur von ferne vergleichen. In der Reihe großer, selbstständiger Staaten hatte Frankreich damals noch gar keinen Platz. Weit später trat es erst in dieselbe ein. Aber jetzt noch in eine Menge kleiner Fürstenthümer zersplittert, deren Herren von dem, nur mit unbedeutender Territorialmacht ausgerüsteten französischen Thron völlig unabhängig waren, konnten die Franzosen, vielseitig getrennt durch die Verschiedenheit der Interessen sowohl ihrer Fürsten, als auch der Länder, die sie bewohnten, und durch das Band einer erst unlängst gebildeten gemeinschaftlichen, jedoch durch die vielen, völlig von einander abweichenden Dialekten noch ziemlich verwirrten Sprache nur schwach zusammengehalten, durchaus nicht als eine dem deutschen Volke ähnliche Gesammtnation betrachtet werden. — England, das ohnehin unter dem Druck eines, von dem Eroberer eingeführten Despotismus schmachtete, verlor im Anfange der gegenwärtigen Periode, durch den langjährigen Kronstreit zwischen Stephan und dem Hause Anjou, sehr bald wieder beinahe alles, was es an scheinbarer äußerer Größe durch den Eroberer und dessen Söhne gewonnen hatte; und wenn auch Heinrich Plantagenet durch die Acquisition der Normandie und des größten Theils von Aquitanien Frankreich sehr empfindlich schwächte, so ward dadurch doch Englands innere Stärke nicht vermehrt, noch weniger das Wohl der Nation dadurch gefördert, im Gegentheil der Grund zu langjährigen, beide Reiche erschöpfenden Kriegen gelegt. — Die Polen und Ungarn waren noch höchst rohe Völker, und in Cultur und Civilisation hinter allen europäischen Nationen weit

land ein einiges, starkes Reich werden, und alle deutsche Nationen ein einiges großes Volk. In der Geschichte der fränkischen Kaiser stand es in flammenden Zügen geschrieben, welchen Weg die künftigen Könige einzuschlagen hätten, wenn dieses große Ziel ereicht werden sollte. Sie mußten zuerst die Ehre des Reiches und die Würde der Krone stets vor Augen haben, und nicht nach einer andern Größe ihres Hauses streben, und nicht ausgreifen, um für ihr Haus eine andere Macht zu gewinnen, als welche im Reiche lag. Sie mußten zweitens vorzüglich dahin arbeiten, jede *feindliche Berührung mit dem Papste* zu vermeiden, und das Verhältniß zu befestigen, welches zwischen der Kirche und dem Reiche durch den calixtinischen Vertrag festgesetzt war. Sie mußten drittens die unglücklichen Fahrten nach Italien

---

zurückgeblieben. — Dänemark, bis zu den Zeiten Waldemars I. äußerst schwach und kraftlos, ward als ein von Deutschland abhängiger Staat betrachtet; während Schweden, bei den öftern Theilungen dieses Reiches und seinen unaufhörlichen Kronstreitigkeiten, noch nicht die mindesten Ansprüche auf politische Bedeutsamkeit machen konnte. — Was endlich das griechische Reich betrifft, so bildet dessen äußerer Glanz einen jammervollen Contrast mit seiner innern, stets zunehmenden Schwäche und Kraftlosigkeit. Empörungen, innere Kriege und äußere Verluste gegen Türken und donauische Nationen fahren fort, es noch mehr zu schwächen, bis endlich die griechische Herrschaft, in der Hauptsache sich blos noch auf die große und ungeheure Hauptstadt erstreckt, die jedoch, als die Abendländer gegen das Ende der Kreuzzüge sich der ganzen Handlung auf dem mittelländischen, und zuletzt auch gar noch auf dem schwarzen Meere bemächtigten, ebenfalls immer schneller und tiefer sank. — Unstreitig war also Deutschland in dieser und in der folgenden Periode noch das größte, vorherrschende Reich in der christlichen Welt, und ein deutscher König oder Kaiser — war er anders ein Herr von Geist und Kraft — der mächtigste und angesehenste Monarch der Christenheit.

aufgeben, und ihre ganze Kraft dem deutschen Volke zuwenden. Sie mußten endlich die untern Menschenklassen zu heben und zunächst das Leben in den Städten in jeglicher Weise zu fördern suchen, um durch dasselbe die Anmaßungen des Adels zu bekämpfen und das Lehenwesen zu zerstören *). Wenn aber die künftigen Könige der Deutschen, gleichviel, ob freiwillig oder gezwungen, ob aus Lust oder aus Noth, von diesen Grundsätzen abwichen, wenn sie sogar denselben entgegen handelten; wenn sie also eine besondere Hausmacht neben der Macht des Reiches, oder selbst auf Kosten der Macht des Reiches erstrebten, wenn sie auf das neue die Bannflüche der Päpste auf sich zogen

*) Das heißt, jenes ausgeartete, monstruöse Lehnwesen, das blos in dem Adel die Nation erblickte, die ganze übrige ungeheure Volksmasse in den Stand der Knechtschaft und Dienstbarkeit herabdrückte, das Aufblühen einzeler Volksklassen unmöglich machte, jeden geistigen wie industriösen Aufschwung im Volke zu ersticken suchte, und um diesem einen recht knechtischen Sinn gleichsam zur andern Natur zu machen, es sogar — Schmach auf Schmach häufend — der Ehre Waffen zu führen für unfähig erklärt hatte. Dieses widerliche, jedes Gefühl empörende, der menschlichen Natur ihre Würde raubende Lehnsystem mußte, wenn anders die Deutschen ein großes, in sich einiges Volk werden sollten, durchaus in allen seinen Wurzeln und Fasern zerstört werden. — Aber etwas ganz anderes war das Lehnwesen in seiner primitiven Entstehung. Vollkommen naturgemäß, ging es aus ganz einfachen, sich von selbst bildenden staatsgesellschaftlichen Verhältnissen hervor, wirkte unter jedem Volke, bei dem es eingeführt war, äußerst wohlthätig, milderte um vieles das Nachtheilige, was jeder sehr große Staat nothwendig mit sich führen muß, veredelte daher die monarchische Verfassung, und ward eine feste Scheidewand zwischen Monarchismus und Despotismus. Daß also nicht von diesem, sondern von dem Erstern hier oben die Rede ist, und die Rede seyn konnte, dieß versteht sich von selbst.

und die Kirche verwirrten und betrübten; wenn sie die heillosen Züge nach Italien fortsetzten und erneueten, wenn sie endlich den freien Geist verachteten, der sich in den Bewohnern der Städte so kräftig gezeigt hatte, und dagegen die Aristokratie begünstigten und das Lehenwesen noch mehr befestigten, so konnte es nicht anders seyn; die Könige der Deutschen mochten auch als Männer und Helden Ehre und Ruhm gewinnen; aber das Schicksal des Reiches war entschieden und die Entwürdigung des Thrones eben so gewiß, als die Auflößung des deutschen Volkes in eine Menge kleiner Völklein*).

II.

Wahl Lothars II. zum Könige der Deutschen**).

*) Welche tief gedachte, die wichtigsten historischen Momente in gedankenreicher Kürze umfassende, und zugleich auf Deutschlands höchste Interessen mit so vieler Klarheit hinweißende Würdigung der so ungemein merkwürdigen Regierungsperiode des fränkischen Kaiserhauses! Wir wollten dieselbe unsern Lesern um so weniger entziehen, da sie auch, bei dem jetzigen Eintritt in eine neue Geschichtsperiode, als eine treffliche, den Ueberblick des Ganzen ungemein erleichternde Einleitung betrachtet werden kann.

**) Historische Quellen erster Klasse sind: Otton, Frising. Chron. in Verbindung mit dessen zwei Büchern de Gestis Friderici I. — Ferner Annalista Saxo (ap. Eccard. corpus historicum Medii Aevi T. II.) — Incerti authoris narratio de electione Lotharii (ap. Reuber.) — Rob. de Monte Append. ad. Chron. Sigeb. geht bis zu dem Jahre 1210 (Pistor. Rer. Germann. script.) — Anselmi Abbat. Gemblac. Chronicon, geht jedoch blos bis zum Jahre 1136. (Pist. script. rer. germ.) — Dodechini Abb. App. ad Chron. Mar. Scoti (Pist. rer. germ. script.) Udalrici Babenb. cod. epistol. (Eccard. corp. hist. med. Aev. T. II.) — Mascovius Commentarii de Reb. Imp. sub. Lothar. — Die neuern, jetzt dienlichen Hülfsschriften zur Geschichte Deutschlands sind dieselben, die wir schon früher unsern Lesern angezeigt haben.

1. „Die Erlöschung des fränkischen Kaiserhauses bot den deutschen Fürsten, besonders den Mächtigern, jetzt abermals ihnen äußerst willkommene Gelegenheit dar, ihre Macht noch mehr zu erweitern, das königliche Ansehen in noch engere Schranken einzuschließen, ihre schon von Gregor VII. und jetzt von allen deutschen Bischöfen ungemein begünstigte Idee einer vollkommenen Wahlfreiheit zu verwirklichen, das Recht, bei erledigtem Throne sich selbst einen König zu geben, verfassungsmäßig zu begründen und auf diese Weise das deutsche Reich in ein förmliches Wahlreich zu verwandeln*). Ganz unumwunden spricht sich dieser

) Seit einiger Zeit hatte sich bei dem deutschen Clerus, dem hohen wie dem niedern, die Meinung festgestellt, daß Verminderung des königlichen Ansehens und Schmälerung der königlichen Macht unerläßliche Bedingungen der Wohlfahrt der Kirche wären). In dieser Voraussetzung mußte freilich das Streben der geistlichen Fürsten dahin gehen, Deutschland in ein Wahlreich zu verwandeln, weil alsdann, wie in jedem Wahlreiche, auch die königliche Gewalt bald zu einem leeren Schattenbilde dahin schwinden würde. Aber füglich hätte man den Erzbischof Adalbert und die übrigen Bischöfe fragen können: Wer bei völlig vernichteter königlicher Gewalt nun auch ferner, wie einst die frommen und großen Kaiser aus dem sächsischen Hause gethan, die Kirche immer mehr erhöhen, sie bereichern und mit neuem Glanze wird umgeben können? Endlich auch, Wer, wenn Zeiten kommen sollten, wo die Kirche von innern und äußern Feinden würde angegriffen werden, sie alsdann zu vertheidigen und zu schützen im Stande seyn würde? Und daß einige hundert Jahre nachher wirklich in Deutschland Zeiten eingetreten, wo die Kirche ganz wehrlos sich solchen Angriffen blosgestellt sah; daran möchte es überflüssig seyn, unsere Leser hier noch einmal erinnern zu wollen.

*) Daß diese Idee damals wirklich bei der Geistlichkeit vorherrschend war, dieß beweißt eine Menge Schriften aus jener Zeit, wie z. B. Gerohus de corrupto Ecclesiae Statu. Ferner Godefridi Viturbensis Memoria Saeculorum, und noch viele andere mehr.

Wunsch schon in dem Schreiben aus, welches die bei dem Leichenbegängniß des verstorbenen Kaisers in Speier anwesenden Fürsten an die übrigen Stände des Reiches wegen der Wahl eines neuen Königs erließen. Unter den schon bekannten Banalausdrücken von unterdrückter ständischer Freiheit, Bedrückung der Kirche, Furcht vor Dienstbarkeit, werden die Fürsten so ziemlich deutlich darin aufgefordert, sich nur einen solchen König zu wählen, dem man blos, wenn es beliebte, gehorchen dürfte, und der nur deßwegen allenfalls nothwendig sey, um Lehen zu ertheilen, jeden Besitzstand, gerechten wie ungerechten, zu sanktioniren, und offenbaren Gewaltthätigkeiten durch königliche Bestättigung einen äußeren Schein von Gesetzmäßigkeit zu geben. Der Verfasser des Schreibens war jedoch eigentlich blos der Erzbischof Adalbert von Mainz, ehemals als Kanzler ein kräftiger Vertheidiger der königlichen Allgewalt, aber seit seinem Zerwürfniß mit Heinrich V. ein eben so heftiger Gegner des Thrones*). Zwar hatten die in Speier anwesenden Herren ebenfalls ihre Zustimmung dazu gegeben, selbst sogar Herzog Friederich von Schwaben; aber wahrscheinlich legte derselbe dem Schreiben keine politische Bedeutsamkeit bei, und hielt die darin enthaltenen Ausfälle gegen das

*) In dem an die Fürsten gerichteten Zusammenberufungsschreiben verdient folgende, auf das hier oben Gesagte sich beziehende Stelle besonders bemerkt zu werden: Nullum tamen praejudicium deliberationi et voluntati vestrae facientes, nihil nobis singulare ac privatum in hac re usurpamus, quin potius discretioni vestrae hoc adprime intimatum esse cupimus, quatenus *memor oppressionis*, qua ecclesia cum *universo regno* usque modo laboravit, dispositionis divinae providentiam invocetis, ut in substitutione alterius personae sic ecclesiae suae et regno provideat, quo *tanto servitutis* jugo a modo careat. (Cod. Udal. Bamb. No. 320.)

königliche Ansehen blos für leere, bald wieder von selbst ganz spurlos verhallende Phrasen.

2. Der Wahltag ward auf den vier und zwanzigsten August (1125) festgesetzt, und Mainz und die beiden Rheinufer zum Wahlort bestimmt. — An Fürsten, deren Kräfte hinter den Forderungen, die jetzt das deutsche Reich an den neuen König machen mußte, nicht sehr weit zurückblieben, hatte zwar damals Deutschland keinen Ueberfluß. Indessen gab es doch Einen, der, hoch über alle andere hervorragend, kräftig genug war, dem Königsthrone seinen ehemaligen, seit einiger Zeit so sehr verblichenen Glanz wieder zu geben und das Ansehen des deutschen Reiches auch gegen das Ausland wieder mit Würde und Nachdruck zu behaupten; und dieser Fürst war Friederich der Hohenstaufe, Herzog von Schwaben. In ihm vereinigten sich umfassende Anlagen, ausgezeichnete Kriegskunde, persönliche Tapferkeit, Mäßigung, ein stets alles, das Große wie das Kleine mit seltener Ruhe überschauendes, edles und würdevolles Benehmen, dabei eine unerschütterliche Festigkeit und Reinheit des Charakters, verbunden mit einem, in jenen Zeiten seltenen großartigen Sinne, und einem für alles wahrhaft Große und Edle empfänglichen Gemüthe. Zudem war Friederich ein Neffe des verstorbenen Kaisers, der auf seinem Sterbebette ihm nicht nur seine Gemahlin, die Kaiserin, sondern auch die Reichsinsignien übergeben, und eben dadurch ihn gewissermaßen stillschweigend zu seinem Nachfolger den Fürsten empfohlen hatte. Ueberdieß standen an Macht und Reichthum alle andere Fürsten ihm nach; denn zu den schon sehr beträchtlichen Gütern, die er theils von seinem Vater ererbt, theils zur Belohnung für seine Dienste von seinem Oheim, dem Kaiser Heinrich V. erhalten hatte, waren jetzt noch sämmtliche Hausgüter, kurz die ganze Erbschaft eben dieses kaiserlichen Oheims

gekommen, und diese an sich schon so bedeutende Macht vermehrten nun auch noch Friedrichs ansehnliche Familienverbindungen. Seine Gemahlin war eine Tochter Heinrichs des Schwarzen, Herzogs von Bayern, und seine Mutter in zweiter Ehe mit dem Markgrafen Leopold von Oesterreich vermählt; ersterer war demnach Friederichs Schwieger-, der andere sein Stiefvater; und endlich hingen alle Schwaben, die ihren Herzog, seiner Tapferkeit, Gerechtigkeitsliebe und Milde eben so sehr liebten als ihn verehrten, mit unverbrüchlicher Treue an ihm. Unstreitig hatte Niemand gerechtere Ansprüche und zugleich auch gegründetere Hoffnungen auf den erledigten Thron, als Friederich von Schwaben, und da er, weil sein Bewußtseyn ihm sagte, daß er das Regiment zu führen wisse, nun auch glaubte, daß es ihm gebühre, so zweifelte er keinen Augenblick daran, daß die Wahl keinen andern als ihn treffen könne. Leider hatte dieser verdienstvolle Fürst doch auch geheime Feinde — wie wäre es wohl auch anders möglich gewesen! längst mußten ja schon Friederichs Waffenruhm, dessen steigendes Ansehen, Macht und Reichthum den Neid geweckt haben — indessen würde er von jenen wenig zu befürchten gehabt haben, hätte nicht der unternehmende, ränkevolle Erzbischof Adalbert von Mainz sich an ihre Spitze gestellt. Seinen Haß gegen den verstorbenen Kaiser, der um so brennender war, da er sich nie an demselben hatte rächen können, übertrug er in demselben Maaße auf den Neffen, und sein ganzes Dichten und Trachten ging nun dahin, die Wahl, durch welche Mittel und Künste es auch seyn möchte, auf einen andern zu lenken. Diese seine Gesinnungen wußte er jedoch sehr schlau gegen Friederich zu verbergen, und da es der Arglist nie schwer werden kann, ein offenes, unbefangenes, wahrhaft großmüthiges Herz zu täuschen und zu hinterlisten; so gelang es auch dem Erzbischof, den Herzog zu überreden, die ihm von seinem sterben-

den Oheim anvertrauten Reichsinsignien jetzt noch vor der bevorstehenden Wahl seinen Händen zu übergeben. Friederichs Großmuth ahnete nicht, daß er bei dieser Uebergabe auch schon das Reich in die Hände des Erzbischofes lege*).

3. Der einzige Fürst, den Adalbert dem Friederich entgegensetzen konnte, war Herzog Lothar von Sachsen, Sohn des in der Schlacht an der Unstrut gefallenen Grafen von Supplingenburg. Seine frühere Jugend verlebte er an dem Hofe Heinrichs IV., berechtigte aber damals durch seine Aufführung zu keinen sehr großen Erwartungen; er ging blos seinen Vergnügungen nach, und zeichnete sich dabei durch eine äußerst weibische und weichliche Lebensweise aus. Tief schmerzte

*) Friederich hätte gar leicht, wenn er gewollt, von den Schwaben und auch den Franken, deren Herzog sein Bruder Conrad war, sich zum König können wählen lassen. Ganz gewiß würden die lotharingischen Fürsten dieser Wahl beigetreten seyn; und da er im Besitze der Reichsinsignien war, welche man damals für ein Haupterforderniß hielt, so hätte jede andere Wahl durchaus keine Gültigkeit gehabt, auch würde nicht leicht irgend ein anderer Fürst dem mächtigen, schon von zwei Hauptnationen gewählten Friederich sich haben widersetzen wollen. — Welcher Künste sich Adalbert bediente, um dem Herzog jenes Kleinod aus den Händen zu entwinden, dieß ist nicht bekannt. Der Abt Albert von Stade sagt in seiner Chronik blos: Albertus Moguntinus — — — — — — *complicibus condunatis*, concilium concepit, quo Regalia potestati Friderici eripiant, et sic ad alium eligendum *roborentur*. Höchst wahrscheinlich spiegelten der Erzbischof und dessen Gehülfen dem arglosen Friederich vor: an seiner Erhebung auf den deutschen Thron sey gar nicht mehr zu zweifeln, und daß, wenn er die Insignien noch vor seiner Wahl herausgäbe, diese alsdann, weil desto freier, auch für ihn desto glänzender und ehrenvoller seyn würde.

dieß seine Mutter Hedwig, eine ungemein kluge und edle Dame. Da ihre mütterlichen Ermahnungen bisher wenig gefruchtet hatten; so fiel sie endlich auf den Gedanken, einen Versuch zu machen, das, wenn noch nicht völlig erloschene Ehrgefühl ihres Sohnes, durch einen, jedes edle Herz tief verwundenden Spott, wo möglich wieder zu wecken. Zu einer Zeit also, wo es nach damaliger Sitte üblich war, daß Anverwandte und Freunde sich gegenseitige Geschenke machten, schickte sie ihm ein ungemein prachtvoll geschmücktes, aber blos mit einer hölzernen Klinge versehenes Schwert zum Geschenke. Diese höhnende Zurechtweisung that die gehoffte Wirkung. Lothar änderte seine Lebensweise, erwarb sich nach und nach den Ruf kriegerischer Tüchtigkeit, gewann an Ansehen auch bei den übrigen sächsischen Fürsten, erhielt daher, vor einigen andern Nebenbuhlern, die Hand der edlen Richenza, einer Enkelin des berühmten, dem Leser längst schon bekannten Otto's von Nordheim, und vermehrte dadurch seine eigenen, nicht sehr ansehnlichen Erbgüter mit dem braunschweigischen Lande und noch einigen andern nicht unbedeutenden Besitzungen in Westphalen und an der Weser. Endlich erhielt er auch noch — was ihm jedoch nicht zu sehr großer Ehre gereicht — weil er Heinrich V. gegen dessen Vater wesentliche Dienste geleistet hatte, von dem Ersteren, nach dem Tode Magnus, des letzten Herzoges aus dem billingischen Stamm, das Herzogthum Sachsen. Diese Wohlthat erwiederte jedoch Lothar mit schnödem Undank, ward, wie wir gesehen, seines Wohlthäters erbittertster Gegner, und beharrte bis zu dem Tode dieses Kaisers in seinem Haß gegen denselben.

4. Aber eben dadurch empfahl sich Lothar nur destomehr dem Erzbischof Adalbert. Ohnehin hatten beide von jeher in sehr freundschaftlicher Berührung mit einander gestanden, hatten sich wechselseitig sehr bedeu-

tende Dienste geleistet, waren sich daher zu gegenseitigem Dank verpflichtet. Als der Erzbischof vor dem Zorn des Kaisers floh, fand er Zuflucht und Schutz bei Lothar, und als gegen diesen, wie man sich erinnern wird, beinahe alle sächsische Fürsten sich verbunden hatten, und seine Stellung bei der Heimenburg mit jedem Tage gefährlicher ward, zog Erzbischof Adalbert mit zahlreichen Schaaren ihm zu Hülfe, und brachte durch seine Vermittelung einen für Lothar sehr ehrenvollen Vergleich mit den sächsischen Fürsten zu Stande. Uebrigens stand auch Lothar bei der Nation in dem Rufe der Tapferkeit, der Klugheit und Redlichkeit; und keine groben Laster hatten je seinen sittlichen Charakter befleckt. Die Geistlichkeit war ihm besonders geneigt, und von den weltlichen Fürsten, die gewöhnlich blos den Motiven ihres Eigennutzes folgten, war auch nicht zu vermuthen, daß sie ihm sehr entgegen seyn würden; da ja Lothar bei allen seinen Empörungen und Privatstreitigkeiten mit dem Kaiser stets, weil es gerade so in seinem Interesse lag, als Befreier der unterdrückten Kirche und Vertheidiger der ständischen Rechte und Freiheiten aufgetreten war*). Auch waren seine Verhältnisse als Herzog von Sachsen zu den übrigen sächsischen Fürsten, wie auch zu den benachbarten slavischen Völkern so schwieriger Art, daß sie ihm den Beistand der übrigen deutschen Fürsten durchaus nothwendig machten, und diese daher nicht zu befürchten hatten, daß er an Wiederherstellung des ehemaligen königlichen Ansehens, und noch viel weniger an eine Erweiterung der königlichen Macht würde denken können.

*) Daß Lothar, als König, sich zu andern Grundsätzen bekannte, und seine Macht, wenn es ihm möglich gewesen wäre, sowohl in Reichssachen, als auch besonders in kirchlichen Angelegenheiten gerne erweitert hätte; darüber wird uns die Geschichte in kurzem die nöthigen Beweise liefern.

Endlich mochte es auch noch auf viele eine für Lothar günstige Wirkung gemacht haben, daß er schon ziemlich weit in Jahren vorgerückt war, keinen Sohn, nur eine Tochter hatte, mithin seine jetzige Wahl schon wieder eine nahe Aussicht auf eine nicht mehr sehr entfernte, neue Königswahl öffnete.

5. Die jetzige Wahl, die am 24. August, am Feste des heiligen Bartholomäus begann, und vier bis fünf Tage dauerte, gehört zu den merkwürdigsten Ereignissen in der deutschen Geschichte. Bisher waren alle früheren Königswahlen, sowohl die bei Lebzeiten eines Königes, oder auch nach Erlöschung eines Königshauses statt gehabt hatten, blos Scheinwahlen gewesen. In dem erstern Falle war die sogenannte Wahl von Seite der Fürsten nichts als eine Anerkennung des zukünftigen, durch seine Geburt schon zum Throne berufenen, und von seinem königlichen Vater zum Nachfolger bestimmten Königes gewesen. In dem andern Falle geschah es gewöhnlich, daß der Fürst, der sich mächtig genug fühlte, seine Wünsche bis zum Throne zu erheben, durch Freunde und bedeutende Familienverbindungen Mittel und Wege fand, sich von einer der vier deutschen Hauptnationen zum König ausrufen zu lassen, hierauf mit Heeresmacht das Reich durchzog und theils mit Gewalt, theils durch glänzende Versprechungen sich auch die Anerkennung der übrigen Fürsten zu verschaffen wußte. So Conrad I., Heinrich I., Heinrich II., und selbst bei der berühmten Wahlversammlung bei Kampa war die Erhöhung Conrads II. auf den erledigten deutschen Thron mehr Folge der kräftigen Vermittelung des Erzbischofes von Mainz, so wie der Empfehlung des verstorbenen Kaisers Heinrichs II., als einer ganz freien, ruhigen, durch nichts gestörten Wahl der Fürsten gewesen. Bemerkt zu werden verdient, daß der gegenwärtigen Wahl auch zwei päpstliche Legaten, von denen jedoch blos der Cardinal Ger=

hard genannt wird, der Wahl beiwohnten *), nicht unbedeutenden Einfluß darauf hatten, aber sich um das Wahlgeschäft dadurch kein kleines Verdienst erwarben, daß sie, was allen früheren Wahlen gefehlt hatte, die Art und Form angaben, wie die Wahl mit der nöthigen Ruhe, Besonnenheit und Weisheit geschehen könnte. Als nämlich an dem bestimmten Tage sämmtliche Reichsfürsten, Geistliche wie Weltliche, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, Herzoge, Markgrafen und Grafen nahe bei Mainz angekommen waren und auf den beiden Ufern des Stroms, die Schwaben und Franken auf dem rechten, die Bayern und Sachsen auf dem linken sich gelagert hatten, fand es sich, daß das zahlreiche, von den Fürsten mitgebrachte Gefolg, den Troß an Knechten und unbewaffneten Leuten abgerechnet, und blos aus Unter-

*) Uebrigens möchte es wohl ein etwas zu voreilig gefälltes Urtheil seyn, wenn neuere Geschichtschreiber diesem Umstande, nämlich der Gegenwart päpstlicher Legaten bei der Wahl Lothars, eine ganz besondere, aus dem damaligen, schon ziemlich allgemein angenommenem Verhältnisse der Geistlichen zur weltlichen Macht, hervorgehende politische Wichtigkeit beilegen wollen. Es kann durchaus nicht als eine Anmaßung von Seite des römischen Stuhles betrachtet werden. Die Wahlen neuer Herrscher sind gewöhnlich für die Völker sehr gefahrvolle Augenblicke. Blutige Spaltungen, leidenschaftlicher Partheienkampf, selbst Bürgerkrieg sind selten davon getrennt. Für das höchste Oberhaupt der Kirche, für den gemeinschaftlichen Vater aller christlichen Völker, war es daher gewiß sehr geziemend, jetzt Männer von geprüfter Einsicht und Redlichkeit, und mit hohen geistlichen Würden geschmückt, nach Deutschland zu schicken, um durch weisen Rath auf die wählenden Fürsten wohlthätig zu wirken, sie zur Eintracht zu ermahnen, gegen einander streitende und sich durchkreuzende Interessen auszugleichen und mit einander auszusöhnen, kurz allen, bei solchen Gelegenheiten mit Grunde zu befürchtenden Calamitäten, wo möglich, bei Zeiten zuvorzukommen.

vasallen und Lehnsmannen (milites) bestehend, sich auf sechzig tausend Mann belief. Zwar konnten die Lehnsmannen (der niedere Adel) mit Recht behaupten, daß, da ihre Treupflicht zu dem Könige höher stehe, als zu ihren mittelbaren Lehnsherren, sie auch in demselben Verhältniß, wie diese zu dem Oberhaupt des Reiches stünden, mithin auch ihnen das unmittelbare Wahlrecht zugestanden werden müßte. Da jedoch auf der andern Seite eine von sechzig tausend Individuen vorzunehmende Wahl ein offenbares Unding ist, das, ohne je zu einem erwünschten Resultat zu führen, nur Unordnung, Verwirrung, Streit und blutigen Kampf zur Folge haben kann; übrigens auch, weil bis jetzt noch nie eine förmliche Wahl Statt gefunden hatte, es auch noch nicht urkundlich entschieden war, daß alle Ritter und Lehnsmannen an der Wahl Theil nehmen sollten, so machte der päpstliche Legat den Vorschlag: erstens, daß die Berathungen nicht in dem Lager, sondern zu Mainz in dem dort sehr geräumigen Schloßhofe sollte gehalten werden; zweitens, daß man aus jeder der vier Hauptnationen der Bayern, Schwaben, Franken und Sachsen zehn Fürsten bestimmen möchte, die eigentlich wählen, und zu deren Wahl alsdann die übrigen ihre Zustimmung geben sollten. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall; denn keiner dachte daran, daß, da damals aus Mangel an schriftlich abgefaßten gesetzlichen Bestimmungen, alles auf Gewohnheit ankam, die jetzt beliebte Form einer so feierlichen Verhandlung, wie die Wahl eines neuen Oberhauptes des Reiches, nun auch für alle folgende Fälle als Norm betrachtet, daher ein Unterschied zwischen den wählenden und blos einstimmenden Fürsten gemacht, mithin den Letztern dadurch schon ein bedeutend minderer Rang in dem Fürstenrath würde angewiesen werden.

6. Der ernannte Wahlausschuß brachte drei, als

die würdigsten zum Throne, in Vorschlag, nämlich den Herzog Friederich von Schwaben, den Herzog Lothar von Sachsen und den Markgrafen Leopold von Oestreich *). Der Erstere war an diesem Tage in der Fürstenversammlung nicht erschienen, theils weil er zu bescheiden war, für sich selbst zu stimmen, und doch auch einem andern seine Stimme nicht geben wollte, theils auch damit seine Wahl, an der er gar nicht mehr zweifelte, besonders da Adalbert ihn in dieser irrigen Voraussetzung arglistiger Weise noch mehr bestärkt hatte, in seiner Abwesenheit nur desto glänzender und ehrenvoller für ihn seyn möchte. Aber die beiden andern waren gegenwärtig, und baten, sobald sie ihre Namen nennen hörten, Leopold in Wahrheit und mit vollem Ernste, Lothar blos dem Scheine nach, und um seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, die Fürsten sehr inständig, sie mit der eben so großen als gefahrvollen Würde zu verschonen. Aber indessen war Friederich hinterbracht worden, man schreibe sein

*) Otto von Freisingen erzählt: man habe auch den, unsern Lesern schon sehr ruhmvoll bekannten Carl den Gütigen, Grafen von Flandern, in Vorschlag gebracht. Dieß hat aber nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit. Sollte es jedoch demungeachtet geschehen seyn, so würde es ein neuer Beweis seyn, daß man einen König haben wollte, der sich durchaus mit dem blosen königlichen Namen hätte begnügen müssen, und von dem man allenfalls auch noch einen Theil der ohnehin nicht mehr sehr zahlreichen, über die ganze Oberfläche Deutschlands zerstreuten königlichen Kammergütern hätte erpressen können. Doch auch dieß läßt sich vernünftiger Weise nicht vermuthen, da ja jedes, selbst noch so blöde fürstliche Auge voraussehen konnte, daß der kluge, besonnene und bescheidene Carl die ihm arglistig angetragene Königskrone nie angenommen haben würde, man ihn auch nicht durch Gewalt zu ihrer Annahme hätte zwingen können. Wahrscheinlich hat sich also Otto von Freisingen, der, wie alle spätern Chroniker, dergleichen blos Nebenumstände betreffende Notizen nur von Hörensagen her hatte, sich hierin geirret.

Ausbleiben aus der Versammlung der Furcht zu, weil er unter der vorigen Regierung die Stadt Mainz feindlich behandelt, sie hart belagert und geängstigt habe, daher Nachstellungen von Seite der Einwohner befürchtend, sich in der Stadt nicht sicher glaube. Um dieses thörichte, sein Ehrgefühl beleidigende Gerücht zu widerlegen, eilte Friederich gleich am folgenden Tage und zwar ganz allein und ohne alle Bedeckung nach Mainz, und erschien nun ebenfalls unter den dort versammelten Wahlfürsten. Diese ganz unerwartete Erscheinung war niemand weniger willkommen, als dem Erzbischof Adalbert. Indessen verlor er doch nicht die Gegenwart des Geistes, und da er bei der Versammlung den Vorsitz führte und deren Berathungen leitete, so richtete er an die drei in Vorschlag gebrachten Fürsten die Frage: ob sie bereit wären, in dem Falle daß ein Anderer gewählt würde, sich diesem zu unterwerfen? Lothar und Leopold von Oestreich bejahten sogleich diese Frage; letzterer fügte nur die Bitte noch hinzu, daß man ihn um Gotteswillen dabei aus dem Spiele lassen möchte. Friederich war jedoch mit seiner Antwort nicht so eilig. Ohne den Rath und die Zustimmung der im Lager zurückgelassenen Mannen, sagte er, wolle und könne er keine entscheidende Erklärung geben, verließ hierauf augenblicklich die Versammlung und kehrte in das Lager zurück. — Da es damals noch nicht verfassungsmäßig entschieden war, daß die Untervasallen an einer Königswahl gar keinen Antheil haben sollten, so war Friederich, in der Voraussetzung, daß auch jenen das Wahlrecht zustünde, nicht nur berechtiget, sondern es geziemte ihm sogar, jetzt keine andere als diese Erklärung von sich zu geben. Aber desto gehäßiger wurde das Betragen und die Worte Friederichs von dessen Gegnern gedeutet. Es sey, sagten sie, blos Stolz und frecher Trotz; als ein naher Anverwandter des verstorbenen Kaisers, glaube Friederich, daß vermöge des Geburtsrechts die deutsche

Krone ihm gebühre. Dagegen müsse man nun nöthige Vorsicht nehmen, daher auch, um sich in dem nun einmal erlangten Besitze des Wahlrechts zu befestigen, durchaus einen Andern auf den Thron erheben. Diese Reden machten einen ungemeinen Eindruck auf die Gemüther aller Anwesenden, selbst jener, die nicht zu Friederichs Gegnern gehörten, im Gegentheil dessen Vorzüge und Verdienste zu würdigen wußten, bei denen aber leider der eingebildete hohe Werth, den sie dem freien Wahlrecht beilegten, alle andere Betrachtungen überwog.

8. Am folgenden Tage, an welchem abermals weder Friederich von Schwaben noch dessen Schwiegervater, der Herzog von Bayern, in der Versammlung erschienen, wiederholte der Erzbischof an Lothar und Leopold noch einmal die Frage: ob sie nach Ablehnung der Krone jedem andern Gewählten zu gehorchen bereit wären? worauf beide dieselbe Erklärung wie am vorigen Tage von sich gaben. Auf Ansuchen des Erzbischofes und der versammelten Fürsten mußten nun Lothar und Leopold abtreten. Adalbert hielt jetzt eine kurze Rede, in welcher er die Eigenschaften entwickelte, welche zur Ehre Gottes und zum Wohl der Kirche einen deutschen König schmücken müßten, und forderte hierauf die anwesenden Bischöfe und Fürsten auf sich niederzulassen und die neue Wahl zu beginnen. Aber statt einer ruhigen Berathung entstand jetzt auf einmal in der Versammlung eine ungemein heftige, ebenso ärgerliche als immer stürmischer werdende Bewegung. Aus dem Kreise der Wählenden erhoben sich nämlich plötzlich einige Stimmen, welche riefen: Lothar soll König seyn! und in demselben Augenblicke drang auch noch von Außen eine Menge gar nicht zur Wahl berufenen Dienstmannen unter demselben wilden Rufe herein, holten den Lothar herbei, nahmen ihn auf ihre

Schultern und trugen ihn unter ununterbrochenem Geschrei und fortdauernden jauchzenden Zurufungen in dem Hofe herum. Den größten Theil der anwesenden Fürsten, besonders die bayerischen Bischöfe, empörte dieses tumultuarische, im höchsten Grade ärgerliche Verfahren, und Letztere standen schon im Begriffe, die Versammlung zu verlassen, als der Erzbischof, um sie zum Bleiben zu zwingen, die Thüren verschließen ließ. Aber nur noch lärmender und betäubender ward jetzt das Geschrei und die Verwirrung. Die Einen suchten hinaus, die Andern, und deren Anzahl war nicht klein, sich herein zu drängen. Das Rufen: Lothar soll König seyn! dauerte fort, und ward von der vor den Thüren stehenden Menge, wovon die Meisten den neuen König gar nicht kannten, vielleicht noch nie gesehen hatten, frohlockend und jauchzend beantwortet. Die ehrwürdigen Bischöfe vermochten kaum mehr sich zu fassen, und selbst Lothar klagte über die ihm angethane Gewalt, drohete sogar an allen, die ihn jetzt so sehr zu mißhandeln sich erfrechten, gerechte Rache zu nehmen. Nach und nach legte sich jedoch wieder der Sturm, und bald gelang es nun dem päpstlichen Legaten, Ordnung und Ruhe vollkommen herzustellen, so daß Alle wieder zu ihren Sitzen zurückkehrten. Der Cardinallegat nahm hierauf die bayerischen Bischöfe auf die Seite, gab ihnen einen, jedoch nur gelinden Verweis darüber, daß sie die Versammlung so eilig hätten verlassen wollen; er stellte ihnen vor, ihnen gezieme es vorzüglich, jede Störung und Trennung zu verhüten, die minder Unterrichteten eines Bessern zu belehren, und Friede und Eintracht zu erhalten; indem sonst alles Uebel, alle Frevel, selbst Raub und Mord, die aus solchen leidenschaftlichen Partheiungen entstehen könnten, auf ihr Haupt zurückfallen würden. Aber sobald der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Regensburg zum Worte kommen konnten, erhoben sie sich

ebenfalls, sprachen mit Nachdruck von der Würde des Reiches und der frechen Anmaßung jener, welche das Recht der Wählenden auf eine so strafbare Weise verletzt hätten, forderten diesfalls Genugthuung, und erklärten endlich, daß sie ohne ihren jetzt noch abwesenden Herzog durchaus nichts über die neue Königswahl bestimmen könnten *).

9. Die von den bayerischen Bischöfen geforderte Genugthuung ward nun von Seite derjenigen, welche durch ihren voreiligen Ruf: Lothar soll König seyn! die Störung und den Tumult veranlaßt hatten, durch Abbitte geleistet. Da jedoch die Bischöfe darauf bestanden, daß alle ferneren Verhandlungen ohne die Gegenwart ihres Herzoges, als Führer eines der vier deutschen Hauptvölker, nichtig und ungültig wären, so wurden sogleich Einige an den Herzog abgeordnet, die ihn auf dringende Bitte der anwesenden Wahlfürsten einladen sollten, sich ungesäumt in die Versammlung zu begeben. Herzog Heinrich befand sich gerade in dem Lager seines Schwiegersohnes, des Herzogs Friederich. Aber dennoch folgte er ohne alle Zögerung der an ihn ergangenen Einladung. — Welcher Gründe oder Künste man sich jetzt bediente, oder vielleicht früher schon bedient hatte, um den Schwiegervater Friederichs zu bewegen, seinem eigenen Schwieger-

*) Daß der ganze Lärmen ein von dem Erzbischofe Adalbert eingeleiteter, und mit seinen Anhängern abgeredeter Handel gewesen, dieß ist klar und bedarf keiner weitern Erläuterung. Das Geschrei der Menge, sowohl derjenigen, welche sich hereindrängten, als der andern, die vor den Thüren schrieen, konnte er für den Ausdruck des Wunsches wie des Willens eines großen Theils der Nation ausgeben, was nun auch jene unter den Wählenden, welche noch zwischen Friederich und Lothar schwankten, auf die Seite des Letztern ziehen mußte.

sohn seine Stimme zu entziehen und sie einem andern zuzuwenden, ist durchaus unbekannt, wodurch aber auch gerade den manichfaltigsten Vermuthungen, politischen Combinationen und Wahrscheinlichkeitsberechnungen der neuern Geschichtsschreiber ein weites und freies Feld geöffnet wird. Da es jedoch — wenn auch noch so sinnreich ausgedacht — bloße Hypothesen sind, so kann man füglich sie auf sich beruhen lassen. Herzog Heinrich von Bayern war ein sehr bejahrter, dabei sehr kränkelnder und daher die Ruhe liebender Herr; und so ist es ziemlich wahrscheinlich, daß blos Liebe zum Frieden und die Furcht vor einer, die Ruhe des ganzen Reiches störenden, blutigen Spaltung ihn bewogen haben mochten, nun ebenfalls der Wahl Lothars seine Zustimmung zu geben. — Sobald auch Herzog Heinrich sich für Lothar erklärt hatte, ward dieser sogleich von allen anwesenden geistlichen wie weltlichen Fürsten einstimmig zum König der Deutschen ausgerufen. Da jedoch der kluge und schlaue Adalbert nicht ohne Grund befürchtete, daß Lothar als König gar leicht andern Grundsätzen folgen könnte, als jene waren, zu denen er sich als Herzog bekannt hatte; so brachte er, was ihm wenig Mühe kostete, es bei den versammelten Fürsten dahin, daß sie dem Neugewählten eine Art von Capitulation vorlegten, wodurch die königliche Macht in noch engere Schranken als bisher eingeschlossen ward. In Ansehung des weltlichen Regiments spricht sich die Capitulation jedoch blos in ganz allgemeinen, gar leicht nach jedesmaliger Convenienz zu deutenden Ausdrücken aus, so daß, wenn der König, unter einem Zusammenfluß günstiger Umstände, Gelegenheit, mithin auch Lust gehabt hätte, seine Macht zu erweitern, er sich durch die jetzt mündlich oder urkundlich gegebenen Versprechungen wenig gebunden gefühlt haben würde. Bedeutender war die Beschränkung in kirchlichen An-

gelegenheiten. In dem callixtinischen Vertrag ward, wie man sich erinnern wird, das Recht dem Könige zugestanden, bei den Bischofswahlen gegenwärtig zu seyn, ihm sogar bei strittigen Wahlen, obgleich mit Zuziehung der Bischöfe, die Entscheidung übertragen. Diesem Recht mußte jetzt Lothar entsagen, indem man behauptete, daß die Gegenwart des Königs schon an sich eine Beschränkung der Wahlfreiheit sey *). Dieß Letztere kann man zwar nicht in Abrede stellen, indessen war jedoch immer diese neue Bestimmung eine nicht unbedeutende Schmälerung der königlichen Gerechtsamen. Wenn aber jetzt in den, dem neuen Könige vorgelegten Bedingungen auch festgesetzt ward, daß ein gewählter Bischof nach seiner Wahl sogleich consecrirt werden, und erst hierauf die Belehnung mit dem Scepter erfolgen sollte; so ward dadurch der königlichen Gewalt keines der in dem Concordat ihr zugestandenen Rechte entzogen. Unmöglich konnte es ja in dem Sinne des Papstes Calixtus und der Kirche gelegen seyn, verordnen zu wollen, daß die neugewählten Bischöfe nicht eher dürften consecrirt werden, als bis sie von dem König die Investitur erhalten hätten. Offenbar wäre ja dadurch die Wahlfreiheit wieder aufgehoben worden. Die jedesmalige Wahl eines Bischofes wäre eine bloße leere Ceremonie gewesen, und die Besetzung der bischöflichen Stühle wieder ganz der Willkühr der weltlichen Macht überlassen geblieben. Diese nun in der Capitulation gegebene nähere Bestimmung war demnach nichts als ein, um möglichen Streitigkeiten zuvorzukommen, durchaus nothwendiger, erläuternder Zusatz zu dem callixtinischen Vertrag **). Etwas ganz anderes war es wieder,

*) Habeat ecclesia liberam in spiritualibus electionem, nec regio metu extortam, *nec praesentia Principis ut antea coarctam*, vel ulla petitione restrictam. (Incerti authoris narratio de electione Lotharii)

**) Man sehe darüber der Fortsetzung fünf und zwanzigsten Band, Abschnitt II. §. 3.

was die Capitulation in Ansehung des ligischen Homagiums bestimmte, welches bisher die Bischöfe den Königen geleistet hatten. Zwar hatten die Päpste Urban II. und Paschal II. die Leistung desselben verboten. Aber das callixtinische Concordat war über diesen äußerst delicaten und schlüpfrigen Punkt, ohne ihn zu berühren, hinweggegangen, hatte demnach die fernere Leistung desselben stillschweigend zugestanden. Diese hörte aber jetzt auf *), und die Bischöfe und Aebte, aus allen Vasallenverhältnissen zum Reiche und dessen Oberhaupte heraustretend, leisteten dem Könige nur noch den gewöhnlichen Eid der Treue, und zwar unter dem viel besagenden Vorbehalt: unbeschadet ihrer Standesverhältnisse **).

10. Nachdem Lothar sämmtliche ihm vorgelegte Bedingungen genehmiget hatte, empfing er am folgenden Tage, — wahrscheinlich am 30. August — unter dem Namen Lothar der Dritte ***) von vier und zwanzig Bischöfen und sehr vielen Aebten den Eid der Treue, worauf auch alle weltliche Fürsten, nur mit Ausnahme Friederichs von Schwaben, ebenfalls herbeieilten, ihre Besitzungen und Würden in die Hände des neuen Königes legten, und, nach geleistetem Vasalleneide, sie von

---

*) A nullo (episcopo) ut antea moris erat, *hominium* accepit. (Inc. auth. narrat).

**) Salvo quidem ordinis sui praeposito.

***) Lothar ist als König von Deutschland Lothar der Dritte; aber als König von Italien und römischer Kaiser Lothar der Zweite. — Die Sache etwas strenger genommen, müßte jedoch Lothar, als deutscher König, eigentlich Lothar der Erste heißen. Denn die beiden frühern Lothare waren Märovinger und blos Könige von Austrasien. Aber Austrasien war bei weitem noch nicht, was Deutschland nach dem Frieden von Verdün, und noch viel weniger in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts war.

demselben bestätiget wiederzurückerhielten. Auf Zureden des Bischofes von Regensburg begab sich doch einige Tage darauf auch Friederich zu dem, nun von allen Fürsten des Reiches anerkannten Könige, unterwarf sich demselben und leistete den gewöhnlichen Huldigungseid. — Es beweißt einen ziemlichen Mangel an Zartheit und Takt, daß Lothar jetzt dem Herzog Friederich ein Lehen von dem Ertrag von 200 Mark anbieten ließ. Welche sonderbare Entschädigung für den Verlust der ersten Krone der christlichen Welt! Natürlich lehnte Friederich das Anerbieten großmüthig von sich ab. Aber nun ward dieses edle Betragen Friedrichs wieder völlig mißkannt und seine Großmuth als ein von selbst sprechender Beweis seiner feindlichen Gesinnungen gegen den neuen König gedeutet. — Lothars erster Regentenakt als deutscher König war, daß er den vor der Wahl geschlossenen allgemeinen Landfrieden bestätigte und dessen Dauer bis auf das nächstkommende Weihnachtsfest ausdehnte. Er entließ hierauf sämmtliche um ihn versammelten Fürsten, die nun auch größtentheils wieder in ihre Länder zurückkehrten. Er selbst aber, der neue König, begab sich mit großem und glänzendem Gefolge von geistlichen und weltlichen Herren nach Aachen, wo ihm der Erzbischof Friederich von Köln am dreizehnten September, über dem Grabe Karls des Großen, die Königskrone aufsetzte. Bald darauf, noch in demselben Monate, ward auch Lothars Gemahlin, Richenza, in Köln feierlich als Königin gekrönt. — Nachdem alles vorüber war, wurden die Bischöfe Burkard von Cambrai und Heinrich von Verdün mit dem zurückkehrenden Legaten nach Rom gesandt, um die päpstliche Bestättigung der vollzogenen Wahl sich zu erbitten*).

*) Dodechin sagt: „Legati pro *confirmando* Rege Romam mittuntur Gerhardus Cardinalis etc. etc.“ Das Wort Bestättigung darf hier nicht in seinem buchstäblichen Sinne genommen werden. Der König und die Für-

sten erbaten sich nur, um ihrem Werke auch eine kirchliche Sanktion zu geben, den päpstlichen Segen, und dieser ist gewiß zu Allem gut. Weder die Unabhängigkeit des Reiches, noch die Rechte der Fürsten wurden dadurch im mindesten geschmälert, welches ja schon daraus hervorgeht, daß, bevor noch die beiden, nach Rom geordneten Bischöfe die Reise antraten, Lothar allgemein anerkannt, ihm von Allen gehuldiget und er in Köln feierlich gekrönt worden war. — Erst in der Folge ward es mit der päpstlichen Bestättigung etwas ernster, besonders bei streitigen Wahlen. Als durch eine gespaltene Wahl Philipp von Schwaben und Otto IV. waren gewählt worden, bestand Papst Innocenz III. darauf, daß ihm die Wahlakten müßten vorgelegt und die Entscheidung überlassen werden. Aber auch diese Forderung war nichts weniger als eine ungeziemende Ausdehnung der päpstlichen Macht. Wegen des Verbandes Italiens mit dem deutschen Reiche machte der jedesmal gewählte deutsche König auch Ansprüche auf die römische Kaiserkrone, und die Ertheilung dieser Würde war, sowohl wegen ihrer primitiven Bedeutung, als auch weil in uraltem Herkommen gegründet, eine Emanation der päpstlichen Machtvollkommenheit. Nichts war also natürlicher, als daß nicht blos bei strittigen Wählen, sondern überhaupt bei jeder Wahl, die Päpste das Recht fordern konnten, zu untersuchen und zu prüfen, ob derjenige, der später von ihnen verlangen würde, zum römischen Kaiser gekrönt zu werden, auch gesetz- und verfassungsmäßig zum König gewählt worden, mithin im wahren Sinne rechtmäßiger König von Deutschland sey.

III.

Krieg gegen die Hohenstaufen. — Böhmische und burgundische Händel.

1. Mit dem Regierungsantritt Lothars beginnen nun auch jene unseligen Wirrungen zwischen den Familien der Welfen und Waiblinger, die in dem Laufe der Zeit, oft ihre innere Natur ändernd und neuen Samen neues Zwistes in sich aufnehmend, ganz Deutsch-

land und Italien in zwei feindlichen, mit den Namen Welfen und Gibellinen sich bezeichnenden Partheien spalteten und über beide Reiche namenlose Verwirrung und grenzenloses Elend herbeiführten. — Es ist nicht wahrscheinlich, daß Lothar seine Abneigung, oder gar seinen Haß gegen den verstorbenen Kaiser auch auf dessen Neffen sollte übertragen haben; aber desto zuverläßiger möchte es seyn, daß Friederichs Gegner, unter welchen der verschlagene, jetzt vorzüglich einflußreiche Adalbert die Hauptrolle mag gespielt haben, den König durch Vorspiegelungen jeder Art gegen Friederich reizten, ihm gefährliche Plane, an die er nicht von weitem dachte, andichteten, Lothars Herz mit Besorgnissen erfüllten, dessen Argwohn immer mehr nährten und endlich bis zu dem Wahn steigerten, daß seine und seines Thrones Sicherheit blos auf dem völligen Ruin des hohenstaufischen Hauses beruhe; er daher jetzt, wo Friederichs Bruder, der mächtige Herzog Conrad von Franken, der nach Palästina gepilgert war, sich noch in dem Orient befände, eilen müsse, die Hohenstaufen zu demüthigen, deren Macht zu brechen, wo möglich sie völlig zu vernichten, bevor noch die beiden Brüder mit vereinter Kraft ihm zu widerstehen im Stande seyn würden. — Lothar ließ sich bethören. Von Aachen ging er nach Bayern, wo er sogleich auf einem in Regensburg gehaltenen öffentlichen Tage seine feindlichen Gesinnungen gegen die hohenstaufischen Brüder unumwunden kund gab. In der Versammlung der Fürsten ward nämlich hier, man weiß nicht von wem und aus welcher Veranlassung, die Frage in Anregung gebracht: „ob die Güter derjenigen, die in die Acht verfallen, so wie auch jene, die durch Abtretung königlicher Kammergüter wären eingetauscht worden, dem Könige oder dem Reichsfiscus gehörten.“ — In Uebereinstimmung mit den anwesenden Fürsten, wovon die mehrsten allem Ansehen nach keine Freunde Friederichs

gewesen seyn mochten, ward nun diese Frage von dem Könige dahin entschieden, daß alle jene Güter dem Reiche gehörten. Diese Entscheidung war an sich nicht ungerecht, aber ihre Anwendung, wenn sie sich auch auf die Vergangenheit erstrecken sollte, durchaus unmöglich, es daher auch im höchsten Grade widersinnig, ihr eine rückwirkende Kraft beilegen zu wollen. Schon längst waren, wie es sich auch bei der reichen Mathildischen Erbschaft in Italien erwiesen, Fürsten- oder Familiengut und Reichsgut so mit einander vermischt, daß durchaus keine Ausscheidung mehr möglich war. Aber der ganze Handel und dessen Entscheidung waren offenbar gegen die hohenstaufischen Brüder gerichtet. Sie waren die Erben Kaiser Heinrichs V., mithin aller alten Stamm- und Erbgüter der fränkisch-salischen Kaiserfamilie; und obschon nun weder König Lothar, noch auch der Erzbischof Adalbert, oder auch ein anderer, ja sogar Friederich selbst, nicht angeben konnte, was von dieser Erbschaft ehemals Reichsgut gewesen seyn mochte, es demnach desto leichter war, alles, was man wollte, für ehemaliges Reichsgut zu erklären, so machte man jetzt dennoch den Hohenstaufen die Zumuthung, den größten Theil aller ihrer Besitzungen ohne weiters an das Reich zurückzugeben.

2. Sich stützend auf sein gutes Recht, weigerte sich jedoch Friederich dieser Rückgabe, führte zu seiner Vertheidigung nicht nur die so eben erwähnten Gründe an, sondern machte auch noch ganz Deutschland darauf aufmerksam, welche schreiende Ungerechtigkeit es sey, daß, nachdem man längst schon allen Fürsten die freie Vererbung ihrer Besitzungen zugestanden hätte, nun die fränkischen Kaiser allein als eigenthumslos betrachtet werden und ihren Neffen Etwas davon zu hinterlassen nicht berechtigt seyn sollten. — Den fernern Gang und Zusammenhang dieser gleich im Anfang sich immer mehr

verwickelnden Angelegenheit kennen wir nicht; denn zu jenen Zeiten gab es noch keinen pragmatischen Geschichtschreiber, sondern bloße Chroniker, und diesen war es nicht gegeben, das so unendlich mannichfaltig gestaltete öffentliche Leben in einer, den Verstand nur einigermaßen befriedigenden Einheit und logischen Zusammenhang darzustellen. Was wir also von diesem Handel, bevor er noch ganz Deutschland mit Blut, Raub und Mord erfüllte, wissen, ist blos, daß König Lothar sich gegen Weihnachten nach Strasburg begab, daß viele Fürsten und unter diesen auch der Erzbischof Adalbert von Mainz sich allda einfanden, Friederich von Schwaben jedoch ausblieb, ihm dieses Ausbleiben sehr hoch angerechnet und er sowohl dieses Ungehorsams wegen als auch wegen verweigerter Zurückgabe der ihm durch Erbrecht zugefallenen Güter, mit Verletzung aller Rechts- und gerichtlichen Formen, als ein Reichsfeind in die Acht erklärt ward. — Gleich im Anfange des folgenden Jahres (1126) ging Lothar nach Goslar und hielt hier abermals einen öffentlichen Tag, auf welchem in einer nicht sehr zahlreichen Versammlung größtentheils nur sächsischer und thüringischer Fürsten eine Heerfahrt gegen Friederich beschlossen, und zugleich festgesetzt ward, daß das zu diesem Feldzuge bestimmte Reichsheer in der ersten Woche nach Pfingsten versammelt seyn sollte.

3. Die Demüthigung oder gar völlige Unterdrückung eines an Land und Leuten so mächtigen, nicht nur von seinen eigenen Unterthanen, sondern auch von den meisten deutschen, von jeher dem fränkischen Kaiserhause mit Treue ergebenen Städten, geliebten und an sich schon sehr klugen, kriegerischen und kriegskundigen Fürsten war gewiß für Lothar keine kleine, sehr leichte Aufgabe. Mit Grund hätte man also erwarten sollen, daß Lothar in den wenigen Monaten bis zu Pfingsten, auch zu einem so weit aussehenden Unternehmen sehr ernste Rüst-

ungen und Vorbereitungen machen würde. Aber dieß geschah nicht. Im Gegentheil mischte er sich, und zwar ziemlich unberufen, in die Angelegenheiten slavischer Fürsten und verwickelte sich dadurch in einen Handel, der möglicher Weise für ihn und sein Ansehen im Reiche höchst verderblich hätte werden können *). Der böhmische Herzog Wratislav hatte nämlich, wie wir schon in dem letzten, mit Deutschlands Geschichte sich beschäftigenden Bande erzählten, seinen Bruder Sobieslav aus dem Lande vertrieben und endlich einen solchen Haß gegen ihn gefaßt, daß er, da er selbst keine Kinder hatte, die Nachfolge in dem Herzogthum einem entfernten Verwandten, dem Markgrafen von Mähren, zusicherte. Aber ein paar Jahre darauf ward Wratislav gefährlich krank, und als man nun bald sah, daß die Krankheit zum Tode führen würde, machte die Mutter der beiden Brüder einen Versuch, ihren sterbenden Sohn mit seinem Bruder wieder auszusöhnen. Der Augenblick war gewiß sehr gut gewählt; denn wenn das schon offenstehende Grab einen Sterbenden anklöpft, dann verschwinden vor seinem

*) Dieses Benehmen Lothars ist wahrhaft unbegreiflich und möchte nur darin einen Erklärungsgrund finden, wenn man annimmt: Lothar habe von Friederich annehmbare Vorschläge zu einem Vergleich, oder irgend einem gütlichen Abkommen erwartet. Ueberhaupt herrschte, wie es scheint, zwischen Beiden blos ein grobes, aber leider sehr weitführendes Mißverständniß. Lothar nämlich glaubte, Friedrich, wie dessen Gegner ihm vorspiegelte, sey sein geheimer Feind, der ihm über kurz oder lang sehr gefährlich werden könnte, den er also bei Zeiten schwächen und unschädlich machen müsse. Aber das Nämliche glaubte auch Friederich von Lothar. Wären Beide zusammengekommeü, und hätten sich gegenseitig offen und umwunden erklärt, so würde höchst wahrscheinlich dieses Mißverständniß und die daher rührende Spannung sich von selbst gehoben haben, und Deutschland viel Elend erspart worden seyn. Aber unglücklicher Weise wollte keiner den ersten Schritt thun.

Blick auch gewöhnlich alle übrigen irdischen Verhältnisse und Interessen. Trefflich unterstützt in ihren frommen Bemühungen ward die zärtliche Mutter von dem heiligen Bischof Otto von Bamberg, der, auf seiner Rückreise aus Pommern und Polen, gerade in Prag angekommen war. Dieser stellte dem noch immer seinem Bruder zürnenden Wratislav vor, daß seinen Feinden zu verzeihen, sich mit ihnen auszusöhnen und sie von Herzen zu lieben, unerläßliche Bedingungen der Seligkeit wären; und nun sprach der ehrwürdige Bischof mit einem solchen heiligen Ernste von der Strenge des bevorstehenden Gerichts und den Schrecken der Ewigkeit, daß der in seinem Innern tief erschütterte Wratislav aufrichtig und unter vielen Thränen seinen bisherigen unnatürlichen Haß gegen seinen Bruder bereuete. Auf sein Begehren ward Sobieslav, der seit der Krankheit seines Bruders sich in der Nähe Prags im Verborgenen aufgehalten hatte, unverzüglich herbeigerufen. Sobieslav, als er in das Gemach seines Bruders trat, warf sich demselben sogleich zu Füßen. Aber der Sterbende reichte ihm freundlich und brüderlich die Hand. Mit aufrichtigem und liebevollem Herzen verziehen nun beide Brüder sich einander ihr gegenseitiges Unrecht; und in Gegenwart seiner Mutter, des ehrwürdigen und heiligen Bischofes und mehrerer Edeln des Landes erklärte Wratislav seinen Bruder Sobieslav zu seinem Erben und Nachfolger in dem Herzogthum. Wenige Tage darauf starb Wratislav, und zur Freude aller Böhmen setzte sich nun Sobieslav, ohne daß sich von irgend einer Seite Widerspruch erhoben hätte, in den Besitz des Landes *).

4. Aber Otto von Mähren, der sich des Besitzes des schönen Herzogthums schon völlig versichert geglaubt

---

*) Und zwar, wie die böhmische Chronik sich ausdrückt: cum omnium Boemiae Principum magna exultatione.

hatte, jetzt aber alle seine Hoffnungen auf immer vereitelt sah, und nicht Edelmuth genug besaß, um den gerechten Ansprüchen eines Bruders auf die Erbschaft des Bruders sein eigenes, vermeintliches Interesse zum Opfer zu bringen, jedoch sich viel zu schwach fühlte, um solches mit Waffengewalt geltend zu machen, eilte nun, Hülfe suchend, an den Hof des deutschen Königes. Er kam zu Lothar, als dieser noch in Goslar und der größte Theil der sächsischen und thüringischen Fürsten um ihn versammelt war. — Wie geneigt Lothar sey, die Grundsätze, denen er als Herzog gehuldiget, nun als König gegen andere zu vertauschen, davon gab er jetzt, wenige Monate nach seiner Erhebung, schon einen ziemlich laut sprechenden Beweis. Vor ungefähr zwei Jahren nämlich hatte Herzog Lothar von Sachsen den Sobieslav, als dieser, den Zorn seines Bruders fürchtend, aus Böhmen entflohen war, in seinen Schutz genommen, die Sache desselben für gerecht erklärt, ihn demnach nebst einer Gesandtschaft zu Heinrich V. geschickt, sogar bei dieser Gelegenheit, wie der Leser sich erinnern wird, sich erkühnt, den Kaiser zu erinnern, daß Handhabung der Gerechtigkeit seine heiligste Pflicht sey, ihn daher gebieterisch aufgefordert, den unschuldig verfolgten und unterdrückten Fürsten zu seinem Rechte zu helfen. So dachte, sprach und handelte damals Lothar; und jetzt, nicht gar zwei Jahre nachher, nimmt er den erklärten Feind desselben Fürsten, dessen Sache er doch als Herzog öffentlich vor Kaiser und Reich als die gerechte erklärt hatte, nicht nur freundlich an seinem Hofe auf, sondern treibt die Ungerechtigkeit gar so weit, daß er unter dem Vorwand: dem Könige der Deutschen stehe allein das Recht zu, in Böhmen einen Herzog zu ernennen, dem Sobieslav das Herzogthum abspricht und den Otto damit belehnt. — Dem Sobieslav ließ er hierauf trotzig entbieten, die Regierung unverzüglich niederzu-

legen, und das Herzogthum dessen rechtmäßigem, weil von ihm ernannten Herzoge Otto zu übergeben. Dieses ungerechte Ansuchen wieß Sobieslav, wie es zu erwarten war, mit Unwillen zurück, näherte sich aber, um auf jeden Fall vorbereitet zu seyn, den Grenzen seines Landes, und zog bei Chlunitz seine ganze Macht zusammen. Da Otto durch Versprechungen jeder Art auch einen Theil der sächsischen Fürsten gewonnen hatte, so ward jetzt eine Heerfahrt nach Böhmen beschlossen. Nach den Berichten der deutschen Chroniker, wovon jedoch die Angaben der böhmischen merklich abweichen, soll das, blos aus Sachsen und Thüringern bestehende Heer, welches König Lothar nach Böhmen führte, sehr schwach gewesen, und sich nur auf drei bis vier tausend Mann belaufen haben; und zwar aus dem Grunde, weil Otto den König und die Fürsten mit aller nur möglichen Zuversicht versichert hatte, sein Anhang in Böhmen sey ungemein zahlreich, beinahe alle Edelen des Landes hielten zu ihm, und bei dem Einrücken der Deutschen würde keine Hand sich zur Vertheidigung Sobieslavs regen; zur Eroberung des Herzogthums bedürfte es kaum der Waffen, der ganze Feldzug würde blos ein Spiel, nicht gefährlicher als eine belustigende Jagdpartbie seyn*).

5. Sobieslav saß gerade bei der Tafel, als ihm die Meldung gemacht ward: ein deutsches Heer, den König an seiner Spitze, sey in Böhmen eingefallen, habe auf der Grenze mit Feuer und Schwert gewüthet, alle dort vorgefundenen Vorräthe verbrannt und stehe nun schon ganz in der Nähe. Sobieslav traf sogleich die nöthigen Vorkehrungen. Seine Stellung war ohnehin trefflich gewählt. Die Deutschen mußten durch

*) Nec dicebat armis opus esse, sed magis qui vellent, cum *falconibus* et *accipitribus* terram ingredi absque ullo offendiculo possent. (Cosm. Prag. Chron. L. III.).

zwei hohe Bergrücken vordringen. Dieß geschah, wie es scheint, sehr unvorsichtiger Weise; denn als die vordern Colonnen oder Haufen von Lothars Heere sich aus dem Engpaß herausgewunden hatten, ließ Sobieslav ihnen keine Zeit sich zu entwickeln, fiel sogleich mit weit überlegenern Streitkräften über sie her. Wegen des so sehr eingeengten Terrains konnten die Deutschen sich nicht gegenseitig unterstützen, und nun brachten ihnen die Böhmen, ohne großen Verlust auf ihrer Seite, eine blutige Niederlage bei. Eine Menge der Edeln wie der Gemeinen von Lothars Heer ward erschlagen, eine nicht minder bedeutende Anzahl zu Gefangenen gemacht. Der Sieg der Böhmen war vollständig. Unter den Gefallenen befand sich auch der Markgraf Otto von Mähren. Nur dem Könige und dessen nächsten Umgebungen, nebst der das Gepäcke bedeckenden Mannschaft gelang es, sich auf eine Anhöhe zu retten. Diese ward jedoch sogleich von den Böhmen dreifach umringt. Lothar war entschlossen, wenn kein gütliches Abkommen möglich seyn sollte, mit den Waffen in der Hand zu sterben; denn durch die weit zahlreichern böhmischen Schaaren sich mit dem Schwerte einen Weg zu eröffnen, war durchaus unmöglich. Lothar sandte demnach Abgeordnete an den böhmischen Herzog, und ließ ihm, theils bittend, theils befehlsweise seinen Wunsch kundgeben, daß er zu einer mündlichen Unterredung sich zu ihm verfügen möchte. Sobieslav war sogleich bereit, der Einladung zu folgen. Aber diesem widersetzten sich die ihn umgebenden Großen. Man müsse, riefen sie, die Fürsten, die ihnen in die Hände gefallen, ohne weiters hinrichten lassen, und allen übrigen Gefangenen, weil sie auf den Grenzen Alles verwüstet hätten, Heu zu fressen geben. Dem Herzoge kostete es jedoch wenig Mühe, seine aufgebrachten Böhmen wieder zu beruhigen. Er stellte ihnen vor: durch ein so grausames Verfahren würden sie jedes

deutsche Gemüth empören, eine schreckliche Rache über ihre Häupter herbeiziehen; da sie, die Böhmen, ganz allein, den vereinten Anstrengungen sämmtlicher deutschen Nationen nicht würden widerstehen können. Zudem, setzte der Herzog hinzu, kann jede verwüstete Gegend bald wieder angebaut, mithin der Schaden ersetzt werden, aber keine Mutter kann einen getödteten Fürsten oder Edlen zum zweiten Male wieder gebären. Die Böhmen fügten sich diesen sehr leicht begreiflichen Vernunftgründen; worauf der Herzog, ohne länger zu zögern, sich zu Lothar auf die Anhöhe begab. Sobald Sobieslav, der vorsätzlich nur eine äußerst schwache Bedeckung mit sich genommen, den König zu Gesicht bekam, nahm er sogleich das Wort: „Nicht aus Uebermuth," sagte er, „nicht aus Mißachtung des deutschen Reiches, oder um dich zu beleidigen, haben wir die Waffen ergriffen und viele der Deinigen getödtet; sondern blos um unsern Nacken nicht unter ein neues Joch zu beugen und uns die Freiheit unserer Väter zu erhalten. Markgraf Otto, der Ruhestörer und Urheber des Streites, ist gefallen; und wir verweigern nichts, was unsere Vorfahren mit ihrer Person und ihrem Gute den deutschen Königen leisteten. Was könnte also ferner noch einer vollkommenen Aussöhnung entgegen stehen?" — In der Lage, in welcher Lothar sich befand, war Sobieslav's Antrag ihm höchst willkommen. „Nur auf Otto's flehentliches Bitten," sprach er, „sind wir gegen dich gezogen. Da dieser jetzt todt ist, mögest du mit Gottes Beistand Herzog bleiben." Lothar überreichte ihm nach diesen Worten die herzogliche Fahne, umarmte und küßte ihn, worauf Sobieslav alle Gefangene ohne Lösegeld entließ, und Lothar mit seinem nicht wenig geschwächten Heere den Rückmarsch antrat *).

---

*) Ueber Lothars Heerfahrt nach Böhmen stimmen alle

6. Sehr ehrenvoll für den König war zwar dessen Zug nach Böhmen nicht gewesen; indessen war derselbe doch nicht ohne allen Gewinn. Er hatte sich den böhmischen Herzog zu seinem und des deutschen Reiches Freunde gemacht, der auch von jetzt an mit unverbrüchlicher Treue zu ihm hielt, und nicht selten sehr wesentliche Dienste ihm leistete. — Nach seiner Rückkehr aus Böhmen unternahm Lothar noch in demselben Jahre einen Feldzug gegen Friederich. Dieser hatte jedoch die Zeit, die er, durch des Königes frucht- und ruhmlose Heerfahrt gegen die Böhmen, gewonnen, klug zu benutzen gewußt, seine Burgen und Schlösser, besonders in dem Elsaß, in den besten Vertheidigungsstand gesetzt, und überhaupt zu tapferer Gegenwehr alle Vorbereitungen getroffen. Gleich nach dem Osterfeste, das Lothar in Magdeburg gefeiert hatte, zog er also nach dem Elsaß und ging bei Mainz über den Rhein. Aber das Heer, das er führte, war kein Reichsheer, was es doch den Beschlüssen von Strasburg und Goslar zu Folge hätte seyn sollen. Es bestand, wie es alles Ansehen hatte, nur aus Sachsen und Thüringern, und vielleicht größtentheils blos aus Lothars eigenen Haustruppen. Der völlig mißlungene Feldzug gegen die Böhmen hatte offenbar Lothars Ansehen in Sachsen geschwächt, das Zutrauen zu ihm vermindert, und der Tod der am 18.

Berichte, die der Böhmen wie jene der Deutschen, vollkommen mit einander überein. Eine davon abweichende Erzählung findet man blos bei dem sächsischen Annalisten, der aber, weil er nicht nur ganz allein, sondern auch mit allen gleichzeitigen und spätern Geschichtsschreibern in auffallendem Widerspruch steht, diesfalls durchaus keinen Glauben verdient. Da Lothars von den Böhmen geschlagenes Heer nur aus Sachsen und Thüringern bestand, und der Annalist selbst ein Sachse ist; so darf man sich nicht wundern, daß das Gefühl gekränkter Nationaleitelkeit bei ihm stärker war, als seine Liebe zur Wahrheit und historischer Treue.

Februar bei Chlumez erschlagenen Edeln eine Menge sächsischer Familien in Trauer versenkt. Lothar richtete daher auf diesem Feldzug auch nicht das mindeste gegen Friederich aus. Dieser hielt sich in seinen Festungen im Elsaß eingeschlossen, wollte nichts auf das Spiel setzen, sondern die Ankunft seines auf der Rückkehr begriffenen Bruders, des nicht minder kriegerischen Herzogs Conrad von Franken erwarten, um dann mit vereinten Kräften ihren Feinden entgegen zu gehen. Ganz unverrichteter Dinge mußte also Lothar wieder nach Sachsen zurückgehen, und diese erste Heerfahrt gegen Friederich war beinahe ein Seitenstück zu Lothars böhmischem Feldzuge. Was ihn jedoch bei diesen Unfällen trösten konnte, war die Erhebung des heiligen Norberts, Stifters des Prämonstratenserordens, auf den gerade erledigten erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg. Dieser Heilige war Zeuge der Verhaftung des Papstes Paschal II. gewesen, und hatte seit dieser Zeit eine große Abneigung nicht nur gegen Heinrich V., sondern auch gegen dessen ganzes Haus gefaßt. Lothar konnte also mit Zuversicht hoffen, daß er in seinem Kampf mit den Hohenstaufen nicht nur von dem neuen Erzbischofe kräftig werde unterstützt werden; sondern daß auch der heilige Norbert, theils wegen seiner jetzigen Stellung als erster Kirchenfürst in Sachsen, theils wegen seines allgemein verbreiteten Rufes anerkannter Heiligkeit, einen großen, vorherrschenden Einfluß auf alle übrigen Fürsten haben, diese daher ruhig und in den gehörigen Schranken erhalten, mithin er, Lothar, alsdann unbesorgt wegen der Ruhe des nördlichen Deutschlands, seine Aufmerksamkeit ganz und ungetheilt dem südlichen Deutschland und seinem Unternehmen gegen Friederich und Conrad würde schenken können*).

*) Die Ruhe Nordsachsens mußte nothwendig dem Lothar, sowohl wegen seiner Verhältnisse zu den slavischen Völkern, als auch zu den sächsischen Fürsten selbst, sehr

7. Indessen sah Lothar doch jetzt ein, daß die Besiegung und Demüthigung der Hohenstaufen keine so leichte Sache sey, als er es anfänglich sich mochte eingebildet haben. Sehr ernst dachte er daher darauf, durch Verbindung mit andern mächtigen Häusern seine eigene Macht so zu verstärken, daß er eines glücklichen Erfolges vollkommen versichert seyn könnte. Aber zufälliger Weise ward er gerade dadurch, obgleich es jedoch an sich ganz klug war, abermals in fremde entfernte Händel, nämlich in die burgundischen verwickelt, wovon das Endresultat ihm eben so wenig Ruhm, und noch weniger Gewinn, als seine vormjährige Einmischung in die böhmischen Angelegenheiten brachte. — Wilhelm IV., Graf von Burgund, war nämlich im vorigen Jahre (1126) zu Payerne ermordet worden. Die Mörder des Grafen waren dessen eigene Anverwandte, die sich gegen ihn verschworen hatten. Man kennt nicht die Ursache noch die Verzweigung dieser Verschwörung; so wie uns auch von der Regierung Wilhelms IV., obgleich sie eine Dauer von vierzehn Jahren

---

am Herzen liegen. Daß Manche der Letztern ihm noch nicht trauten, mithin nichts weniger als wahrhaft ergeben waren: darüber konnte er sich nicht täuschen. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber, nämlich der Abt Anselm von Gemblours, behauptet sogar, der Verlust der Schlacht gegen die Böhmen sey hauptsächlich das Werk der Verrätherei einiger sächsischen Großen gewesen. „Quorundam suorum *principum traditione* magnum stragem passus est.“ Dieß ist zwar eine bloße, und zwar ganz ungegründete Vermuthung; indem so, wie wir den Hergang der Sache kennen, die Deutschen ja nothwendig geschlagen werden mußten. Indessen beweißt es doch, daß damals in der öffentlichen Meinung die Treue der Sachsen gegen Lothar noch lange nicht über allen Verdacht erhaben war. Wirklich ist es auch sehr wahrscheinlich, daß manchen der sächsischen Fürsten die Vorfälle vor der Heimenburg noch in ganz frischem Andenken möchten gelebt haben.

hatte, nicht das mindeste bekannt ist. Ueberhaupt waren Burgund und dessen Beherrscher seit einiger Zeit ganz aus der Geschichte verschwunden. Selbst von dem Vater des Ermordeten, der doch ebenfalls sehr lange regiert hatte, weiß man nichts, als blos daß, zu Folge einer in ganz Burgund verbreiteten Volkssage, in dem Jahre 1107 der Teufel diesen Fürsten bei lebendigem Leibe soll geholt haben; was doch wenigstens so viel beweißt, daß dieser Wilhelm III. bei den Burgundern nicht in sehr segenvollem Andenken muß gestanden haben. Wilhelm der Vierte war der letzte männliche Sprosse seines Stammes. Väterlicher Seits war jedoch Rainald oder Reginald, Graf von Chalons, derselbe, den Heinrich V., wie man sich erinnern wird, einst so hart gezüchtiget, jedoch bald darauf in Gnaden aufgenommen, sogar die ihm schon abgenommenen Länder wieder zurückgegeben hatte*), der nächste Anverwandte des Ermordeten, und da er, nach den burgundischen Rechten, demselben in der Regierung folgen sollte, so setzte er sich auch unverzüglich in den Besitz der ganzen reichen Erbschaft. Aber nun wollte Lothar über Burgund die ehemaligen, beinahe ganz erloschenen Hoheitsrechte wieder geltend machen. Diese waren jedoch während der langjährigen, durch den Investiturstreit herbeigeführten Zerrüttungen Deutschlands und Italiens in gänzliche Vergessenheit gesunken. In einigen, ehemals zu dem Königreiche Burgund gehörigen Ländern, wie z. B. in der Provence, war auch nicht die mindeste Spur einer Abhängigkeit von dem deutschen Kaiser mehr übrig geblieben**). Zudem stellte Rainald nun

*) Man sehe der Fortsetzung fünf und zwanzigsten Band, Abschnitt 6. §. 4.

**) Auch die Provence gehörte zu dem ehemaligen Königreiche Burgund; und dennoch hatten erst vor zwei Jahren (1125) der Graf von Barcellona und der Graf von Toulouse die Provence unter sich getheilt,

auch noch die, obgleich nicht ganz gegründete Behauptung auf: Kaiser Conrad II. habe Burgund erobert, die burgundische Krone wäre demnach eine Erbschaft seines Hauses geworden, und, da dieses mit dem Tode Heinrichs V. erloschen sey, so höre nun auch Burgunds Abhängigkeit von Deutschland auf, und die in Mainz geschehene Wahl Lothars zum deutschen König habe dadurch ihre Bedeutung auf Burgund verloren. An ein gütliches Abkommen war nicht mehr zu denken. Auf einem in dem Jahre 1127 zu Speier gehaltenen öffentlichen Tage erklärte demnach Lothar den Rainald in die Reichsacht, und um den Hohenstaufen einen treuen Freund, der noch dazu ihr Anverwandter war, für die Zukunft zu entziehen, belehnte er denselben, nämlich den Herzog Conrad von Zähringen *), mit der Grafschaft Burgund. Reginald bekümmerte sich jedoch wenig um den in Speier gegen ihn erlassenen Spruch, sondern setzte sich in eine Lage, sein Recht mit den Waffen in der Hand vertheidigen zu können. Aber auch Conrad von Zähringen wollte seine durch die Belehnung erhaltenen Ansprüche auf Burgund mit den Waffen in der Hand geltend machen; und so entstand nun zwischen beiden Competenten ein langjähriger und, weil mit großer

---

ohne diesfalls von dem Kaiser die Genehmigung einzuholen; und als einige Jahre darauf der Graf von Barcellona seine Staaten unter seine beiden Söhne getheilt und die Provence seinem jüngeren Sohne, Berengar-Raimund, zugewiesen hatte, setzte sich dieser nach dem Tode seines Vaters sogleich in den Besitz des ihm zugefallenen Theils der väterlichen Erbschaft, ohne nur von weitem daran zu denken, die Belehnung mit dieser Provinz von dem deutschen Kaiser nachzusuchen.

*) Friederich von Schwaben und Conrad von Zähringen waren sehr enge mit einander verschwägert; denn Conrads Bruder, Berthold von Zähringen, war mit einer Schwester Friederichs von Hohenstaufen vermählt.

Erbitterung geführter, auch höchst blutiger, verheerender Krieg. Derselbe dauerte bis zu dem Jahre ein Tausend ein hundert und acht und vierzig*, und das Ende davon war, daß Conrad von Zähringen sich zwar in einem Theile von Hochburgund behauptete, aber die ganze übrige Grafschaft dem Rainald überlassen mußte. Während dieser langen Kriegsjahre ward nun freilich Burgund, von den Ufern der Isere bis nach Basel schrecklich verwüstet, aber zugleich auch, wie Johann von Müller sagt, überall ein reicher Samen von Freiheitsliebe ausgestreut und dadurch gewissermaßen schon jetzt der Grund zu Helvetiens künftiger Freiheit galegt**).

8. Weit größere Vortheile bot dem König eine Verbindung mit dem welfischen Hause dar, unstreitig nach dem Hohenstaufischen das mächtigste in ganz Deutschland. Ein glückliches Ereigniß für ihn war es, daß der alte Herzog von Bayern, Heinrich der Welf***), müde des Getümmels und Geräusches der Welt, wie der Geschäfte, die er nie sehr liebte, seinen Herzogsmantel mit einem demüthigen Mönchskleide vertauschte,

*) Während aller dieser Jahre war Conrad ausschließlich mit seinen eigenen Angelegenheiten in Burgund beschäftiget. Da er und Rainald mit wechselndem Erfolge gegen einander Kriege führten, so fand sich auch Ersterer öfters im Nachtheile, und mußte große Anstrengungen machen, um sich nur in einem Theile von Hochburgund zu behaupten; war daher diese ganze Zeit über außer Stande, dem Könige Lothar, man will nicht sagen, sehr wesentliche, sondern selbst nicht einmal unbedeutende Dienste leisten.

**) Joh. v. Müller, Geschichte der Schweiz. Kap. 14. S. 360.

***) In der bayerischen Geschichte nennt man ihn auch Heinrich den Schwarzen.

in das Kloster von Weingarten ging und die Regierung seinem Sohne übergab. Dieser, gleiches Namens mit seinem Vater, war ein Prinz von ungemeiner Tüchtigkeit, voll Verstand, dabei kühn, thätig, Pracht und Größe liebend. Schon auf dem ersten öffentlichen Tage, den er gleich nach dem Antritt seiner Regierung hielt, zeigte er der Welt wer er sey und was Bayern und Deutschland von ihm zu erwarten hätten. Unter der Verwaltung seines milden, gutmüthigen aber auch ziemlich schwachen Vaters war das herzogliche Ansehen in Bayern nur tiefer und tiefer gesunken. Die bayerischen Großen glaubten sich alles erlauben zu dürfen, und ohne Achtung für die bestehenden Gesetze und herzoglichen Gerichtshöfe, griffen sie bei ihren Privatstreitigkeiten sogleich zu den Waffen und erfüllten das Land mit Raub, Mord und Brand. Aber mit Ernst und der, einem angehenden Regenten doppelt geziemenden Würde erklärte der junge Fürst seinen Vasallen, daß der bisherige gesetzlose Zustand nun aufhören müsse, schlichtete und entschied auf der Stelle die, zwischen Einigen derselben noch schwebenden Streitigkeiten und nöthigte sie, den bisher so oft gebrochenen Landfrieden auf das neue zu beschwören. Da einige der Vasallen auf den Ruf des Herzoges nicht an seinem Hofe erschienen waren, auch den Landfrieden zu beschwören zögerten, zog Heinrich gegen dieselben, brach und zerstörte ihre Burgen, und zwang auch den feindlich gegen ihn gesinnten Bischof Friederich von Regensburg sich ihm zu unterwerfen. Diesen kräftigen und unternehmenden jungen Fürsten suchte Lothar, obgleich derselbe der Bruder der Gemahlin Friederichs war, unauflöslich an sich zu knüpfen. Er gab ihm nicht nur seine einzige Tochter Gertrude, die Erbin aller seiner ungemein beträchtlichen sächsischen Erbgüter, zur Gemahlin, sondern — was seit Jahrhunderten nicht mehr geschehen war — belehnte ihn mit dem Herzogthum

Sachsen*), und da er, Lothar, selbst kinderlos war, eröffnete er seinem Schwiegersohne nun auch noch die, dem Ansehen nach nicht sehr entfernte, aber nur desto sichere Aussicht auf den Thron. Solchen glänzenden Anerbietungen vermochte Heinrich nicht zu widerstehen, und bei dem Gedanken an seine künftige Größe mußte die Stimme des Blutes, der Freundschaft und Ehre verstummen. Heinrich ward Lothars Schwiegersohn, Herzog von Sachsen, und aus einem Freunde und Verwandten Friederichs dessen nunmehr erklärter Feind. — Die Verbindung mit Bayern gab nun Lothar ein entscheidendes Uebergewicht über Friederich. Aber auf der andern Seite ward dadurch auch das Zutrauen mancher Fürsten zu ihrem König nicht wenig gemindert. Lothar, der einst als ein so eifriger Vertheidiger der ständischen Freiheit aufgetreten war, in der Vertheidigung derselben gegen Heinrich V. seinen Ruhm und seine Glorie gesucht, und dieses vermeintliche große Verdienst überall geltend zu machen gewußt hatte, war jetzt von den Grundsätzen, zu denen er sich bisher bekannt, plötzlich und gegen alle gerechte Erwartung auf einmal wieder abgefallen, und zwar so rücksichtlos auf deutsche Verfassung und Freiheit, wie noch kein Kaiser oder König vor ihm gethan hatte; denn gerade derselbe entscheidende Schritt, den Lothar jetzt, blos um die Hohenstaufen zu unterdrücken sich erlaubt hatte, mußte nothwendig den völligen Untergang aller ständischen Freiheit zur Folge haben. Heinrich, schon reich durch die vielen Erbgüter seines Hauses in Schwaben und Franken, und mächtig als Herzog von Bayern, war nun, als Erbe aller Familiengüter Lothars, der allerreichste und durch das Herzogthum

*) Der Fall, daß ein Fürst zwei Herzogthümer besessen hätte, war bis dahin nur ein einziges Mal in Deutschland eingetreten, nämlich im Jahre 977, als Kaiser Otto II. seinem Neffen, dem Herzog von Schwaben, auch das Herzogthum Bayern übergab.

Sachsen, mit dem er so eben war belehnt worden, zugleich auch der bei weitem mächtigste Fürst des Reiches; und da Lothar zu derselben Zeit keinen andern Gedanken hatte, als das einzige Haus, welches für das Welfische noch ein Gegengewicht hätte bilden können, nämlich das Hohenstaufische völlig zu unterdrücken, zu berauben und zu Grunde zu richten; so wäre dadurch ja offenbar das Welfische auf einen Gipfel von Macht und Größe erhoben worden, vor welcher keine Macht und kein Thron mehr hätten bestehen können. Heinrichs Wahl zum künftigen Könige Deutschlands, besonders wenn noch zu Lebzeiten Lothars vollbracht, würde keinen Widerspruch gefunden haben; denn wer hätte es wagen wollen, dem Uebermächtigen sich zu widersetzen? und so würde Heinrich der Stolze*) noch weit unumschränkterer Beherrscher Deutschlands geworden seyn, als selbst Conrad II. und Heinrich III. es nie gewesen waren. — Natürlicher Weise mußte dieß, selbst unter dem gegenwärtigen betäubenden Gewirr und Gewühl in Deutschland, dennoch die Aufmerksamkeit aller mehr besonnenen Fürsten erregen; und in mancher Brust fing der Keim des Mißtrauens und Argwohns schon jetzt an zu reifen.

9. Daß jetzt Friederich nicht nur von seinem ersten und natürlichen Bundesgenossen sich verlassen und ganz allein auf seine eigenen Kräften beschränkt sah, sondern in jenem auch noch einen mächtigen Gegner erblicken mußte: dieß schlug doch keineswegs seinen Muth nieder. Noch mehr ermuntert ward er jetzt auch dadurch, daß sein Bruder Conrad aus Palästina zurückgekommen war und als ein ungemein hitziger und eifriger Gehülfe ihm zur Seite trat. Auch die lo-

*) Diesen Beinamen erhielt er jedoch erst in weit späterm Alter, als nämlich bei erwachter Eifersucht, viele deutsche Fürsten allerlei Schuldiges an ihm suchen und finden wollten.

tharingischen Fürsten und der Erzbischof von Köln waren dem Könige abgeneigt worden; ebenso auch mehrere Städte, und besonders hatten die Bürger von Aachen sogar die königlich Gesinnten feindlich behandelt; und endlich hörte er, daß die Besatzung und Einwohner von Nürnberg, welche Stadt Lothar jetzt mit einem zahlreichen Heere, zu welchem auch Sobieslav mehrere tausend Reiter gesandt hatte, hart belagerte, mit ausdauerndem Muth ganz verzweifelten Widerstand leisteten*). Schon zwei Monate lag Lothar vor der Stadt, bis endlich Friederich und Conrad zu dem Ersatz derselben herbeieilten**). Als sie sich der Stadt so weit genähert hatten, daß sie von der Besatzung von den Mauern herab konnten gesehen werden, gaben sie derselben gewisse verabredete Zeichen, worauf diese ein lautes Jubel- und Freudengeschrei erhob. Aber gerade dadurch, nämlich durch die geheimnißvollen Zeichen, und das, dieselben sogleich beantwortende Jubel- und Freudengeschrei ward das königliche Heer plötzlich von einem solchen panischen Schrecken ergriffen, daß Lothar gezwungen war, die Belagerung auf der Stelle aufzuheben, und zwar mit solcher Eile, daß ein Theil des Lagers und eine sehr bedeutende Beute dem Feinde zu

*) Nürnberg gehörte ebenfalls zu jenen Besitzungen, die dem Herzog Friederich nach Erbrecht zugefallen waren; da man diese aber sämmtlich als Reichsgut erklärt hatte, welche man Friederich wieder abnehmen müsse, so wollte Lothar mit der, durch den Fleiß ihrer Bürger schon reich und ansehnlich gewordenen Stadt Nürnberg den Anfang machen.

**) Sie hatten vorsätzlich so lange gezögert, weil sie, sowohl auf die Festigkeit der Stadt, als auf die Tapferkeit der Besatzung und die Treue der Bürger sich verlassend, erst abwarten wollten, bis die Böhmen, nach verflossener kurzer Dienstzeit (sechs Wochen) wieder auf dem Rückwege nach ihrem Lande begriffen seyn würden. Was nun auch wirklich ganz nach ihrem Wunsche geschehen war.

Theil ward. Friederich und Conrad verfolgten nun das in Unordnung sich zurückziehende Heer, waren aber so klug, es von Sachsen abzuschneiden und nach Franken zu drängen. Lothar warf sich mit seinem halb geschlagenen Heere in die feste Stadt Würzburg, und hatte nun noch die Demüthigung, von den Mauern herabzusehen, wie die Hohenstaufen, seiner höhnend und spottend, ihren Sieg vor seinen Augen feierten *).

10. Friederich zog hierauf wieder an den Rhein, besetzte die, dem fränkischen Kaiserhause von jeher ergebene Stadt Speier, vertrieb den gegen ihn übelgesinnten Bischof aus der Stadt, und da nun auch jetzt Herzog Heinrich von Bayern gegen ihn mit Heeresmacht heranzog, wandte er sich schnell gegen denselben, und drückte ihn, nach verschiedenen kleinen Gefechten, in denen größtentheils Friederich die Oberhand behielt, immer weiter und weiter nach Schwaben zurück **). — Aber nun soll Heinrich, um seinem königlichen Schwiegervater einen recht wesentlichen, ausgezeichneten Dienst zu leisten, sich eine That erlaubt haben, die — wenn die Nachricht gegründet ist ***) — ihn mit unauslösch-

*) Sie ließen nämlich unter den Mauern der Stadt kriegerische Spiele und Gefechte aufführen, in welchen sie Lothars Niederlage vor Nürnberg und dessen einer Flucht ähnlichen Rückzug nach Würzburg vorstellten.

**) Obgleich Heinrich in dem Lager vor Nürnberg von König Lothar die Belehnung mit Sachsen erhalten hatte, so war er dennoch außer Stande, seinem Schwiegervater bei der Belagerung Beistand zu leisten; und zwar weil der unruhige, ebenso anmaßungsvolle, als pflichtvergessene Graf Friederich von Bogen, Vogt der Kirche von Regensburg, und dessen verdiente Züchtigung den Herzog noch einige Zeit in Bayern zurückhielten.

***) Sie beruhet blos auf dem Zeugniß eines einzigen, jedoch ziemlich vortheilhaft ausgezeichneten Geschicht-

licher Schmach bedecken mußte. Da nämlich — so lautet die Erzählung — Heinrich jetzt sah, daß mit Waffengewalt nicht so leicht Etwas gegen Friederich aufzurichten wäre, auch in jedem Falle, und selbst bei dem glücklichsten Erfolg, doch der für Deutschland so verderbliche Krieg sich wenigstens für mehrere Jahre in die Länge ziehen würde; so sann er auf Mittel, selbst den Verrath nicht verschmähend, diesem Uebel bei Zeiten noch vorzubeugen. Er ließ also dem Friederich freundlichen Gruß entbieten, ihn an ihre Verwandtschaft erinnern, und daher jetzt freundvetterlich ermahnen, sich mit dem Könige auszusöhnen. Die Sache werde gar keine Schwierigkeit haben; er selbst wolle, wenn es Friederich zufrieden wäre, die Vermittelung übernehmen, und hoffe mit Zuversicht, die gegenseitigen Beschwerden und Forderungen zu beiderseitiger Zufriedenheit auszugleichen. Um aber über alles sich gehörig verständigen und das Nöthige mit einander abreden zu können, wünsche er, daß Friederich ihn in Zwiefalten besuchen möchte. Friederich, dem der Vorschlag seines Schwagers gar nicht mißfiel, und nichts Arges ahnete, folgte sogleich der erhaltenen Einladung. Als er dem Aufenthaltsort Heinrichs schon ganz nahe gekommen war, ließ er aus Bescheidenheit sein ganzes Gefolge zurück, und begab sich, nur von einigen Dienern begleitet, zu dem Herzog. Dieser hatte leider nichts Geringeres im Sinne, als sich der Person Friederichs zu bemächtigen und ihn an König Lothar auszuliefern. Er ließ demnach das Schlafgemach Friederichs mit Bewaffneten umstellen, aber nur in einer gewissen Entfernung, so daß man jetzt noch nichts bemerken, jedoch Friederich auf keiner Seite entkommen konnte. Zum Glück ahnete dieser noch bei Zeiten Ver-

---

schreibers, nämlich des Otto von Freisingen. (De gestis Fried. I. Lib. 1. c. 19).

rath, verließ eilig sein Gemach, schlich sich durch die Wachen glücklich hindurch, floh in die Klosterkirche und stieg endlich auf den hohen Kirchthum, wo er bald einen Winkel fand, in dem er, ohne Gefahr zu laufen so leicht entdeckt zu werden, sich verbergen konnte. Als nun der Augenblick kam, wo der Frevel sollte begangen werden, und Gewaffnete in das Gemach Friederichs eindrangen, um ihn zu ergreifen, jedoch jetzt nirgends mehr in dem Zimmer fanden, gerieth Heinrich in die größte Bestürzung. Er gab Befehl, den Entflohenen überall und auf das sorgfältigste aufzusuchen. Das ganze Kloster, alle Zellen der Mönche, die Kirche nebst allen Nebengebäuden wurden nun genau, jedoch fruchtlos durchsucht. Durch den dadurch entstandenen Lärmen kamen nun nicht nur die Mönche im Kloster, sondern auch die nahe dabei wohnenden Landleute in Bewegung. Sogleich entstand das Gerücht: es müsse Etwas vorgefallen seyn, das dem gestern angekommenen Herzog von Schwaben Gefahr bringen könne. Bald kam dieses Gerücht auch zu den Ohren der in nicht sehr weiter Entfernung stehenden Dienstmannen Friederichs. Ohne zu zögern brachen diese sogleich auf, um in jedem Falle ihrem Herrn zu Hülfe zu kommen. Als es indessen in dem Kloster und der Kirche wieder vollkommen ruhig geworden war, verließ Friederich seinen Versteck, und hatte nun bald die Freude, von dem Thurm herab zu sehen, wie seine zahlreichen Schaaren von allen Seiten herbeieilten, und da er nun zufällig an dem Fuße des Thurmes Heinrich erblickte, und ohne Gefahr jetzt kund geben konnte, wo er sey; so rief er demselben zu: „Herzog! du hast ohne Rücksicht auf das, was Gerechtigkeit, Ehrgefühl, Verwandtschaft und Freundschaft dir geboten, denjenigen, der arglos und als Freund zu dir kam, verrätherisch überfallen und ihn feindlich behandeln wollen. Ich könnte jetzt Böses mit Bösem vergelten. Aber dieß will ich jedoch

nicht thun. Fliehe also ohne länger zu zögern, denn sonst wirst du meinen Leuten, die schon ganz nahe sind, in die Hände fallen.“ — Heinrich ließ sich dieses nicht zweimal sagen, und auf seine eigene Rettung bedacht, eilte er so schnell als möglich davon. — Dieses edle Benehmen des Hohenstaufen machte jedoch auf das Herz des Welfen keinen Eindruck; im Gegentheil erweiterte jetzt dessen, durch Friederichs Großmuth beschämte und daher um so empfindlicher gereizte Eigenliebe nur noch mehr den Spalt zwischen ihm und seinem edeln Schwager *).

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß Otto von Freisingen, der diese Schandthat Heinrichs erzählt, diesen dennoch einen virum per omnia laudabilem, tam animi quam generis nobilitate insignem nennt; jedoch hinzuzufügen sich gezwungen fühlt: in hoc solo facto reprehensibilis. — Aber die Zeit und die damaligen deutschen Fürsten nicht wenig charakterisirend ist unstreitig auch das, was Otto — wenn es anders ebenfalls gegründet seyn sollte — noch am Ende seiner Erzählung sagt, nämlich daß Heinrichs schändliche That bei mehreren Fürsten großen Beifall gefunden habe, und zwar: non solum ex hoc, quod in eo tempore inimici fuerunt, juxta illud, dolus an virtus quis in hoste requirat, sed ex eo quod pro fidelitate regni et reipublicae quiete, principi eum tradere, pacemque imperio instaurare volens, hoc fecerit. — Also glaubte man auch damals, daß der Zweck selbst die verbrecherischsten Mittel heilige. Da es jedoch nicht leicht eine auch noch so schlechte Handlung gibt, der man nicht einen edlen Zweck unterschieben könnte; so mochte sehr leicht auch dieser, alle Begriffe von Recht und Unrecht, von Gut und Schlecht verwirrende Grundsatz in jenen Zeiten, besonders unter den Mächtigern, nur gar zu oft eine Anwendung gefunden haben. Uebrigens können wir nicht umhin, noch zu bemerken, daß diese ganze Erzählung des Otto von Freisingen, was auch gewiß manchem unserer Leser nicht entgangen seyn wird, keineswegs ein wahres Gepräg der Wahrheit, ja selbst nicht einmal der Wahrscheinlichkeit trägt,

IV.

Conrad, Friederichs Bruder, wirft sich zum König von Deutschland auf.

1. Die Erbitterung zwischen den beiden kriegführenden Theilen hatte jetzt den höchsten Grad erreicht, als plötzlich eine, Alles in Erstaunen setzende Veränderung der Lage aller Dinge in Deutschland eintrat. Ermuntert und kühner gemacht durch ihre bisherigen Erfolge, glaubten die hohenstaufischen Brüder ungestraft auch das Aeußerste wagen zu dürfen; und so warf sich Conrad noch in dem December des Jahres 1127 zum König auf, legte sich den Königstitel bei, und ward auch von seinem Bruder und den dem hohenstaufischen Hause anhängenden Fürsten als König begrüßt. Sein Recht auf den Thron gründete er, wie es scheint, theils auf seine nahe Verwandtschaft mit dem salisch-fränkischen Kaiserhause, theils auch auf Lothars unregelmäßige, tumultuarische und ränkevolle Wahl, wodurch seinem Bruder Friederich, gegen den Wunsch der Nation, blos durch Trug und Arglist die Krone sey entzogen worden. Lothar befand sich noch in Würzburg, wo er das Weihnachtsfest feiern wollte, als er die Nachricht von Conrads entscheidendem, nun keiner Ausgleichung und Aussöhnung mehr Raum gebenden Schritt erhielt. In dem ersten Augenblick schien er ungemein davon ergriffen; kam aber bald wieder zur Besonnenheit, versammelte die in Würzburg anwesenden Fürsten, und bestättigte mit deren Zustimmung auf das neue denselben Beschluß, der das Kriegsfeuer in Deutschland angezündet hatte, nämlich, daß man Reichsgut nicht nach dem Erbrecht in Besitz nehmen, oder gar aus diesem Grunde Anspruch auf den Thron machen könne. Er erklärte hier-

---

es auch in den angeführten Nebenumständen an einem, den Hergang etwas deutlicher darstellenden Zusammenhang sehr auffallend gebricht.

auf den Conrad und dessen Anhang in die Reichsacht; und da kurz vorher der ihm sehr ergebene Probst Embricho von Erfurt, einer seiner treuesten Anhänger, auf den bischöflichen Stuhl von Würzburg war erhoben worden, so bewirkte er, daß dieser, wie auch die Erzbischöfe von Mainz, Magdeburg und Salzburg, den Hohenstaufen Conrad, weil er es gewagt, den königlichen Namen zu usurpiren, mit dem Kirchenbanne belegten.

2. Aber Conrad war, wie man sich erinnern wird, bei der Wahl Lothars nicht gegenwärtig, sondern noch in dem Orient; hatte daher demselben nicht gehuldiget, nicht den Eid der Treue geleistet. Auf ihm lastete daher auch nicht das Verbrechen eines Meineides; und da überhaupt politische Verbrechen, auch in der Voraussetzung, daß Conrad sich wirklich eines solchen schuldig gemacht, nicht in dem Bereiche der geistlichen Gerichtsbarkeit liegen; so beunruhigte auch Conrad, wie es scheint, sich nicht sehr wegen eines, nicht von dem höchsten Oberhaupte der Kirche, ja nicht einmal auf einem Nationalconcilium von sämmtlichen Bischöfen Deutschlands, sondern nur von Einigen derselben gegen ihn geschleuderten Bannstrahls *). Im Gegentheil entschloß er sich zu einem Unternehmen, das, wenn es von dem Erfolge gekrönt ward, ihn mit Ruhm bedecken; aber auch wenn es mißlang, ihm den gerechten Vorwurf eines zwar kühnen, aber im höchsten Grade unbesonnenen

*) Nach dem kanonischen Recht kann ja selbst auf einem Concilium kein Angeklagter verdammt werden, bevor er noch vorgeladen und gehört worden war. Erst wenn er halsstärrig und trotzig der an ihn ergangenen Vorladung nicht Folge leisten will, kann auch, ohne ihn weiters zu hören, das Verdammungsurtheil über ihn gefällt werden. Man dürfte sich also nicht wundern, wenn Conrad selbst die Gültigkeit des gegen ihn erlassenen Bannspruches noch bezweifelte.

Abentheurers zuziehen mußte. Mit einem gar nicht bedeutenden Heere ging nämlich Conrad im Anfange des folgenden Jahres 1128 über die Alpen. In Italien wollte er Deutschland erobern, und die Krone, die er sich selbst aufgesetzt, auf seinem Haupte befestigen. Durch diese kühne, unerwartete Diversion zwang er seine Gegner, ihre Streitkräfte zu theilen, wodurch natürlicher Weise auch sein Bruder Friederich desto leichter die bis jetzt in dem Kampfe errungene Oberhand in Deutschland behaupten konnte. Zweitens hoffte er den Papst zu bewegen, vielleicht gar denselben zu gewinnen, ihn zum römischen Kaiser zu krönen. Kam er dann, geschmückt mit dieser höchsten Würde, wieder nach Deutschland zurück, dann konnte er mit Zuversicht hoffen, daß nicht nur der Glanz der Kaiserkrone das Ansehen seines Gegners völlig verdunkelte, und die Zahl seiner Anhänger zusehends vermindern, sondern auch die Gunst des Papstes, aus dessen Händen er ja die Kaiserkrone empfangen hatte, sämmtliche Bischöfe Deutschlands in sein Interesse ziehen würde.

3. Italien befand sich damals in einem höchst schwankenden, wahrhaft anarchischen Zustande. In ihrem Streben nach Freiheit waren die italiänischen Städte immer weiter vorgerückt, hatten sich endlich zu förmlichen, völlig unabhängigen Republicken gestaltet. Wenn gewöhnlich Reichthum Ueppigkeit zur Folge hat, und diese den Charakter einer Nation entkräftet, so brachte derselbe in den italiänischen Städten gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor. Je reicher die Einwohner einer Stadt waren, je höher stieg ihr kriegerischer Geist; sie übten sich in den Waffen, lernten bald dieselben trefflich zu gebrauchen, bekriegten den in ihrer Nähe wohnenden Adel, zerstörten seine Burgen und Schlösser, und zwangen ihn, wenn er anders nicht alle seine Güter verlieren wollte, in die Städte zu ziehen

und um das Bürgerrecht sich zu bewerben, wogegen er jedoch ebenfalls einen Antheil an dem Stadtregiment erhielt, aber auch zur Vertheidigung der Stadtgemeinde, ihrer Rechte und Freiheiten das Seinige beitragen mußte. Da aber Italien mit Städten angefüllt war, und diese nur in sehr schwacher Entfernung von einander lagen, aber auch die Leidenschaften, wenn in einem engern Spielraum eingeschlossen, nur noch heftiger werden; so entbrannte auch bald unter den italiänischen Städten eine Eifersucht, die sie in die verderblichsten Kriege gegen einander stürzte. Je mehr eine Stadt ihren Reichthum und ihre Kräfte fühlte, je höher stieg auch ihre Herrschsucht. Die Größern suchten die Kleinern sich zu unterwerfen und von sich abhängig zu machen, und behandelten alsdann dieselben, trotz der Grundsätze von Freiheit, zu der sie sich selbst bekannten, mit despotischer Härte; und gerade jetzt lagen Mailand und Como mit einander in einem Kampfe auf Leben und Tod, der noch sehr viele Jahre dauerte, und nur durch gewöhnlich gar nicht lange dauernde Waffenstillstände bisweilen unterbrochen ward. Ebenso sah es auch in den übrigen Theilen der Lombardei aus. Auch hier wie in den Städten hatte man von einem italiänischen Königreiche und einem Könige von Italien blos nur noch einen historischen Begriff. Jeder folgte in seinem Streben nur dem Zuge seines eigenen Interesses, und stets blos den gegenwärtigen Augenblick im Auge haltend, dachte niemand an das Ganze und dessen Gesammtwohl. Auch hier unterdrückte der Mächtige den Mindermächtigen, der Reiche den Armen, und überhaupt kannte jeder keine andere Grenzen seines Thuns und Lassens, als die, welche seine eigene größere oder kleinere Macht ihm vorzeichnete. Ueber diesen gesetzlosen, sich immer mehr einer völligen Auflösung nähernden Zustand trauerten alle besser Gesinnten. Mit Sehnsucht wünschten sie wieder einen König in Italien zu erblicken, der, mit Macht ausgerüstet, die

getrennten oder im Trennen begriffenen Theile zu einem Ganzen zusammenhalten, die Herrschaft der Gesetze, und mit dieser auch Ordnung und Ruhe im Reiche wiederherstellen möchte. Aber nun war Conrad, unter der Regierung seines Oheims, des Kaisers Heinrich des Fünften, einige Zeit Statthalter in Tuscien gewesen, hatte mancherlei Verbindungen angeknüpft, sich mit dem Charakter der Nation und den vielseitigen Interessen der verschiedenen Stände vertraut gemacht, und war daher dem italiänischen Volke ungleich weniger fremd, als der ihnen ganz unbekannte Lothar in Deutschland. Mit Grund konnte er demnach hoffen, in Italien nicht wenig Anhänger zu finden, deren Anzahl zu vermehren und sie in ihrer Anhänglichkeit zu befestigen es alsdann die Aufgabe seiner eigenen Klugheit seyn würde.

4. Wirklich übertraf auch Conrads Erfolg bei seinem ersten Auftreten in Italien alle seine und selbst die kühnsten Erwartungen. Wohin er kam, ward er frohlockend empfangen, besonders in Mailand, der mächtigsten Stadt Italiens, wo man ihm gleichsam mit offenen Armen entgegen kam. Diese, dem Hohenstaufen so günstigen Gesinnungen der Mailänder theilte auch Anselm, Erzbischof von Mailand. Die mailändische Kirche war wieder, was leider auch in frühern Zeiten nur zu oft geschehen war, mit dem römischen Stuhle in Conflikt gerathen, indem der Erzbischof die Grenzen seiner erzbischöflichen Rechte viel weiter ausdehnte, als seine dem römischen Stuhle schuldige Unterwürfigkeit es erlaubte. Conraden kam er also um so ehrenvoller und bereitwilliger entgegen, als er in ihm, dem neuen Könige, eine mächtige Stütze gegen den römischen Hof zu gewinnen hoffte. Am 29. Junius des Jahres 1128 setzte er also dem Neffen Heinrichs V. in Monza die Königskrone auf das Haupt. Wenige Tage darauf ward dieselbe Feierlichkeit und mit noch größerer Pracht

auch in Mailand wiederholt, und Conrad von dieser mächtigen Stadt, und so weit deren Einfluß reichte, als König anerkannt. Mit einem, nun sehr bedeutend verstärkten Heere zog Conrad nach Tuscien. Auch hier ward er in allen Städten freudig und ehrenvoll empfangen, und Markgrafen, Grafen, Edle und Ritter eilten ihm entgegen, begrüßten ihn als König und leisteten ihm den Eid der Treue. Einige, jedoch nur sehr wenige, wollten sich widerspenstig zeigen, wurden aber durch Waffengewalt zur Unterwerfung gezwungen. Nun glaubte Conrad dem großen Ziele, das er sich gesetzt, rascher und entschlossener sich nähern zu können. In der Richtung auf Rom drang er also immer weiter und weiter vor; besonders da er Nachrichten von da erhalten hatte, die ihm Eile geboten und ihm die Ueberzeugung gaben, daß, wenn nicht alle seine Hoffnungen scheitern sollten, er mit dem größten Nachdruck verfahren müsse. Aber Schwierigkeiten, an die er nicht gedacht, jedoch zum Theile hätte voraussehen können, hemmten ihn jetzt plötzlich in allen seinen Bewegungen. Aus Eifersucht auf das mächtige Mailand, und im höchsten Grade aufgebracht, daß diese stolze Stadt ganz allein und blos in übermüthigem Vertrauen auf ihre Macht und ihr Ansehen, es sich habe beigehen lassen, dem Reiche Italien einen König zu geben, und nun die von ihm wahrscheinlich erhaltene Erweiterung ihrer Rechte und Freiheiten bald wieder zur Unterdrückung anderer Städte gebrauchen würde, verbanden sich die Städte Novarra, Pavia, Placentia, Cremona, Brescia und noch mehrere andere Städte gegen Conrad. Diesen Städtebund würde jedoch Conrad durch die Gewalt seiner Waffen bald wieder aufgelößt haben. Aber nun folgte ein Unfall auf den andern. Derselbe Papst, aus dessen Händen Conrad die Kaiserkrone zu erhalten gehofft hatte, schleuderte jetzt einen furchtbaren Bann-

strahl gegen ihn*). Dieser Bann ward jedoch von dem Erzbischof Anselm nicht anerkannt, daher auch in Mailand nicht bekannt gemacht, und Anselm, der die Erhöhung Conrads als das Werk seiner Hände betrachtete, suchte nun auf alle Weise dieses auch aufrecht zu erhalten. Als der Papst dieses erfuhr, sandte er an die gegen Conrad feindlich gesinnten Städte der Lombardei den Cardinal Johann von Crema, der nun unverzüglich in Pavia ein Concilium versammelte, auf dem nicht nur der gegen Conrad erlassene Bannfluch verkündiget, sondern auch der Erzbischof Anselm, weil er sich erfrecht habe, einen Fremden, der sich in Italien eingedrungen, zum Könige zu salben und zu krönen, von allen Verrichtungen seines erzbischöflichen Amtes auf unbestimmte Zeit suspendirt. Wie es scheint, müssen die Mailänder an dem Zwist ihres Erzbischofes mit dem römischen Stuhle keinen Antheil genommen haben; denn sobald die Nachricht von dem Vorgange in Pavia nach Mailand kam, wandten sich die Gemüther der meisten Einwohner von demselben ab; auch gegen Conrad fingen sie an merkbar zu erkalten, und obgleich] sie ihr eigenes Werk nicht gerade selbst wieder zerstören wollten; so gaben sie doch deutlich zu erkennen, daß sie nicht gesonnen seyen, ferner noch Etwas zum Besten desselben zu wagen. Aber was den Conrad am meisten schmerzte, war, daß zu derselben Zeit auch unter seinen deutschen wie italiänischen Schaaren eine große Unzufriedenheit ausbrach. Allerlei Complotte und Meutereien wurden entdeckt, die ihn überzeugten, daß er seinem eigenen Heere nicht mehr trauen dürfe. Unter diesen Umständen mußte er sein Unternehmen auf Rom aufgeben, trat also seinen Rückzug an, ging aber nicht nach Mailand, wo er jetzt keine völlig zuverläßige

*) Es war Honorius II., Calixtus des Zweiten unmittelbarer Nachfolger auf dem römischen Stuhle.

Freunde mehr zu finden hoffen konnte; sondern begab sich nach Parma. — Obgleich von offenen und geheimen Feinden umgeben, und mit dem Fluche der Kirche belastet, verlor Conrad dennoch nicht allen Muth. Unermüdet beschäftiget, seinen Angelegenheiten, die immer in größern Verfall geriethen, wieder aufzuhelfen, blieb er noch einige Jahre in der Lombardei, bis endlich, als Lothar seinen Zug nach Italien antrat*) und ein falsches Gerücht von der furchtbaren Heeresmacht, mit der er sich den Alpen nähere, ganz Italien in Schrecken setzte, mithin auch die wenigen Anhänger, die Conrad noch hatte, von ihm abfielen, er ebenfalls mit äußerst schwachem Gefolge und unter mancherlei Gefahren nach Deutschland zurückkehrte**). — Durch dieses tolle, und daher völlig mislungene Wagstück hatte indessen doch Conrad der Welt gezeigt, daß er ein Fürst sey, der selbst der kühnsten und außerordentlichsten Unternehmungen fähig wäre.

5. Indessen und während Conrads Abwesenheit,

---

*) In dem Jahre 1132.

**) Der Mönch Alberich, aus dem Kloster Trium fontium, setzt ganz bestimmt Conrads Rückkehr nach Deutschland in das Jahr 1132; „*periculose*, sagt er, ad patriam repatriavit." — Daß der sonst so thätige und hitzige Conrad alle diese Jahre über so ganz müßig in der Lombardei gewesen seyn soll, dieß läßt sich unmöglich denken. Aber von Allem, was er in den letzten drei Jahren gethan, unternommen oder zu unternehmen gesucht haben mag, wissen wir nichts. Darüber haben wir durchaus keine Nachrichten, die doch um so erwünschter wären, als sie, wenn auch Conrads Bestrebungen völlig fruchtlos waren, und selbst nicht einmal ein unbedeutendes Ereigniß zur Folge hatten, dennoch über den damals äußerst zerrissenen Zustand der Lombardei, und vielleicht ganz Italiens überhaupt, ein nicht unwillkommenes Licht würden verbreitet haben.

ging der Kampf zwischen Lothar und Friederich ununterbrochen fort. Letzterer hielt sich jedoch größtentheils blos auf der Defensive; anfänglich wahrscheinlich, weil er den Erfolg der Unternehmung Conrads in Italien erst abwarten wollte, und nachher, weil durch die Launen des Kriegsglückes dazu gezwungen. Aber hatte Lothar den hohenstaufischen Brüdern ihren besten und mächtigsten Freund und Bundesgenossen, nämlich den Herzog Heinrich von Bayern, durch eine Heirath zu entziehen gewußt, so war es auch Friederich gelungen, dem Lothar gerade denjenigen, der ihn auf den Thron erhoben und dessen Einfluß in allen Geschäften und Verhandlungen des Reiches oft von entscheidendem Uebergewicht war, ebenfalls durch eine Heirath, wo nicht ganz zu entziehen, doch wenigstens dessen Anhänglichkeit an Lothar nicht wenig zu schwächen. Friederichs Gemahlin war nämlich 1126 gestorben, und Friederich hatte sich gleich im Anfange des darauf folgenden Jahres mit Agnes, einer Gräfin von Saarbrück und Nichte des Erzbischofs Adalbert vermählt. Von dieser Zeit an begann des Erzbischofes Freundschaft gegen Lothar immer mehr zu erkalten. In Geheim suchte er nun um so mehr die Hohenstaufen zu begünstigen, als er jetzt, nachdem das welfische Haus einen so hohen Gipfel von Macht erreicht hatte, zu Folge einer selbst nur ganz einfachen Staatsklugheit unmöglich gesonnen seyn konnte, die einzige fürstliche Familie, die man nöthigen Falls noch den Welfen entgegensetzen konnte, völlig zu unterdrücken. Zwar wußte der Erzbischof seine jetzigen Gesinnungen sehr schlau zu verbergen, ward aber demungeachtet dennoch von dem jungen Herzog Heinrich durchschaut; denn man hat einen Brief von diesem an seinen Schwiegervater, den König, in welchem er denselben vor dem Erzbischof warnt und ihn bittet, demselben sein Herz ja nicht zu eröffnen. Derselbe rede, sagt Heinrich, freundliche Worte, mit denen

aber seine Gesinnungen nicht übereinstimmten; in seinem Munde habe er Honig, aber Gall in dem Herzen. Lothar möchte sich jedoch stellen, als wenn er demselben, wie früher, noch sein ganzes Zutrauen schenkte. Endlich ersucht er seinen Schwiegervater, diesen Brief heimlich zu lesen und hierauf sogleich zu verbrennen*). — Indessen gelang dafür doch wieder manches Andere dem König; so z. B. söhnte sich der Erzbischof Friederich von Köln, der seit dem Anfange des hohenstaufischen Kampfes eine feindliche Stellung gegen ihn genommen hatte, jetzt vollkommen mit Lothar wieder aus. Ebenso war diesem es auch gelungen, den gegen ihn so widerspenstigen Herzog Godefrid von Niederlotharingen seines Herzogthums zu entsetzen und es dem Walram von Limburg zu geben, gerade dem Sohne jenes Herzogs Heinrichs von Limburg, der zu dem Kaiser Heinrich IV. auch in dessen unglücklichsten und gefahrvollsten Tagen mit unverbrüchlicher Treue und Festigkeit sich gehalten hatte, aber eben daher von dessen Sohne Heinrich V. seines Herzogsthums war beraubt worden. Dieser Walram war ein kriegerischer, kräftiger Fürst, gegen den Godefrid nicht zu bestehen vermochte, ihn daher im Besitze des schönen Herzogthums, das Walram zwar von Lothar erhalten, aber doch erst mit seinem Schwerte hatte erkämpfen müssen, ungestört lassen mußte.

6. Der Krieg gegen Friederich von Hohenstaufen

*) Diese nicht unmerkwürdige Urkunde findet sich bei *Hantizius*, Histor. Eccles. Salsburg., auch in *Mascovii*, Commentar. de Reb. Imper. T. III. — Daß aber Heinrich seinen Schwiegervater so ängstlich ersucht, den Brief allein zu lesen, und dann gleich in das Feuer zu werfen, dieß beweißt, wie sehr selbst der König und der mächtige Herzog von Bayern den Erzbischof fürchteten, und wie groß dessen Ansehen und Einfluß damals im Reiche gewesen seyn muß.

ward jedoch nicht immer mit gleicher Lebhaftigkeit geführt. Ueberhaupt fehlt es uns hier wieder an zusammenhängenden Nachrichten. Die Berichte der Geschichtschreiber sind mehr, als gewöhnlich, mager und dürftig, und von kriegerischen Ereignissen von einiger Bedeutung sind uns nur zwei bekannt, nämlich die Vorfälle von Speier und Nürnberg. Die erstere Stadt hatte Lothar im Jahre 1128 belagert, jedoch auf ein ganz allgemein gehaltenes, unbestimmtes Versprechen von Treue der Einwohner Speiers, die Belagerung wieder aufgehoben. Aber es dauerte nicht lange, so gewann Lothar die Ueberzeugung, daß die Stadt mit Gut und Blut den Hohenstaufen ergeben sey. Nun glaubte er, daß es sein Interesse durchaus erfordere, Speier sich völlig zu unterwerfen. In dem folgenden Jahre 1129 zog er also abermals mit einem Heere nach dem Rhein, rückte, nach einem kurzen Aufenthalt in Mainz, wieder vor Speier und begann die Stadt sogleich von allen Seiten zu berennen. Um die Belagerung zu decken und den Uebergang eines Entsatzheeres über den Rhein zu verhindern, nahm Herzog Heinrich eine sehr gut gewählte, beinahe gar nicht angreifbare Stellung diesseits des Stroms. Friederich konnte zwar jetzt seiner treuen Stadt nicht zu Hülfe kommen, fand jedoch noch einen günstigen Augenblick, um seine Gemahlin nach Speier zu schicken. Er hatte ihr den Oberbefehl in der Stadt und die Vertheidigung derselben übertragen. Des erhaltenen schweren Auftrages zeigte sich Agnes vollkommen würdig. Sie ward die Seele von Allem, was jetzt zur Erhaltung der Stadt geschah. Durch Wort und That belebte sie den Muth der Besatzung wie der waffenfähigen Einwohner. Gleich dem abgehärtesten Krieger ertrug sie freudig alle Gefahren, Mühseligkeiten und Entbehrungen einer belagerten Stadt; und wagten die Belagerer einen Sturm, so eilte sie auf die Mauer, und ihre Gegenwart befeuerte

auf das neue den Muth der Besatzung wie der nicht minder tapfern und zahlreichen Bürgerschaar. Schon sechs Monate lag Lothar vor Speier, und zwar noch immer ohne alle Aussicht auf eine baldige Eroberung der Stadt, und schwerlich würde er, selbst nach den größten Anstrengungen, sich derselben bemächtiget haben, hätten nicht gänzlicher Mangel an Lebensmitteln und eine schon auf das höchste gestiegene Hungersnoth die edle Agnes gezwungen, die Stadt gegen die Mitte des Jänners 1130 dem Lothar zu übergeben. Aber auch diese Uebergabe war nicht auf Gnade oder Ungnade, sondern beruhete auf gewissen, für die Stadt sehr vortheilhaften Bedingungen. Lothar mußte ihr alle, von den fränkischen Kaisern erhaltene Rechte und Freiheiten auf das neue bestättigen; die Herzogin erhielt mit der Besatzung freien Abzug, und als Lothar Friederichs junge, edle und heldenmüthige Gemahlin erblickte, begegnete er ihr mit aller, einer Fürstin und besonders einer so erhabenen Frau schuldigen Ehrerbietung; er bewunderte die Hoheit ihrer Seele, mit der sie sechs Monate lang so vieles erduldet, lobte ihre, mit solcher Selbstaufopferung verbundene, treue Anhänglichkeit an ihren Gemahl, und entließ sie endlich sehr reichlich, wahrhaft königlich beschenkt*).

7. Bald darauf begegnete Friederich noch ein anderer Unfall. Nach der Eroberung Speiers rückte Lothar

*) Ob Lothar blos aus wahrem Edelmuth und weil durchdrungen von Bewunderung für diese schöne, weibliche Heldenseele, sich so großmüthig gegen sie betrug; oder ob alles nur aus Rücksicht auf Agnesens Oheim, den Erzbischof Adalbert, geschah, dieß müssen wir dahin gestellt seyn lassen. Vielleicht war auch von dem damaligen französischen, gegen das schöne und zärtere Geschlecht so ungemein gefälligen und großmüthigen Rittergeist schon etwas nach Deutschland gedrungen.

auch vor Nürnberg, und betrieb dessen Belagerung sogleich mit aller nur möglichen Thätigkeit; und da Friederich, der, um die Stadt zu entsetzen, herbeieilte, von Herzog Heinrich zurückgeschlagen ward; es auch der Stadt, die unvorbereitet von dem Könige war überfallen worden, an den nöthigen Vorräthen von Kriegs- und Lebensbedürfnissen fehlte, so war sie gezwungen, sich zu ergeben. Auch Nürnbergs Einwohner wurden von Lothar mit vieler Schonung behandelt, und die Besatzung erhielt, gleich jener in Speier, mit ihrem sämmtlichen Gepäcke freien Abzug. In diesen zwei Jahren hatte Friederich zwar offenbar Verlust erlitten, aber im Ganzen genommen doch nur wenig verloren; überwunden war er nicht und stand jetzt noch eben so mächtig da, wie im Anfange des Kampfes.— Nach der Eroberung Nürnbergs ward der Krieg, wie es scheint, mit ungleich minderer Lebhaftigkeit fortgesetzt; wenigstens berichten uns von jetzt an die damals lebenden Geschichtschreiber auch nicht ein einziges, nur einigermaßen bemerkenswerthes Ereigniß mehr. Ursachen dieser Ermattung mögen wohl gewesen seyn, theils weil die Fürsten, die jetzt Zeit genug gehabt hatten, die Ereignisse und deren Folgen näher in das Auge zu fassen, unmöglich gesonnen seyn konnten, das hohenstaufische Haus völlig zu vernichten, und noch viel weniger selbst thätig dabei mitzuwirken; theils auch weil Lothar von seinem Schwiegersohne nicht die Hülfe erhielt, die er wahrscheinlich erwartet hatte. Aber dieser Erwartung konnte jetzt Herzog Heinrich nicht entsprechen; denn in seinem eigenen Lande fand er nur zu viele und zugleich auch sehr ernste Beschäftigung. — Unter Herzog Heinrichs unruhigen und ungehorsamen Vasallen in Bayern war unstreitig der schon erwähnte Graf Friederich von Bogen, Schirmvogt der Kirche von Regensburg, der thätigste und verwegenste, und hatte er auch schon einigemal die Wirkungen des Zorns

Heinrichs fühlen und sich vor seinem Schwerte beugen müssen, so ergriff er doch stets bald darauf wieder jede sich darbietende Gelegenheit, um seinem Lehnsherrn auf das neue zu trotzen, und bald möchte man sagen, desselben öffentlich zu höhnen. Aber seine unverschämteste, frechste und unerlaubteste Handlung beging er jetzt in dem Jahre 30 oder 31. In diesem Jahre war nämlich der Bischof Conrad von Regensburg gestorben, und nun erfrechte sich Friederich ganz eigenmächtig, als wenn es gar keinen Herzog in Bayern gäbe, einen Neffen des Grafen Otto von Wolfrathshausen, Namens Heinrich, wählen zu lassen und, ohne den Herzog davon in Kenntniß zu setzen, auf den erledigten Stuhl zu erheben. Friederich glaubte jetzt um so mehr, dem Herzog trotzen zu können, da Otto von Wolfrathshausen nicht nur ein an sich schon mächtiger Graf, sondern auch ein Verwandter mehrerer der größten Herren in Bayern war. Friederich und Otto, die nun die getroffene Wahl aufrecht erhalten wollten, und wohl voraussahen, daß der Herzog diese grobe Beleidigung nicht ungestraft würde vorübergehen lassen, schlossen nun gegen denselben ein förmliches Bündniß, dem auch noch mehrere andere Herren beitraten. Diese förmliche Empörung sogleich zu unterdrücken und zu bestrafen, zog Herzog Heinrich seine ganze Macht zusammen. Aber auch die Aufrührer vereinten ihre sämmtlichen Streitkräfte, und da sie sich jetzt stark genug fühlten, dem Herzoge in offenem Felde eine Schlacht bieten zu können, schlugen sie ihr Lager an den Ufern der Isar unter den Mauern der Burg Wolfrathshausen auf. Mit Grund erwartete man nun eine ungemein blutige und mörderische Schlacht. Diese hatte jedoch nicht statt, denn der Pfalzgraf Otto von Wittelspach, ein ungemein verständiger Herr, trat als Vermittler auf, und wußte, theils durch Vernunftgründe und Bitten, theils auch durch sehr ernste Drohungen die

beiden Grafen zu bewegen, die Sache des neuen Bischofes von Regensburg fallen zu lassen und sich dem Herzoge zu unterwerfen. Heinrich nahm zwar ihre Unterwerfung an, aber um seinem, von ihnen so sehr verkannten herzoglichen Ansehen Genugthuung zu leisten, mußten Beide in das Lager des Herzogs kommen, als dessen Gefangene sich stellen und um Gnade und Verzeihung bitten. Diese ward ihnen nun freilich, weil es vorher schon so ausgemacht war, von dem Herzog ertheilt, aber dennoch auch auf dessen Befehl die sehr feste Burg Wolfrathshausen, die so drohend und trotzig in das Bayerland hinein schaute, geschleift und dem Erdboden gleich gemacht. Der Bischof Heinrich von Regensburg ward ebenfalls bald darauf mit dem Herzog ausgesöhnt, jedoch soll, nach dem Zeugniß der Ursperger Chronik, diese Aussöhnung mit schweren Opfern von Seite des Bischofes verbunden gewesen seyn*).

8. Indessen war Lothar, wie es sich bald darauf noch deutlicher erwies, noch immer auf die völlige Vernichtung des hohenstaufischen Hauses bedacht; und da nunmehr Herzog Heinrich von Bayern, nach wiederhergestellter Ruhe im eigenen Lande, seinem königlichen Schwiegervater weit kräftigern Beistand zu leisten im Stande war; so würde wahrscheinlich das seit einiger Zeit nur ganz matt brennende Kriegsfeuer auf einmal wieder wenigstens um vieles stärker geworden seyn, wäre jetzt nicht plötzlich ein höchst unerwartetes, die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland erregendes, daher jedes andere Interesse verschlingendes Ereigniß eingetreten, und hätte, weil in die Verhältnisse beider kriegführenden Theile mächtig eingreifend, einen zwar nicht förmlich abgeschlossenen, aber gleichsam doch stillschweigend genehmigten Waffenstillstand herbeigeführt.

*) Postmodum quoque Episcopus Ratisponensis in gratiam Ducis rediit, et comitatum, quam habet Episcopatus Ratisponensis circa Ennum fluvium, ei in beneficio concessit (Chron. Ursperg.).

V.

Papst Innocenz II. in Deutschland. — Lothars erste Heerfahrt nach Italien.

1. Eine gespaltene Papstwahl hatte, wie wir schon wissen, nach dem, am 16. Februar des Jahres 1130 erfolgten Tode des Papstes Honorius II. *), auch die römische Kirche gespalten, und darin ein für die ganze Christenheit höchst ärgerliches Schisma erzeugt. Die beiden zu gleicher Zeit Gewählten waren der Cardinal Gregor, und der Cardinal Petrus Leo. Der Erstere nannte sich nach seiner Wahl Innocenz II., der andere legte sich den Namen Anaclet der Zweite bei. Letzterer hatte den Schein des äußern Rechts, weil die völlig gesetzmäßige Weise seiner Wahl für sich; für den Erstern sprachen dessen höhere Tugenden, dessen Frömmigkeit, große Gelehrsamkeit, reiner, tadelloser Wandel, und bekannte, durch keinen Antheil an irdischen Dingen getrübte, ächt kirchlichen Gesinnungen. Beide Päpste behaupteten sich mehrere Wochen in Rom. Aber Anaclets Anhang war bei weitem zahlreicher als jener des Innocenz. Er hatte eine größere Anzahl von Cardinälen, den größten Theil des römischen Adels und beinahe die ganze Stadt Rom auf seiner Seite. Nur in dem festen Schloß der Frangipani konnte Innocenz Sicherheit für seine Person finden. Als aber der römische Pöbel auch jenes anzugreifen und zu erstürmen einen Versuch gemacht hatte, entschloß sich Innocenz gleich nach Ostern des Jahres 1130 Rom zu verlassen. Er begab sich,

*) Der verstorbene Papst Honorius II. war derselbe, durch seine milden und friedlichen Gesinnungen ausgezeichnete, höchst ehrwürdige Cardinal und Bischof Lambert von Ostia, welcher das Calixtinische Concordat oder sogenannten Wormser Vertrag unterhandelt und abgeschlossen hatte.

nach dem Beispiel mehrerer seiner, ebenfalls der Hülfe bedürftigen Vorfahren zuerst nach Frankreich, wo er, wie dem Leser schon bekannt ist, von Ludwig VI., mit weniger Ausnahme auch von allen Bischöfen Frankreichs, und bald darauf von König Heinrich von England als rechtmäßiger Papst anerkannt ward. Aber eben so sehr, vielleicht noch sehnlicher wünschte jetzt Innocenz, daß auch von dem deutschen Könige und sämmtlichen deutschen Fürsten ihm dieselbe Anerkennung zu Theil würde. Zu diesem Ende sandte er einen Legaten, den Erzbischof Gualter von Ravenna, nach Deutschland, auf dessen eifriges Betreiben nun auch König Lothar, obgleich erst im Monate October, in Würzburg ein aus fünfzehn bis sechzehn deutschen Bischöfen bestehendes Concilium zusammenberief, auf welchem nun Anaclet ebenfalls verworfen, und Innocenz als rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche anerkannt ward. Der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Münster wurden abgeordnet, dem heiligen Vater, der sich gerade in Clermont befand, die Beschlüsse des Conciliums von Würzburg zu überbringen.

2. So angenehm und erfreulich diese Nachricht für den Papst war, so bedurfte er doch jetzt noch eines andern nicht minder großen Dienstes, den nur der deutsche König, als künftiger römischer Kaiser, ihm zu leisten im Stande war. Da nämlich Anaclet Herr von ganz Rom und allen darin gelegenen Kirchen war, alles, wahrscheinlich durch Geld und Geschenke gewonnene, Volk ihm anhing, auch der mächtige Großgraf Roger von Sicilien und Apulien sein Freund und Beschützer war, so bedurfte es unstreitig einer sehr bedeutenden bewaffneten Macht, um Innocenz nach Italien und Rom zu führen und ihn in den wirklichen Besitz des päpstlichen Stuhles, der Peterskirche und aller übrigen Kirchen Roms zu setzen.

Innocenz äußerte also den Wunsch einer persönlichen Zusammenkunft mit Lothar, und sandte zwei Cardinäle nach Gundersheim und Goslar an den König, um ihm das Verlangen und den Wunsch des Papstes bekannt zu machen. Diesen zu erfüllen war Lothar sogleich bereit, und zu Folge einer mit Cardinal Anselm getroffenen Uebereinkunft, begab sich der König mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge von Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten, auch einer Menge weltlicher Fürsten und Herren nach Lüttich, um dort den Papst zu erwarten. Als Innocenz endlich sich der Stadt näherte, ging Lothar ihm zu Fuße entgegen, und ergriff, nach ehrfurchtsvoller Begrüßung des heiligen Vaters, die Zügel dessen Pferdes und führte es durch die endlosen Reihen des aus weiter Gegend zahlreich herbeigeströmmten Volkes hindurch. Auch bei dem Absteigen von dem Pferde war der König dem Papste behülflich, ließ ihn auf seinen Armen ruhen und benahm sich überhaupt gegen denselben auf eine Art, die alle nur möglichen Merkmale der größten Ergebenheit und kindlichsten Ehrfurcht trug. Am darauf folgenden Sonntag hielt der Papst in der Cathedrale der Stadt ein feierliches, römisches Hochamt, während welchem er dem Könige Lothar, zum Zeichen ihrer beiderseitigen vollkommenen Einigkeit, die Königskrone auf das Haupt setzte. — Aber diese eben so wünschenswerthe als erfreuliche Einigkeit zwischen dem Papst und dem Könige ward bald sehr merkbar getrübt. Lothar hatte versprochen, im folgenden Jahre seinen Römerzug anzutreten und den heiligen Vater in Rom einzuführen. Für diesen wichtigen und wesentlichen Dienst glaubte er jedoch sich ebenfalls von dem Papste eine Gefälligkeit erbitten zu dürfen, und diese sollte in nichts Geringerem bestehen, als in der völligen Wiederherstellung des Investiturrechts der Bischöfe mit Ring und Stab,

so wie es vor Gregor VII. alle deutsche Kaiser und Könige ausgeübt hatten. Heftig erschracken der Papst und die ihn umgebenden Cardinäle bei diesem Ansinnen des Königes. Der Kirche wieder ein Recht zu entziehen, das sie nach so langem Kampfe errungen hatte: dieß konnte, dieß durfte Innocenz nicht wagen; aber wehrlos befand er sich jetzt mit seiner Umgebung in einer deutschen Stadt, mithin in der Gewalt des Königs; und was einst Heinrich V. sich gegen Paschall und dessen Cardinäle erlaubt hatte, lebte noch im frischen Andenken bei den Römern. In diesem Augenblick wünschten Innocenz und seine Cardinäle, nie nach Deutschland gekommen zu seyn *). Von dieser, ihre persönliche Sicherheit betreffenden, peinlichen Besorgniß wurden sie jedoch bald wieder durch die deutschen Bischöfe befreiet. Viele derselben, besonders der Erzbischof Adalbert von Mainz, der heilige Erzbischof Norbert von Magdeburg, wie auch der in dem Gefolge des Papstes befindliche heilige Bernard schlugen sich in das Mittel, und bald gelang es der hinreißenden Beredsamkeit des Letzteren und dem milden Schimmer von Heiligkeit, der ihn damals schon umgab, den König zu bewegen, von seinem, die Kirche auf das neue verwirrenden Begehren abzulassen. Aber demungeachtet eilte jetzt doch Innocenz mit seinen Römern, Deutschland so bald wie möglich wieder zu verlassen. An die Stelle der früheren, zwischen dem Papste und dem König bestandenen Einigkeit waren nun Kälte und gegenseitiges Mißtrauen getreten. Ziemlich mißstimmt trennten sich also jetzt

*) Ideoque Apostolicus non medicum est turbatus, et de *adventu suo* contristatus, de reditu quoque anxius effectus; nam petitionem principis exaudire non poterat super tali articulo, pro quo ecclesia tot mala sustinuerat. (Chron. Ursperg.)

beide von einander. Innocenz kehrte wieder nach Frankreich zurück, und Lothar ging nach Trier *).

---

*) Wir haben schon gesehen, wie der ehemalige hitzige Vertheidiger der Freiheit der Stände, sobald er selbst König geworden war, durch seine, blos seines persönlichen Interesses wegen, übermäßige Erhebung, wie Machtvergrößerung des welfischen Hauses, und sein leidenschaftliches Streben, das Hohenstaufische zu vernichten, die ständische Freiheit mehr zu untergraben suchte, als irgend einer seiner Vorfahren gethan hatte; und nun müßen wir sehen, daß derselbe eben so hitzige Vertheidiger und Verfechter der Kirchenfreiheit, als König, gerade dasselbe verlangte, was auch Heinrich V., dem er sich doch diesfalls feindlich widersetzte, zu erstreben gesucht hatte, und daß er, als er das, was er begehrte, nicht erlangen konnte, in wüthenden Zorn entflammte — wenigstens sagt der heilige Bernard (epist. 150.), daß König Lothar zu Lüttich iracundus et irascens gewesen sey. — — Uebrigens muß man überhaupt bei den damaligen deutschen Fürsten wie deutschen Königen nie nach Grundsätzen oder überdachten Staatsmaximen forschen wollen. Jeder hatte stets nur den eigenen Vortheil im Auge, dem er, um alles übrige unbekümmert, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zum Opfer brachte. Daß jedoch die deutschen Fürsten am Ende ihren Zweck, freilich zum Schaden und Verderben Deutschlands, erreichten, rührt blos daher, weil die Mittel dazu so klar vor Augen lagen, und sich dem Verstande wie dem Gemüthe eines jeden gleichsam von selbst so sehr aufdrängten, daß sie nicht leicht einen günstigen Augenblick, dieselben in Anwendung zu bringen, unbenutzt konnten vorüber gehen lassen; während die deutschen Könige oder Kaiser, obgleich sie ebenfalls ein gemeinschaftliches, ihnen klar und deutlich vorgestecktes Ziel hatten, dennoch stets nur auf offenbaren Abwegen und durch falsche Mittel sich demselben zu nähern und es zu erreichen suchten. — — Endlich müssen wir auch noch bemerken, wie ungerecht es von Seite der meisten neuern Geschichtschreiber ist, wenn sie den König Lothar deswegen einer großen

Unklugheit beschuldigen, weil er zuerst den Innocenz als Papst anerkannt, auch zu dessen Besten einen Römerzug anzutreten versprochen habe, und hierauf erst mit seinem Begehren wegen des Investiturrechts aufgetreten sey. Diese Klugheitsregel gemeiner Seelen konnte dem Lothar unmöglich entgangen seyn; aber er verschmähete es sie zu befolgen, weil er jenes Zugeständniß von dem Papste nicht erpressen, sondern blos als eine, durch keine Art des Zwanges herbeigeführte Gefälligkeit erlangen wollte. Was ihm offenbar zu nicht geringem Lobe gereicht.

3. Auch in Trier bot sich König Lothar eine Veranlassung dar, seine früheren Grundsätze abermals vor den Augen der Welt zu verleugnen. Der Erzbischof dieser Stadt war nämlich gestorben und die Wahl eines neuen Oberhirten hatte am Osterfeste dieses Jahres während der Anwesenheit des Königs Statt. Die gesammte Geistlichkeit wählte einstimmig den Adalbero, einen Geistlichen der Kirche von Metz, zu ihrem Bischofe. Nun war aber diese Wahl einem Theile der Einwohner, nämlich dem Adel von Trier, nicht angenehm, und da sie sich weigerten, den Neugewählten anzuerkennen, so ertheilte ihm auch Lothar nicht die Belehnung mit dem Scepter. In der Hoffnung, daß diese Spaltung bald würde vermittelt werden, verließ der König die Stadt und ging den Rhein hinauf. Aber die der getroffenen Wahl widersprechenden Laien in Trier beharrten steif und fest bei ihrem Sinne. Die Geistlichkeit sandte demnach Abgeordnete nach Mainz an den König, um ihn zu bitten, ihre auf canonischem Wege getroffene Wahl zu genehmigen, mithin dem Adalbero die Belehnung zu ertheilen; und da Lothar sich abermals ihrer Bitte weigerte, begaben sich die Deputirten, zu Folge der von dem Trierischen Kapitel ihnen ertheilten Weisung, nach Frankreich zu dem Papste, der nun nach sorgsamer Prüfung

sowohl der Wahl, wie auch der Würdigkeit des Gewählten, diesen als Erzbischof anerkannte, ihm die heiligen Weihen ertheilte, auch auf dem, wenige Tage darauf in Rheims eröffneten Concilium, ihm seinen Platz unter den Erzbischöfen anwies*). — Lothar fand sich zwar dadurch von dem Papste nicht beleidiget — (wie er auch nicht die mindeste Ursache dazu gehabt hätte) — aber in desto tiefere Ungnade fiel dafür bei ihm der neue Erzbischof Adalbero, und

*) Es ist im höchsten Grade unrecht und gewissermaßen auch geschichtswidrig, wenn man dieses — wie man leider hie und da lesen muß — als eine ungeziemende päpstliche Anmaßung betrachten will. Erstens war in dem callixtinischen Concordat, dessen Zweck es doch ganz allein war, sowohl der geistlichen wie der weltlichen Macht genau zu bestimmen, welchen Antheil die Eine wie die Andere in Zukunft an einer Bischofswahl zu nehmen hätte, dem Volke oder den Laien keine Theilnahme an den geistlichen Wahlen zugestanden und noch weniger zugesichert worden. Bei strittigen Wahlen sollte der König mit Zuziehung der Metropolitane entscheiden, d. h., die Letztern sollten untersuchen, auf welcher Seite das Recht sey, und der König hierauf deren Entscheidung in Vollziehung bringen. Da nun Lothar hier nicht entscheiden wollte, auch die Metropolitane nicht dazu auffoderte; so kann man doch wahrhaftig dem höchsten Oberhaupt der ganzen allgemeinen Kirche das Recht nicht absprechen, in solchem Falle das Geschäft der Metropolitane selbst zu übernehmen und nach Befund der wahren Lage der Dinge den Streit zu entscheiden; besonders da es stets höchst nachtheilig für das Volk wie für eine Kirche ist, wenn diese lange Zeit ohne Oberhaupt gleich einer elternlosen Waise dasteht, gegen die in jenen Zeiten jeder Frevler sich etwas mehr erlauben zu dürfen glaubte. Daß Lothar dadurch keine seiner königlichen Rechte verletzt glaubte, war sehr klug; aber eben daher auch um desto inconsequenter von ihm, daß er dem neuen Erzbischofe deswegen einige Zeit zürnte.

zwar aus der Ursache, weil er die Weihe vor der Belehnung empfangen habe. Aber eben dadurch gerieth nun Lothar mit sich selbst in den auffallendsten Widerspruch. Unmöglich konnte er ja vergessen haben, daß er an seinem Wahltage, vermöge der mit ihm geschlossenen Capitulation und der ihm vorgeschriebenen und von ihm genehmigten Bedingungen, den Kirchen das Recht: einem neu erwählten Bischofe oder Abt noch vor der Belehnung die Weihe zu ertheilen, ausdrücklich zugestanden und zugesichert hatte; übrigens ein Recht, das, wo nicht gerade buchstäblich und ausdrücklich, doch offenbar in dem Geiste und Sinne des callixtinischen Concordats schon lag. — Aber auch mit dem Erzbischofe Adalbero söhnte sich Lothar bald wieder aus, nachdem jener einige Entschuldigungen vorgebracht, auch unter Anderm erklärt hatte, daß er von dem heiligen Vater blos deswegen, weil es dessen bestimmter Wille so gewesen wäre, die bischöfliche Weihe sich habe ertheilen lassen.

4. Wie es scheint, und auch sehr wahrscheinlich ist, waren indessen Briefe aus Frankreich an Lothar angekommen, in welchen er dringend ersucht ward, den versprochenen Römerzug zu beschleunigen. Dazu zeigte sich jetzt der König um so bereitwilliger, da er wünschte, die frühere Vertraulichkeit zwischen ihm und dem heiligen Vater wieder herzustellen. Er sandte also den heiligen Norbert und den Bischof von Münster nach Frankreich *), um dem heiligen Vater die wiederholte Versicherung zu geben, daß er gleich in dem folgen-

*) Die beiden Bischöfe begleitete auch der heilige Bernhard, der jetzt wieder nach Frankreich zurückkehrte. Er war bisher bei dem König in Deutschland geblieben, wo er ganz gewiß mit dem ihm eigenen Eifer das Interesse des heiligen Vaters, mithin auch der Kirche betrieben haben wird.

den Jahre (1132) und noch vor Ende des Sommers die Heerfahrt nach Italien unternehmen werde, um Rom von dem anmaßlichen Papst zu befreien. — Die Zwischenzeit benutzte jetzt Lothar, um Deutschland so viel möglich in seinem Innern zu beruhigen. Er dämpfte einen Aufstand der Einwohner von Magdeburg gegen ihren Erzbischof, den heiligen Norbert; strafte auch wegen Ermordung mehrerer Edeln die Bürger von Halle an Leben und Gut, und züchtigte eben so gerecht und strenge auch den Landgrafen Herrmann von Winzenburg. Dieser hatte einen seiner Vasallen, den Grafen Burkard von Luckenheim, weil er gegen seinen Willen eine Burg angelegt hatte, meuchlerisch ermorden lassen. Aber der Ermordete war ein Günstling Lothars, einer seiner geheimen Räthe. Diesen blutigen Frevel wollte der König nicht ungestraft lassen. In Quedlinburg, wo Lothar das Pfingstfest feierte, und viele Fürsten und Herren um ihn versammelt waren, trat er demnach selbst als Kläger gegen den Landgrafen auf, der nun von sämmtlichen anwesenden Fürsten seiner Würden und Ehren für verlustig erklärt ward. Lothar zog hierauf vor die Winzenburg und begann diese zu belagern. Aber Herrmann leistete tapfern Widerstand. Die Belagerung zog sich bis zum Ende des Jahres. Erst kurz vor Weihnachten ward sie erobert. Lothar ließ sie verbrennen und dann dem Erdboden gleich machen, den Landgrafen aber als Gefangenen nach der Feste Blankenberg abführen und übertrug die bisherige Würde desselben einem Anverwandten seiner Gemahlin, nämlich dem Grafen Ludwig von Thüringen, den er jetzt zugleich auch zum ersten Landgrafen von Thüringen erhob *).

---

*) Dieser Graf Ludwig erhielt nur die Würde des geächteten Landgrafen Herrmann; die Besitzungen desselben kamen an die Kirche von Hildesheim.

— In dem südlichen Deutschland vermittelte Lothar den Ausbruch einer neuen Fehde zwischen dem Herzog von Bayern und dem Bischofe von Regensburg, und endlich belehnte er auch den unlängst erwählten Erzbischof von Cöln, nachdem er vorher die bei dessen Wahl entstandenen Streitigkeiten mit Zuziehung des päpstlichen Legaten Matthäus beigelegt hatte. Kurz, Lothar that was er thun konnte, brachte auch Manches zur Ruhe, vermochte jedoch nicht mit den Hohenstaufen zu Ende zu kommen. Den Krieg gegen dieselben mußte er seinen, obgleich langsamen Schritt fortgehen lassen. Aber noch immer den Wunsch und die Hoffnung in seiner Brust nährend, das hohenstaufische Haus nämlich zu vernichten, schrieb er an seinen Schwiegersohn, den Herzog Heinrich, den er jetzt auch für die Zeit seiner Abwesenheit zum Reichsverweser ernannte, und ermahnte ihn, alle seine Kräfte anzustrengen, um die Hohenstaufen völlig zu Boden zu schlagen. Aber Heinrich, in seiner übrigens höchst ehrerbietigen Antwort auf dieses Schreiben, sagt dem König, daß es seinem Herzen sehr schwer falle, den Auftrag, den er ihm gegeben, zu erfüllen; indem Herzog Friederich ihn stets wie einen Bruder geliebt habe*). Er bitte ihn also noch vor seinem Zuge nach Italien mit demselben Friede zu schließen; sollte dieses jedoch, ohne die Würde des Königes und die Ehre des Reiches zu verletzen, nicht möglich seyn, so wolle er auf das neue den Kampf mit Friederich beginnen, und gegen ihn, während der Abwesenheit seines Schwiegervaters, das Reich vertheidigen. —

*) Unstreitig wird durch dieses Schreiben des Herzog Heinrichs von Bayern und Sachsen jene von Otto von Freisingen erzählte, unsern Lesern schon bekannte Anecdote, in Beziehung auf einen schändlichen Verrath, den Heinrich früher an Friederich begangen haben soll, mehr als zur Hälfte entkräftet.

Ob Lothar wirklich einen Versuch gemacht, mit dem Herzog von Schwaben Frieden zu schließen, dieß ist unbekannt. Was wir wissen ist blos, daß kein Friede zu Stande kam und der Krieg fortgesetzt ward.

5. In der Mitte Augusts des Jahres 1132 brach endlich Lothar von Würzburg nach Italien auf. Wie es scheint, muß dieser Römerzug wenig Anklang in Deutschland gefunden haben; denn als Lothar sein Heer musterte, waren nur fünfzehn hundert Ritter um ihn versammelt. Nimmt man nun auch an, und woran gar nicht gezweifelt werden kann, daß jeder Ritter wenigstens ein paar Bewaffnete mit sich geführt haben wird, so belief sich Lothars Heer ungefähr auf 3000, höchstens vielleicht auch auf 4 bis 5000 Mann. Es ist unbegreiflich, wie Lothar mit einem so schwachen Heere etwas Bedeutendes ausführen zu können glauben konnte. Was ihm eine solche, ihm nachher so manche peinliche Verlegenheit bereitende Zuversicht eingeflößt haben mag, waren wahrscheinlich falsche, aus Italien erhaltene Nachrichten, und die darauf beruhende Hoffnung, daß bei seinem Erscheinen jenseits der Alpen sogleich alle Fürsten und Herren Oberitaliens mit ihren zahlreichen Dienstleuten sich um ihn schaaren würden. — Schon eine sehr ungünstige Vorbedeutung war das, was gleich bei dem Aufbruch noch auf deutschem Boden, nämlich in Augsburg, vorfiel. Ruhig und friedlich war der König in die Stadt eingezogen. Da aber die Einwohner, von jeher den Hohenstaufen zugethan, den Sachsen aber abgeneigt waren, so entspann sich nun auch bald zwischen den Bürgern und Lothars Soldaten ein Streit. Wie gewöhnlich kam es jetzt wieder sehr schnell zu Thätlichkeiten, und von diesen zu immer größerm Frevel. Blut floß auf beiden Seiten. Augsburger Bürger wurden erschlagen, noch mehrere schwer verwundet.

Die Stadt gerieth darüber in Brand, und eine Menge der schönsten und größten Gebäude ward ein Raub der Flammen. Nach diesem unglücklichen Vorfall zog Lothar weiter, ging über die Alpen und rückte durch das tridentinische Thal in die Lombardei ein. Was ihm diesen Einmarsch erleichterte, war das jenseits der Gebürge verbreitete Gerücht von der ungeheuern, ganz Italien in Schrecken und bange Erwartung setzenden Heeresmacht, mit welcher der deutsche König im Anzuge sey. Als man aber jetzt Lothars schwache und unbedeutende Schaar sah, verwandelte sich der Schrecken in spöttisches Lächeln über den König und dessen deutsches Heer. In der roncalischen Ebene angekommen, fand er nur sehr wenige italiänische Herren weltlichen wie geistlichen Standes, welche, um ihn zu begrüßen, dahin gekommen waren; auch die Anzahl der Deputirten, welche andere, vielleicht zu vorläufig, an ihn abgeordnet hatten, war äußerst gering und unbedeutend. Papst Innocenz II. fand sich jedoch hier bei dem Könige ein, um natürlicher Weise den fernern Gang ihrer Unternehmung mit einander zu besprechen*). Innocenz begab sich hierauf in das Modenesische, und kehrte, nach einem kurzen Aufenthalte in dem Kloster Romantula, wieder nach Pisa zurück. Seitdem die geringe Anzahl der bewaffneten Beglei-

*) Innocenz war früher nach Italien zurückgekehrt, und befand sich schon ein paar Monate in dem Pisanischen, bevor noch Lothar seinen Zug angetreten hatte. Vernünftiger Weise mußte der Papst vermuthen, ja er mußte nothwendig sich überzeugt halten, daß Lothar nur mit einer großen, dem schweren Unternehmen entsprechenden Macht in Italien erscheinen würde. Wahrscheinlich hat er sich auch darüber so geäußert, und mag nun eben dadurch das, ganz Italien in Bangigkeit und Schrecken setzende Gerücht von der furchtbaren deutschen Heeresmacht veranlaßt haben.

ter Lothars für die Italiäner aufgehört hatte ein Geheimniß zu seyn, bekümmerten sie sich auch wenig um ihn. Nirgends ward er mit sehr großen Ehrenbezeugungen empfangen, an vielen Orten war er offenbar blos ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung; und einige Städte, wie Verona und Mailand, schlossen ihm sogar ihre Thore. Den Winter über blieb er theils im bononischen, theils im placentinischen Gebiete, und feierte zu Medicina*), einer im Bononischen gelegenen Stadt, das Weihnachtsfest.

6. Bevor noch der Winter völlig vorüber war, ging Lothar nach Toscana. In Viterbo kam wieder der Papst zu ihm, und beide zogen nun, ohne einigen Widerstand zu finden, über Sabina und Farva nach Rom. Am 28. April 1133 kam Lothar mit seinem kleinen Heere vor den Mauern Roms an, und schlug sein Lager vor der Stadt nahe bei der, nach drr heiligen Agnes genannten Kirche auf. Theobald, Präfekt von Rom, begleitet von Petro Latrone, einem der vornehmsten Einwohner der Stadt, und noch einigen andern Römern, die ebenfalls sich zu dem Papste Innocenz hielten, begab sich unverzüglich in das deutsche Lager, um den König zu begrüßen und ihn einzuladen, Besitz von der Stadt zu nehmen, worauf auch gleich am folgenden Tage Lothar seinen Einzug in die Stadt hielt. Aber Anaclets Parthei war noch ungleich die zahlreichste und stärkste in Rom. Zudem war er im Besitze der Engelsburg, der Peterskirche und mehrerer festen Thürme, und die Paläste oder Wohnungen seiner Anhänger waren so wohl befestiget, daß Lothar erst jede, eine nach der andern,

*) Also nicht in Modoecia (Monza), wie der sächsische Annalist und nach ihm auch mehrere neuere Geschichtschreiber irrthümlich angeben. Man sehe Murat. Gesch. von Italien. Th. 7. S. 31.

hätte belagern und erobern müssen. Innocenz konnte blos von dem Lateranschen Palast Besitz nehmen und der König mit seiner schwachen Schaar besetzte den aventinischen Hügel. Bei dieser Lage der Sache nahm Lothar die Abgeordneten sehr willig auf, die Anaclet ihm sandte und durch die er den König auffodern ließ, statt Feindseligkeiten zu beginnen, vielmehr die Zusammenberufung eines zahlreichen Conciliums zu bewirken, welches die Gesetzmäßigkeit seiner wie seines Gegners Wahl untersuchen, und dann, welcher von ihnen Beiden der rechtmäßige Papst sey, entscheiden sollte. Lothar war nicht sehr abgeneigt, auf diesen Antrag einzugehen. Aber die ihn umgebenden Bischöfe, besonders der heilige Bernhard, brachten ihn bald wieder auf andere Gesinnungen. Sie sagten, und zwar mit guten Grunde: alle Kirchen jenseits der Alpen, Deutschland, Frankreich, England, Spanien, hätten schon Innocenz II. als rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche anerkannt, sich in seinen Gehorsam begeben und so die Frage vollkommen entschieden; es sey demnach höchst überflüßig, deswegen noch ein Concilium zusammen zu berufen, das überdies vielleicht die Frage noch mehr verwirren, und den, die Christenheit ärgernden Streit nur verlängern könnte. — Alle fernern Verhandlungen wurden demnach mit Anaclet abgebrochen. Aber diesen in seinen Festen anzugreifen, durfte Lothar bei der Schwäche seines Heeres nicht wagen, mithin um so weniger daran denken, ihn aus Rom zu vertreiben und die Stadt dem Papste zu unterwerfen. Damit jedoch seine Heerfahrt nicht zu einem völlig eiteln Werke würde, mußte doch wenigstens ein Theil des Zweckes derselben erfüllt, mithin Lothar zum römischen Kaiser gekrönt werden. Aber die Kaiserkrönung war bisher stets in der St. Peterskirche vollzogen worden. Da man sich dieser jetzt nicht bemächtigen konnte, jedoch die Römer an

, auch den unbedeutensten, mit einer so feierlichen
dlung verbundenen Ceremonien und Gewohnheiten
ungemeiner Hartnäckigkeit hingen, so ward die
ung dadurch um mehrere Wochen verzögert, bis
em heiligen Erzbischof Norbert von Magdeburg,
etzt anstatt des Erzbischofes von Köln die Kanz-
lle für Italien vertrat, endlich gelang, durch ver-
dige Vorstellungen zu bewirken, daß man die
ung in der Kirche des Laterans vorzunehmen sich
nte. Am vierten Junius des Jahres Ein tausend
undert und drei und dreißig ward nun Lothar
römischen Kaiser und seine Gemahlin Richenza
Kaiserin gekrönt. Durch diese Krönung ward
cenz unstreitig in seiner päpstlichen Würde noch
befestiget, denn er hatte jetzt eine feierliche Hand-
verrichtet, die nach der Ansicht des ganzen christ-
Abendlandes nur einem rechtmäßigen Papste zu
ehen geziemte; auch der neue Kaiser ward, weil
ie Krone aus den Händen Innocenz II. hatte
angen wollen, nun unauflöslich an ihn geknüpft.
es, wie es scheint, entging dem klugen, besonne-
Papste nicht; denn da er selbst in der gegenwär-
Lage seiner noch sehr bedenklichen, schwankenden
schaft, dennoch das Wohl und die Gerechtsamen
römischen Stuhles auch nicht einen Augenblick
dem Gesichte verlor, so brachte er auch jetzt gleich
der Krönung die äußerst delicate Frage wegen
Mathildischen Erbschaft wieder in Anregung. Die
werden sich erinnern, daß die Markgräfin Ma-
is von Toscana, diese treue Freundin Gregors VII.,
einer, in den letzten Jahren ihres Lebens aus-
tigten Urkunde, den römischen Stuhl zum Erben
ganzen Verlassenschaft einsetzte, Kaiser Heinrich V.
nach dem Tode der Markgräfin, die Rechtskräf-
t des von ihr zu Gunsten des römischen Stuh-
interlassenen Testamentes nicht anerkannte; son-

dern sogleich, und zwar ohne das Reichsgut von den Allodialgütern auszuscheiden, sich der ganzen Erbschaft bemächtigte. Der callixtinische Vertrag, obgleich in demselben von der Rückgabe aller dem römischen Stuhle während des Investiturstreites entzogenen Besitzungen die Rede ist, macht doch von der Mathildischen Erbschaft nicht die mindeste Erwähnung, was man wirklich gleichsam als eine stillschweigende Anerkenntniß des größern Rechts des Kaisers auf diese Erbschaft betrachten konnte. Aber auf der andern Seite konnte Lothar ebenfalls nicht läugnen, daß die Mathildische Schenkungsurkunde doch in so ferne rechtskräftig sey, als die Markgräfin wenigstens über ihre Allodialgüter ganz nach ihrem Gutbefinden zu verfügen berechtigt gewesen war, mithin Kaiser Heinrich V., indem er sich des Ganzen bemächtigte, offenbar die Grenze seines Rechts überschritten habe. Lothar befand sich in keiner geringen Verlegenheit. Wollte er den Forderungen des Papstes Genüge leisten, so mußte er befürchten, daß man ihm in Deutschland den Vorwurf machen werde, seine Kaiserkrönung durch diese Rückgabe erkauft zu haben; weigerte er sich aber derselben, so lief er Gefahr, mit dem heiligen Vater in einen neuen Conflikt zu gerathen, in welchem das Recht größtentheils auf Seite des Papstes war. Von diesem peinlichen Dilemma befreiete ihn jedoch bald wieder die Weisheit Innocenz II., der nun Milde und zeitgemäße Schonung mit den Foderungen strengen Rechts, auf eine beide Theile befriedigende Weise zu vereinigen wußte. Es ward nämlich dem Kaiser Lothar, wie auch nach dessen Tode seinem Schwiegersohne, dem Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen der Besitz der Mathildischen Erbschaft auf das neue zugesichert, jedoch blos als ein Lehen des römischen Stuhles, und zwar unter der Bedingung, daß der Kaiser, und zu seiner Zeit

uch Herzog Heinrich dem Papste den Vasalleneid
hominium) leisten und jährlich hundert Mark Sil-
ers an die apostolische Kammer bezahlen sollten *).

*) Das neue Verhältniß, in welches der Kaiser jetzt wegen der Mathildischen Erbschaft zu dem Papste trat, schmeichelte den Römern nicht wenig. Um es stets in frischem, lebendigem Andenken zu erhalten, ließen sie nachher ein, die Eidesleistung des vor dem Papste knieenden Kaisers darstellendes Gemälde verfertigen. Aber nun gefiel es der römischen Eitelkeit, den Kaiser, nicht wegen der Mathildischen Erbschaft, sondern wegen der römischen Kaiserkrone, als Vasallen des Papstes darzustellen, und da dieses durch das Gemälde nicht ganz deutlich ausgedrückt werden konnte, so setzten sie unter dasselbe eine Unterschrift, welche über den wahren Sinn, den sie hineinlegten, keinem Zweifel mehr Raum läßt. Diese lautet, wie hier folgt:

Rex venit ante foras,
jurans prius Urbis honores,
Post *homo fit* Papae:
recipit quo dante *coronam*.

Von diesem Gemälde und dessen Unterschrift hat man nun in neueren Zeiten ungemeines Aufhebens gemacht, und zwar ungleich und weit mehr, als die Sache verdient. Wir wollen zwar nicht leugnen, daß es besser gewesen wäre, wenn man es gar nicht verfertiget hätte. Da es aber nun einmal verfertiget worden, so müssen wir nicht minder gestehen, daß im Ganzen genommen, und alles aus dem wahren Gesichtspunkt betrachtet, dieses Bild nichts weniger als eine Lüge war. Ein römischer Kaiser war damals nach den Begriffen der ganzen Christenheit das höchste weltliche Oberhaupt, das weder Einen an seiner Seite, und noch viel weniger Einen über sich, sondern unmittelbar blos Gott zu seinem obersten Lehnsherrn hatte. War aber nun der Kaiser ein Lehnsträger Gottes, so war er, weil sein hohes Amt zugleich geistlicher Natur war, auch ein Lehnsmann Dessen, den Jesus Christus in seinem, von dem irdischen Reiche völlig geschiedenen und getrennten Reiche Gottes zu dessen höchstem Oberhaupte und

seinem eigenen sichtbaren Statthalter geordnet hatte. Des Kaisers Amt, wie es auch damals allgemein und von allen christlichen Völkern betrachtet ward, war es demnach, die von dem Oberhaupte der Kirche, zum Besten derselben, zur Erhaltung des wahren Glaubens und der reinen Lehre, zur Erweiterung der Grenzen des Reiches Gottes, und zur Beförderung und Verbreitung christlicher Gesinnungen und ächter Frömmigkeit, gemachten Verordnungen in Vollziehung zu setzen, über ihnen festzuhalten und über deren Befolgung zu wachen, fürwahr ein Amt, gewiß eben so ehrenvoll, wenn nicht noch weit ehrenvoller als die unstäte, unaufhörlich wechselnde Administrationsmethode eines Landes, und die Besorgung dessen, blos auf lauter kleinliche irdische Zwecke sich beziehenden materiellen Interessen. Zudem war ein römischer Kaiser der erste Sohn der Kirche; war er aber dieß, so war auch das höchste Oberhaupt der Kirche sein Vater, er mithin Demselben, in Dessen Bereiche, den nämlichen Gehorsam schuldig, den auch ein Lehensmann seinem Lehnsherrn schuldig ist. — Dieß die eigentliche sinnvolle Bedeutung jenes Bildes, das freilich dem Unverständigen wie dem Ungläubigen als eine Thorheit, oder gar als ein Aergerniß erscheinen mußte. — Endlich hat man schon in den ältesten Zeiten, und selbst gleich unter den ersten Carolingern den römischen Papst als den Ausspender der Kaiserkrone, und diese als einen Ausfluß der päpstlichen geistigen Machtvollkommenheit betrachtet. Daher auch die Prinzen, welche auf diese höchste Würde Anspruch machten, wie z. B. schon Karl der Kahle, durch Versprechungen und Gelobnisse jeder Art sich dieselbe von dem Papste zu erbitten suchten. Auch als unter Otto dem Großen Italien auf immer mit Deutschland vereint, und dadurch den deutschen Königen die Kaiserkrone in nähere und sicherere Aussicht gestellt ward, mußten sie dieselbe doch stets unmittelbar aus den Händen des Papstes empfangen. Wäre es Einem eingefallen, sich von einem der Erzbischöfe seines Landes zum Kaiser krönen zu lassen, so hätte die damalige ganze übrige Welt darüber gelacht, und gewiß kein christliches Volk ihn als römischen Kaiser anerkannt; lieber würde er, was

auch wirklich einigemale geschehen, einen Gegenpapst aufgestellt haben, um doch dem Scheine nach wenigstens von einem Papste gekrönt worden zu seyn.

7. Bevor Lothar Rom verließ, mußte er noch eine andere, um so schmerzlichere, weil völlig unerwartete Demüthigung für sich hinnehmen. Als nämlich im vorigen Jahre in ganz Italien das Gerücht von der baldigen Ankunft des mächtigen deutschen Königes erscholl, glaubten auch Robert, Fürst von Capua, Rainulph, Graf von Alife, Graf Gottfried von Andria und noch mehre andere Herren und Städte in Apulien diesen günstigen Augenblick benutzen zu müssen, um ihrer, für sie immer lästiger werdenden Abhängigkeit von dem Könige Roger von Sicilien ein Ende zu machen und ihre frühere Selbstständigkeit wieder zu erringen. Sie empörten sich also sämmtlich gegen Roger. Aber dieser eilte schnell herbei, um die Empörung in ihrer Geburt zu ersticken, eroberte mehrere Städte der im Aufstande begriffenen Fürsten, machte selbst verschiedene derselben zu Gefangenen und schickte sie nach Sicilien, ward aber dennoch am Ende von dem Fürsten von Capua und dem tapfern Grafen Rainulph, der noch dazu ein Schwager des Königs war, an den Ufern des Flusses Sarno geschlagen. Roger, an Niederlagen nicht gewohnt, ward nun nur noch desto erbitterter gegen seine aufrührische Vasallen, kehrte schnell nach Sicilien zurück, machte dort ungeheure Rüstungen, und drohete jetzt jeden Augenblick mit einem weit furchtbarern Heere wieder über die Meerenge bei Tarent zu schiffen. Natürlicher Weise rüsteten sich nun auch Robert und Rainulph so gut sie konnten, um dem nächstens gegen sie losbrechenden Sturme die Stirne bieten zu können; und da sie gehört hatten, die Deutschen seyen in Rom eingerückt, eilten sie dahin, in der Hoffnung,

mit dem Könige Deutschlands ein Bündniß zu schließen und von ihm in ihrer Empörung gegen Roger kräftig unterstützt zu werden. Aber wie groß war nicht das Erstaunen dieser Herren, als ihrer Bitte um Hülfe Lothar mit dem eigenen Ansuchen um Beistand zuvorkam. Keine Täuschung hätte größer seyn können, als die, in welcher sie nach Rom gekommen waren, und jetzt plötzlich wieder verschwand. Da sie nun die Nothwendigkeit einsahen, sich so gut als es würde geschehen können, mit dem mächtigen und kriegerischen Roger zu vergleichen; so kehrten sie auch unverzüglich wieder in ihre Staaten zurück. Aber der Anblick des, bei zwei kleinen normännischen Fürsten um Hülfe betelnden Lothars konnte ihnen nun unmöglich sehr große Begriffe von der Macht und Größe Deutschlands und dessen Königes beibringen. — In dem unbehaglichen Gefühle der unwürdigen Rolle, die er jetzt in Rom spielte, dabei auch theils von Anaclets zahlreichen Anhängern in Rom, theils auch durch Geldmangel und die immer zunehmende, den Deutschen gewöhnlich so gefährlich werdende Hitze eines italienischen Sommers gedrängt, dachte nun Lothar an seine Rückkehr ins Vaterland. Im Anfang Julius brach er von Rom auf, befand sich gegen das Ende dieses Monates in dem Mantuanischen, wo er den Einwohnern von Mantua alle ihre Rechte und Freiheiten bestätigte, auch — was nicht unmerkwürdig ist, — ihnen die Erlaubniß ertheilte, den kaiserlichen Palast aus der Vorstadt St. Johannes in das, außerhalb den Mauern Mantua's gelegene Kloster des heiligen Rufinus, jenseits des Mincio zu verlegen. Uebrigens hielt sich Lothar jetzt gar nicht lange mehr in der Lombardei auf. Als er aber auf seinem Marsche nach Roveredo bei dem Engpaß La Chiusa an der Etsch ankam, fand er denselben von den dortigen Gebirgsbewohnern, die die Deutschen ihrer schwachen An-

zahl wegen verachteten, stark besetzt. An ihrer Spitze stand ein wenig bekannter Graf Adelbert, der jetzt die Frechheit hatte, dem Kaiser den Durchzug verwehren zu wollen. Aber mit dem Schwerte in der Hand bahnten sich die darüber im höchsten Grade ergrimmten Deutschen einen Weg durch den Engpaß, erstürmten sogar, auf des Kaisers Befehl, die nicht weit davon liegende Burg des Raubgrafen, nahmen ihn gefangen und führten ihn mit sich nach Deutschland fort. Bald nach dem Abzuge des Kaisers aus Italien kehrte auch Papst Innocenz, der sich in Rom gegen Anaclet nicht zu halten vermochte, wieder nach Pisa zurück. — Im August, also gerade nach einem eilfmonatlichen Aufenthalt in Italien, kam Lothar wieder in Deutschland an, zwar mit einer Kaiserkrone geschmückt, aber nichts weniger als auch mit Lorbeern gekrönt. Am 8. September feierte er das Geburtsfest der jungfräulichen Mutter unsers göttlichen Erlösers in Würzburg, wo sich eine Menge geistlicher und weltlicher Fürsten einfanden, um Lothar nun ebenfalls als römischen Kaiser zu begrüßen. — Durch diese Heerfahrt war im Ganzen genommen gar nichts weder für das Beste des rechtmäßigen Papstes, noch auch überhaupt für das Wohl der Kirche erreicht worden, für den Kaiser jedoch die Verbindlichkeit daraus erwachsen, das jetzt mißlungene Werk sobald als möglich wieder auf das neue zu beginnen, und dann auch glücklicher und glorreicher zu vollenden *).

---

*) Wer einen bedeutenden Gewinn von Lothars erstem Zuge nach Italien hatte, war blos der Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen, der zu seinen zwei Herzogthümern, zu den großen Besitzungen des welfischen Hauses und endlich zu den, von seiner Gemahlin ihm zugebrachten ungemein ansehnlichen Gütern des Billungschen Hauses in Sachsen, nun durch die so bedeu-

VI.

Ende des Hohenstaufischen Krieges. — Lothars Heerfahrt nach Schleswig.

1. In demselben Jahre, ja in demselben Monate, in welchem Lothar seinen Zug nach Italien antrat, war, wie wir schon berichteten, auch Conrad, der sich immer noch König nannte, aus Italien zurückgekehrt. Im Vaterlande angekommen, stellte er sich sogleich wieder zur Seite seines Bruders, und seine Gegenwart brachte neues Leben in ihre gemeinschaftlichen Unternehmungen. Aber diese beschränkten sich doch blos auf kleine Gefechte, auf Angriffe einzelner Burgen und Verwüstung und Plünderung der Ländereien ihrer Gegner. Der mächtige Herzog von Bayern und Sachsen, der ohnehin, wie wir wissen, den Frieden mit den Hohenstaufen der Fortsetzung des Krieges gegen dieselben vorzog, sah dieß um so ruhiger zu, als es doch im Ganzen genommen zu keinem entscheidenden Resultat führen konnte. Gleiche Theilnahmlosigkeit an den Ereignissen in Schwaben zeigte Herzog Heinrich auch nach Lothars Rückkunft in Deutschland. Als aber die Hohenstaufischen Brüder sich der Stadt Ulm bemächtigten, sie stark befestigten, zu ihrem Hauptwaffenplatz machten, dort alle ihre Streitkräfte zu vereinigen suchten, und Heinrich dennoch dieß alles ungehindert geschehen ließ, schien Lothar seinem Eidam zürnen zu wollen. Im Monate August des Jahres 1134 ging demnach Lothar nach Würzburg, zog bei dieser Stadt ein Heer zusammen und rückte nun in eigener Person gegen die Hohenstaufen. Herzog Hein-

---

tende Mathildische Erbschaft in Italien nach Lothars Tod, eine so ungeheuere Vermehrung seiner Hausmacht erhielt, daß er, ohne Vergleich und ohne alles Verhältniß, der bei weitem reichste und mächtigste Fürst Deutschlands ward.

rich, der jetzt doch anfing, die Folgen einer Ungnade von Seite seines königlichen Schwiegervaters zu befürchten, glaubte, das bisher versäumte schnell wieder gut machen zu müssen, eilte demnach mit seinem Heere vor Ulm, stürmte, eroberte und verbrannte die Stadt, bevor noch der Kaiser in der Nähe von Ulm angekommen war.

2. Da jetzt die hohenstaufischen Brüder sahen, daß es dem mächtigen Herzog von Bayern und Sachsen Ernst sey, den Kaiser auf das kräftigste zu unterstützen, sie aber alsdann auch nicht mit dem geringsten Schein von Hoffnung eines glücklichen Erfolges der vereinten Macht des Kaisers und des Herzogs noch ferner würden widerstehen können, so sannen sie nun ebenfalls auf Mittel, den Kaiser zu versöhnen und, obgleich nur auf ehrenvolle Bedingungen, sich demselben zu unterwerfen. Sehr klug wählte Friederich die bei ihrem Gemahl beinahe alles vermögende Kaiserin Richenza zu seiner Vermittlerin. Ohne zu zögern begab er sich demnach nach Fulda, wohin Lothar nach seinem Zug gegen Ulm sich mit seiner Gemahlin zurückgezogen hatte. Vor dem Kaiser wollte er jedoch nicht erscheinen. Er wandte sich bloß an die Kaiserin, erschien vor ihr baarfuß und in ganz demüthiger Kleidung und Stellung, gewann dadurch die Gunst dieser ungemein gütigen und hochherzigen Fürstin, und erhielt von ihr das Versprechen, daß sie als freundliche Vermittlerin zwischen ihn und ihren Gemahl treten werde. Einen Beweis ihres Wohlwollens gab sie ihm sogleich dadurch, daß sie durch einen, gerade in Fulda anwesenden päpstlichen Legaten, seine Lossprechung von dem schon dreimal über ihn ausgesprochenen Bannfluch und völlige Aussöhnung mit der Kirche bewirkte. Nebst der Kaiserin Richenza fand Friederich auch Vermittler an den Erzbischöfen von

Mainz und Köln, an den Bischöfen von Regensburg und Speier, an dem heiligen Bernhard, und endlich an dem Papste Innocenz selbst, der mit Grund befürchten mußte, daß die Fortsetzung des Krieges nicht nur Lothars abermaligen Zug nach Italien um vieles verzögern, sondern ihn auch verhindern würde, mit einer starken, eines Kaisers würdigen Heeresmacht in Italien zu erscheinen. — Die Bedingungen, unter welchen Lothar, der ebenfalls sich nach dem Frieden sehnte, und, bevor er seinen zweiten Zug über die Alpen anträte, Deutschland vollkommen beruhiget zu sehen wünschte, die Unterwerfung der hohenstaufischen Brüder annehmen wollte, waren sehr gemäßiget. Friederich mußte auf dem Reichstage zu Bamberg in Gegenwart sämmtlicher, sehr zahlreich versammelter Fürsten vor dem, mit allen Insignien seiner hohen Würde geschmückten und von einem nicht minder zahlreichen, kriegerischen Gefolge umgebenen Kaiser sich zur Erde werfen und kniefällig um Gnade und Verzeihung bitten, die ihm nun auch Lothar, zu Folge schon getroffener Uebereinkunft, ertheilte; auch, um ihm einen Beweis seines Wohlwollens zu geben, ihn in dem Besitze des Herzogthums Schwaben bestätigte, worauf Friederich dem Kaiser auf das neue huldigte und ihn auf seiner bevorstehenden zweiten Heerfahrt nach Italien zu begleiten gelobte. — Bald darauf erschien vor Kaiser Lothar auch Friederichs Bruder Conrad, jedoch ohne irgend ein Zeichen seiner herzoglichen, viel weniger seiner angemaßten königlichen Würde, warf sich dem Monarchen zu Füßen, und bat kniefällig um Verzeihung und Gnade. Diese ertheilte ihm nun Lothar eben so willig, als er sie dem Herzog von Schwaben ertheilt hatte. Der Begnadigte ward nun von dem Erzbischofe Conrad, der dem heiligen Norbert, nach dessen im vorigen Jahre erfolgten Tode, auf dem erzbischöflichen Stuhle von Magdeburg

gefolgt war, von dem Banne der Kirche losgesprochen, nachdem er vorher noch einmal der Königskrone entsagt und die Zeichen derselben in die Hände des Erzbischofes niedergelegt hatte. Da er nebst seinem, dem Kaiser auf das neue geleisteten Eide, demselben auch feierlich versprach, an dessen bevorstehendem zweiten Zug über die Alpen Theil zu nehmen, so zeichnete ihn Lothar ganz besonders aus, beschenkte ihn reichlich, gestand ihm den Vorrang vor allen andern Herzogen zu, und ernannte ihn zum Fahnenträger des Reiches. Die aus der salischen Erbschaft den hohenstaufischen Brüdern zugefallenen Besitzungen, die aber als Reichsgut waren erklärt worden, traten sie nun an das Reich ab, erhielten sie aber von Lothar sogleich wieder als erbliche Lehen zurück; und so war nun nach einer zehnjährigen, das ganze Schwabenland grausam verwüstenden innern Fehde, Friede, Einigkeit und Ruhe in Deutschland wieder hergestellt.

3. Ungefähr um die nämliche Zeit ward auch zu Magdeburg, wohin sich der Kaiser zur Feier des Pfingstfestes begeben hatte, von allen Fürsten, welche in großer Zahl sich dort einfanden, ein allgemeiner Landfriede zu Stande gebracht und auf zehn Jahre beschworen, worauf auch alle kleinern Vasallen, sowohl die, welche ebenfalls an das kaiserliche Hoflager gekommen waren, als auch jene, die abwesend, in allen Theilen des Reiches zerstreut waren, strenge angehalten wurden, denselben Eid zu leisten. Ueberhaupt war dieser Tag in Magdeburg für Lothar einer der schönsten und glänzendsten seines Lebens. Außer der, in ungewöhnlicher Menge ihn umgebenden Fürsten, waren auch Gesandten aus Böhmen, Polen, Dänemark und Ungarn angekommen, um im Namen der Könige oder Fürsten dieser Länder dem Kaiser ihre Ehrerbietung zu bezeigen und des deutschen Reiches Oberhoheit

anzuerkennen. Die jetzt in Deutschland herrschende Ruhe, die man als einen Beweis vollkommener Eintracht unter allen Fürsten und dieser mit dem Oberhaupte des Reiches betrachten konnte, machte einen ungemeinen Eindruck auf alle angrenzende Völker und deren Beherrscher; und wenn jetzt Lothar die zwischen denselben obwaltenden Streitigkeiten entschied oder zu vergleichen suchte, so fügte sich alles mit zuvorkommender Bereitwilligkeit seinen Entscheidungen. Es wird sogar erzählt, daß der polnische Herzog Boleslav III.*) auf einem öffentlichen Tage zu Merseburg, wohin Lothar sich zur Feier des Festes Mariä Himmelfahrt begeben hatte, sich zum Vasallen des deutschen Kaisers erklärt, ihm Treue geschworen, den seit zwölf Jahren rückständigen Tribut bezahlt, und dem Kaiser, als er, von Bischöfen, Fürsten und Grafen umgeben, nach der Kirche ging, das Schwert vorgetragen habe. — Aber auch Ereignisse, die in Dänemark sich zugetragen und die Würde des deutschen Reiches berührten, zogen jetzt ebenfalls Lothars Aufmerksamkeit gegen den Norden und machten eine Heerfahrt gegen Dänemark nothwendig. Um jedoch unsere Leser mit der damaligen Lage des dänischen Reiches und dessen innern und äussern Verhältnissen desto anschaulicher bekannt zu machen, müssen wir uns jetzt einige Rückschritte in dem bisherigen Laufe der Geschichte erlauben.

*) Dieser Boleslav III. war ein sehr kriegerischer und im Kriege glücklicher Fürst. Er hatte den größten Theil von Pommern, nämlich den ganzen, zwischen der Oder, Ostsee und Pessante liegenden Länderstrich seiner Herrschaft unterworfen und dort mit Hülfe des heiligen Bischofes Otto, dieses Apostels der Pommern, das Christenthum eingeführt. Die polnischen Geschichtschreiber nennen ihn König, weil, wie sie behaupten, schon Kaiser Otto III. am Ende des zehnten Jahrhunderts dem damaligen polnischen Herzog Boleslav I. die königliche Würde ertheilt habe.

4. Wir haben schon an einem andern Orte bemerkt, daß, nach Knuts des Großen Tod bis auf König Waldemar den Ersten, Dänemarks Geschichte eine fortlaufende Kette von blutigen Thronrevolutionen, von Verrath, Mord und innerlichen Kriegen und Unruhen bildet; und was wir jetzt zu berichten haben, trägt demnach ebenfalls die nämliche blutige, widerliche Farbe. — In dem Jahre 1072 bestieg Kanut IV., ein Enkel Knut des Großen, den dänischen Thron. Aus der speziellen Kirchengeschichte ist derselbe unsern Lesern schon unter dem Namen: Kanut der Heilige bekannt. Er war ein weiser, zwar strenger, aber Gerechtigkeit liebender und wahrhaft gottseliger Monarch, dabei nicht minder thätig, kühn und unternehmend, und aufgemuntert durch mehrere frühere Erfolge gegen Kurland und Liefland, faßte er den kühnen Gedanken, auch seine Rechte auf die Krone von England geltend zu machen, und schon waren, wie man sich aus der Geschichte Englands erinnern wird, alle Zurüstungen zu einer Invasion Englands beendiget, als das ganze, weitaussehende Unternehmen theils durch Wilhelms des Eroberers Intriguen und geheime Künste, theils auch durch Olavs, eines Bruders des Königs, verrätherische Umtriebe auf einmal wieder vereitelt ward. Seine gänze Thätigkeit schenkte nun Kanut der innern Verwaltung seines Reiches. Er wollte vor allem Einigkeit und bürgerliche Ordnung, woran es damals in Dänemark so sehr gebrach, in seinem Reiche einführen, das Eigenthum eines Jeden sichern und überhaupt alle Stände der Nation, vor Allen die Vornehmern, wieder gewöhnen, den Gesetzen unbedingt zu gehorchen. Raub und besonders Seeräuberei bestrafte er daher mit dem Tode, schärfte überhaupt die auf Verbrechen gesetzten Strafen und ließ sie unerbittlich vollziehen, ohne Rücksicht, ob der Schuldige zu dem Adel oder zu der niedrigsten Volksklasse gehöre. Aber eben dadurch zog er sich den

Haß und die Feindschaft der Vornehmern zu. Diese glaubten, daß es ein nicht zu bestreitendes Privilegium ihres Standes sey, sich ungestraft allerlei Frevel erlauben zu können. Da sie nun diesfalls, wie der Geringste aus dem Pöbel, gleiche Strafe erdulden mußten, betrachteten sie diese Gleichheit als eine unerträgliche, ihren Stand erniedrigende Tyrannei. Noch mehr aufgebracht gegen den König wurden sie, als dieser den Bischöfen den Vorrang vor dem ganzen übrigen Landesadel zuerkannte. Aber leider reitzte der König auch das gemeine Volk, obgleich er dessen Wohl nie aus dem Auge verlor, im Gegentheil es auf alle Weise zu befördern suchte, dennoch immer mehr und mehr gegen sich. Kanut wollte nämlich, daß alle in seinem Reiche eingeführten christlichen und kirchlichen Einrichtungen genau befolgt würden, und wachte daher mit großer Strenge über pünktliche Entrichtung der den Kirchen schuldigen Zehnten. Aber diese Abgabe von allen seinen Feldfrüchten wollte das gemeine Volk durchaus nicht als eine religiöse oder kirchliche Sache betrachten, und zog es vor, lieber die schwersten Geldbußen zu bezahlen, als den ihm so gehäßigen Zehnten entrichten. Kanut glaubte, die Widerspenstigen durch Erhöhung der Strafgelder zum Gehorsam zu bringen. Aber dadurch ward das Volk nur noch mehr erbittert; und da die königlichen Beamten mit immer zunehmender Strenge dabei zu Werke gingen, wahrscheinlich auch nicht selten die Befehle des Königs noch überschritten, so brach endlich die allgemeine Unzufriedenheit in eine förmliche Empörung aus. Zuerst in Jütland. Ueberrascht und unvorbereitet, war der König gezwungen, nach Fühnen zu fliehen. Als er hier sah, daß er von den Aufrührern verfolgt würde, wollte er von Fühnen sich nach Seeland begeben. Aber ein gewisser Blakkus, der das Zutrauen des Monarchen zu erschleichen gewußt hatte, hielt ihn davon ab. Er versicherte den König,

es würde ein Leichtes seyn, das aufgebrachte Volk durch freundliche Worte und vernünftige Vorstellungen wieder zur Besinnung zu bringen. Er selbst wolle sogleich einen solchen Versuch machen; kam auch bald wieder zu dem König zurück und meldete ihm, daß der Aufstand so gut als gedämpft sey; das Volk sey bereit, die Waffen sogleich niederzulegen, wenn der König ihm nur eine Milderung der Strafgesetze versprechen wollte. Kanut gab unverzüglich dazu seine Einwilligung, und nun völlig beruhigt, dachte er an keine weitere Flucht mehr, sondern begab sich mit seinen beiden Brüdern Erich und Benedikt in die Kirche des heiligen Albanus zu Odensee, um dort einem feierlichen Gottesdienste beizuwohnen. Jetzt glaubte Blakkus sein ausgedachtes Bubenstück mit Sicherheit ausführen zu können. Statt das Volk zu beruhigen, suchte er es nur noch mehr in Zorn gegen den König zu entflammen. Der günstige Augenblick, sagte er, sich von einer unerträglichen Tyrannei zu befreien, sey nun gekommen; diesen dürfe man nicht unbenutzt vorübergehen lassen; denn schwerlich würde er sich je wieder darbieten. Durch diese Reden noch mehr erhitzt, zog ein zahlreicher Volkshaufe unter wüthendem Geschrei nach der St. Albanskirche und umringte dieselbe sogleich von allen Seiten. Indessen wagten die Aufrührer doch keinen Angriff. Die Heiligkeit des Orts flößte ihm Ehrfurcht ein; auch sahen sie, daß die Begleiter des Königs sich in Bereitschaft gestellt hatten, ihren Herrn zu vertheidigen. Aber nun drang Blakkus voran, mit ihm noch einige der Verwegensten aus dem Haufen. Der Verräther ward jedoch zusammengehauen, auch die kleine Anzahl derer, die mit ihm den Angriff gewagt hatten, zurückgetrieben. Aber mit jeder Minute vergrößerte sich der Haufe der Aufrührer; alles Volk war zusammengelaufen und belagerte in Masse die Kirche. Für den König und dessen Umgebung gab es kein anderes Rettungsmittel

mehr, als nur schleunige Flucht. Aber um fliehen zu können, mußte man erst mit dem Schwerte in der Hand sich einen Weg durch die Aufrührer öffnen. Die Brüder des Königs, Erich und Benedikt, wagten es. Glücklich schlug sich der Erstere durch, der Andere, Benedikt, ward erschlagen. Das Leben der wenigen Getreuen, die ihn noch umgaben, wollte jetzt Kanut keiner fernern Gefahr blosstellen. Völlig entschlossen, freiwillig als ein blutiges Opfer der Undankbarkeit und Ruchlosigkeit seines Volkes zu fallen, legte er unverzüglich seine Beicht ab, empfing die heilige Eucharistie, umfaßte den Fuß des Altars und ward in dieser Stellung durch einen, von der Hand eines Aufrührers durch das Kirchenfenster geschleuderten Wurfspieß getödtet. — Die Gemahlin, wie der Bruder des ermordeten Königs flohen aus dem Lande; die Erstere zu ihrem Vater nach Flandern, der Andere, Erich, nach Schweden. — Da Kanut in Vertheidigung und Handhabung kirchlicher Rechte den Tod eines Märtyrers gestorben war; auch von frühester Jugend an ein frommes, völlig tadelloses Leben geführt, und nicht selten sich den schwersten Bußübungen unterworfen hatte, so nahm auch die Kirche keinen Anstand, ihn nach seinem Tode den heiligen Freunden Gottes beizuzählen. (1086.)

5. Kanut hatte einige Zeit vor seinem Tode seinen ältesten Bruder, verrätherischer Anschläge wegen, gefangen nehmen, nach Flandern bringen und dort in strenger Haft halten lassen. Gegen Bezahlung großer Geldsummen öffneten diesem sich jetzt die Thüre seines Gefängnisses; und da er der Gunst des Volkes schon ziemlich versichert war, so segelte er, ohne zu zögern nach Dänemark, und bestieg zur großen Freude aller Klassen seiner Unterthanen, die nun hofften, sich ihrer ehemaligen Wildheit wieder hingeben zu können, auch

keine Zehnten mehr bezahlen zu müssen, den noch von dem Blute seines Bruders rauchenden Königsthron. Obgleich Olavs Regierung nichts weniger als sehr löblich war, so äußerte doch das Volk keine Unzufriedenheit. Als aber einige Jahre nachher eine Plage nach der andern über das Reich hereinbrach, zuerst lange anhaltende Dürre, und dann wieder Monate lang dauernde Regengüsse alle Saat verdarben, hierauf eine, mit immer zunehmender Theuerung verbundene, furchtbare Hungersnoth ausbrach, so daß die Reichen, nur um leben zu können, alles verkaufen mußten, daher nun ebenfalls verarmten, während die vorher schon Armen nun größtentheils verhungerten, und der Mangel endlich so groß war, daß selbst an einem der höchsten Festtage die königliche Tafel so schlecht besetzt war; daß der König und seine Tischgenossen nicht einmal ihren Hunger stillen konnten; dann fing das Volk an, die schreckliche, über das ganze Reich gekommene Landplage als ein wegen der Ermordung des vorigen Königes wohlverdientes Strafgericht Gottes zu betrachteten. Zu gleicher Zeit erinnerte man sich jetzt auch aller, von dem gegenwärtigen Könige ehemals an seinem Bruder begangenen Untreuen. Olav verlor nun die Gunst des Volkes, dessen bisherige Zuneigung sich immer mehr und mehr in Abneigung verwandelte, worüber Olav, wie über das schreckliche, im ganzen Königreiche herrschende Elend sich so sehr grämte, daß er noch in demselben Jahre vor Kummer starb. (1095.)

6. Kanuts zweiter Bruder ward nun aus seiner freiwilligen Verbannung in Scheden zurückgerufen und folgte dem Verstorbenen auf dem Throne. Erich war ein Prinz von großen Anlagen; voll Verstand und Klugheit, in hohem Grade mit der Gabe der Wohlredenheit geschmückt, gegen jederman freundlich und herablassend, dabei kühn und unternehmend, und daher

glücklich im Kriege, verschaffte er Dänemark auch nach Außen wieder einiges Ansehen und größere Achtung. Nicht mindere Thätigkeit entfaltete er auch in der innern Verwaltung seines Reiches. Für Jedermann zugänglich, entzog er sich selbst dem Geringsten seiner Unterthanen nicht, sobald derselbe seiner Hülfe bedurfte. Die Gerechtigkeit liebend, wachte er mit Strenge über genaue Beobachtung der Gesetze, deren Härte jedoch die natürliche Güte seines Herzens, wo es nur immer möglich war, zu mildern suchte. Diesen trefflichen Eigenschaften des Geistes wie des Herzens entsprach eine ungemein anziehende männliche Wohlgestalt. Er soll der größte, schönste und zugleich stärkste Mann seines Königreiches gewesen seyn. Von seiner ungewöhnlichen Körperkraft wird Mancherlei erzählt. So z. B. schleuderte er sitzend einen Stein oder eine Lanze viel weiter, als der stärkste Mann stehend sie zu schleudern vermochte. In jede Hand nahm er einen Strick, dessen Ende auf jeder Seite zwei Männer von vorzüglicher Stärke fassen mußten, und alle vier vermochten ihn nicht auch nur einen Zoll breit seinem Sitze zu entrücken; im Gegentheil zog er sie gewöhnlich, und zwar ohne sehr große Anstrengung, alle vier zu sich hin. — Erich verdiente die Liebe seiner Unterthanen, ward daher, was jedoch nicht immer der Fall ist, auch von ihnen geliebt. Nur Schade, daß diesen schönen und edeln Charakter leider dennoch das Laster der Wollust befleckte, und obgleich Erich eine sehr geistvolle, ungemein liebenswürdige Gemahlin an seiner Seite hatte, war er doch weit entfernt, deren Zärtlichkeit durch ununterbrochene eheliche Treue zu erwiedern. — Erich war, trotz den Mängeln seines Privatlebens, dennoch stets ein treuer Sohn der Kirche. Dessenungeachtet gerieth er in einen Conflikt mit dem Erzbischofe von Hamburg, der ihn auf den Grund falscher Beschuldigungen mit dem Banne belegte. Aber Erich eilte nach Rom, wo der Papst ihn nicht nur

sogleich von dem Banne wieder löste, sondern auch, weil der heilige Vater die Uebereilung des Erzbischofes von Hamburg einsah, ihn für die Zukunft von aller fremden, mittelbaren, geistlichen Gerichtsbarkeit freisprach. — Unter Erichs Regierung ward auch durch einen päpstlichen Legaten, zur Erhaltung und größeren Verbreitung des Christenthums, das Erzbisthum Lund errichtet, und dessen Gerichtsbarkeit selbst Schweden und Norwegen unterworfen. — Leider hatte die Regierung dieses Königes nur die, für Dänemarks Wohl viel zu kurze Dauer von zehen Jahren. In einem Anfall von wüthendem Zorn hatte Erich einige seiner Trabanten erschlagen. Als aber diese furchtbare, leidenschaftliche Aufwallung sich gelegt hatte und Besinnung wieder zurückgekehrt war, lastete das Bewußtseyn dieser Blutschuld so schwer auf ihm, daß er, um sie zu sühnen, eine Pilgerreise nach dem heiligen Lande gelobte. Als dieß bekannt ward, gaben alle seine Räthe, Freunde und treuen Diener sich die größte Mühe ihn davon abzuhalten; sie boten sogar sehr große Summen an, damit Andere diese Wallfahrt für ihren König unternehmen möchten. Aber Erich, der die Heiligkeit eines, mit ruhiger Besonnenheit gemachten Gelübdes kannte, ließ sich durchaus weder durch Bitten, noch Vorstellungen von seinem frommen Vorsatz abwendig machen. In Begleitung seiner Gemahlin und einiger Vertrauten, die er mit kluger Auswahl sich zugesellt hatte, verließ also Erich im Anfange des Sommers 1105 sein Reich, nicht ahnend, daß sein sehnlicher Wunsch, das Grab des göttlichen Erlösers mit seinen Thränen benetzen zu dürfen, nicht in Erfüllung gehen würde; denn obgleich er in Jahren noch nicht sehr weit vorgerückt war, auch bei voller Gesundheit Dänemark verlassen hatte, erkrankte er dennoch auf der Hinreise und starb noch in demselben Jahre auf der Insel Cypern. Wenige Wochen darauf folgte ihm in das Grab auch

seine edle, hochherzige und liebenswürdige Gemahlin Botilde.

7. Vor seiner Abreise aus Dänemark nach dem Orient hatte Erich wohl eingesehen, daß er für das Reich, während seiner Abwesenheit, die nöthige Vorsorge treffen müsse. Von seinen drei Söhnen hielt er die beiden ältesten wenig zur Regierung geeignet, und der jüngste, Namens Kanut, war noch in so zartem Alter, daß man ihm die Verwaltung des Reiches unmöglich übergeben konnte. Erich ernannte also seinen, außer der Ehe gezeugten Bruder Niels oder Nikolaus zum einstweiligen Verweser des Reiches, übertrug ihm auch die Sorge für seinen noch unmündigen Sohn Kanut, ließ sich aber von ihm einen feierlichen Eid schwören, daß, im Falle er selbst nicht mehr zurückkommen sollte, er dem Kanut, wann dieser mündig seyn würde, das Reich übergeben wollte. Aber unter einem halb barbarischen, dem wahren Geiste des Christenthums noch größtentheils entfremdeten Volke: was vermögen da Eidschwüre, sobald eine Krone der Preis eines Meineides ist. Als die Nachricht von Erichs Tode in Dänemark ankam, vergaß auch Niels sogleich seinen geleisteten Eid, bemächtigte sich der dänischen Krone, legte sich königliche Würde und königlichen Titel bei, und ließ, mit Ausschließung sämmtlicher Söhne des verstorbenen Erichs, sich als König von der Nation den Eid der Treue leisten. Diese, obgleich auf einem Eidbruch beruhende Usurpation ward dem Niels um so leichter, da Erichs beide ältesten Söhne, Harald und Erich, der eine wegen seiner Seeräubereien bei der Nation verhaßt, der andere außer der Ehe erzeugt war, und der dritte, Kanut, sich noch in zu zartem Alter befand. Aber Kanut floh nach Sachsen zu Herzog Lothar, fand dort freundliche Aufnahme, Schutz und Pflege, und erhielt auch nachher, als er die Zeit seiner Voll-

jährigkeit erreicht hatte, durch Lothars Vermittelung das Herzogthum Schleswig. Kanut war ein trefflicher Fürst. Mit Weisheit verwaltete er sein Herzogthum, kriegte glücklich und ruhmvoll gegen die Wenden, führte dabei einen wahrhaft gottseligen Wandel, und stand daher bald in dem Rufe eines ebenso frommen, als gerechten, weisen und tapfern Fürsten. Natürlich erregte dieses den Neid seines Oheims und besonders dessen Sohnes, des Prinzen Magnus. Ohnehin konnte zwischen diesen und Kanut nie ein aufrichtig freundschaftliches Verhältniß sich bilden; denn wenn auch der Letztere, weil wahrhaft christlich gesinnt, seinem Oheim dessen Meineid und Kronenraub verziehen hatte, so mußte doch nothwendig Niels schuldbewußtes Gewissen ihm und seinem Sohne Magnus stets Mißtrauen und Argwohn gegen Kanut einflößen. Aber noch weit feindseliger gegen ihn gesinnt wurden sie, als er gar den größten Theil der wendischen Länder unter seine Herrschaft brachte und sich zum Könige der Obotriten krönen ließ. Was diese plötzliche, so ungemein bedeutende Machtvergrößerung Kanuts herbeigeführt hatte, waren folgende, unter den Wenden vorgefallene Ereignisse.

8. Der wendische König Heinrich war nämlich vor einigen Jahren gestorben. Dieser war ein Sohn des, dem Leser schon aus einem der frühern Bände sehr genau bekannten wendischen Fürsten Gottschalks. Nach der Ermordung desselben war es dem Heinrich gelungen, alle, die sich zu Herren in den Ländern seines Vaters aufgeworfen hatten, nach und nach zu unterdrücken, oder aus dem Lande zu jagen, der während dieser Zeit dort herrschenden, schrecklichen Anarchie und Verwirrung ein Ende zu machen, alle Gewalt, die sein Vater besessen hatte, wieder an sich zu bringen, und durch seine Verbindung mit dem Herzog Magnus von Sachsen sich in der Herrschaft zu behaupten. Dieser obotritische Fürst oder Kö-

nig war nun, wie wir so eben meldeten, vor einigen Jahren gestorben*). In der Regierung folgten ihm seine beiden Söhne Kanut und Zwentepold, aber beide, und mit ihnen auch noch ein Sohn Zwentepolds, Namens Suinike, wurden in kurzer Zeit nach einander ermordet, und nun machte Herzog Kanut von Schleswig, als Schwestersohn Heinrichs, auf die wendischen Länder Anspruch, brachte sie in kurzer Zeit unter seine Herrschaft, ging zu dem ehemaligen, inzwischen König gewordenen Herzog Lothar, brachte große Geldsummen mit, erkannte Deutschlands Oberhoheit, leistete demnach dem Könige den Eid der Treue, und erhielt dafür nicht nur die Belehnung mit den slavischen Ländern, sondern ward von Lothar auch zum Könige der Obotriten gekrönt**).

9. Niels und dessen Sohnes Magnus Besorgnisse erreichten jetzt ihren höchsten Grad; besonders befürchtete der Letztere, daß nach seines Vaters Tod die dänische Nation des ohnehin schon so mächtigen und allgemein geliebten Kanuts nähere Rechte auf den Thron anerkennen, und ihn zu ihrem König wählen werde. Auf alle Weise suchte er also seinen Vater immer noch mehr gegen dessen Neffen zu reitzen; und bald ward auch Niels von ganzer Seele demselben abgeneigt. Indessen wagten sie es doch nicht, ihn förmlich mit Krieg zu überziehen; erstens hatten sie dazu nicht einen, auch nur von weitem scheinbaren Grund, und zweitens schien es ihnen zu gefährlich, mit einem so mächtigen, bisher

*) Das Jahr, in welchem er gestorben, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Wahrscheinlich starb er im Jahre 1124 oder 25. Also nicht lange vor Lothars Erhebung auf den deutschen Königsthron.

**) Et posuit Imperator coronam in ejus caput, ut esset Rex Obotritorum, recepitque eum in hominium. (*Helmold.* c. 50.)

im Kriege stets glücklichen Prinzen einen Kampf einzugehen, der ihnen vielleicht schon jetzt Thron und Leben kosten könnte. Magnus griff also zu jenem Mittel, wozu gewöhnlich alle feige Verräther unter ähnlichen Verhältnissen ihre Zuflucht nehmen. Er beschloß nämlich, und zwar nicht ohne Vorwissen seines Vaters, den Kanut meuchlerisch ermorden zu lassen. Von jetzt an heuchelte Magnus einige Zeit die innigste Freundschaft für Kanut, und ließ ihn endlich am Ende des Jahres 1129 zur Feier des Weihnachtsfestes nach Ringstadt einladen, und zwar unter dem Vorwande: er sey gesonnen, eine Pilgerreise nach dem gelobten Lande anzutreten, und für die Zeit seiner Abwesenheit ihm die Vormundschaft über seine Kinder zu übertragen. Kanut eilte sogleich, der an ihn ergangenen Einladung zu folgen, und schon war er unter Weges, als seine Gemahlin Ingeburg, durch mancherlei Unglück weissagende Anzeigen geschreckt, ihm einen Boten nachsandte, mit der Bitte, auf seine Sicherheit bedacht zu seyn, sich keiner Gefahr auszusetzen, daher lieber sogleich zurückzukehren. Diese Warnung machte jedoch keinen Eindruck auf Kanut; er hielt sie für die Folge übertriebener Aengstlichkeit einer zärtlich besorgten Gattin. — Kanut ward von Magnus auf das freundlichste empfangen, und ruhig und vergnügt feierten Beide mit einander das Fest. Ebenso herzlich, freilich nur dem Scheine nach, war auch der Abschied, als Beide sich wieder trennten. Kanut wollte auf seiner Rückreise sich ein paar Tage in Haraldstadt aufhalten. Aber auch hierher kam gleich nach Kanuts Ankunft allda schon wieder ein Bote von Magnus, mit dem Ersuchen, sich noch einmal zu einer andern, sehr wichtige Gegenstände betreffenden Unterredung an einem näher bezeichneten Ort einzufinden. Auch jetzt machte sich Kanut ohne alles Bedenken wieder auf den Weg. Aber der von Magnus gesandte Bote war ein Sachse, und da er den Kanut, wegen dessen

bekannter großen Vorliebe für die Deutschen, ebenfalls ehrte und liebte, so wünschte er jetzt ihn zu retten, ohne jedoch seinen, dem Magnus geleisteten Eid der Verschwiegenheit zu brechen. Unter dem Vorwande, den Fürsten auf dem Wege zu unterhalten, sang er ihm also mehrere Lieder und Balladen vor, deren Inhalt sich sämmtlich auf Treulosigkeit, Verrath und Mord bezogen; unter anderm auch die schreckliche Mähre von Chriemhildens Bluthochzeit. Aber alles dieses erregte bei dem arglosen, völlig unbefangenen Kanut nicht die geringste Besorgniß. Als Magnus, der in tiefem Nachdenken versunken, auf einem Baumstamme an der Spitze eines Waldes saß, seinen Vetter kommen sah, eilte er sogleich auf ihn zu, um ihn wie gewöhnlich zu umarmen. Aber bei dieser Umarmung fühlte Kanut, daß Magnus unter seinem Kleide ein Panzerhemd trage. Er fragte ihn also: „mein Bruder! warum bist du geharnischt?“ „um einen Mann,“ erwiederte derselbe, „der mich beleidigt hat, anzugreifen und dessen Güter zu verheeren.“ — Kanut suchte ihn durch christliche und vernünftige Vorstellungen von diesem Vorhaben abzuhalten. Während er noch redete, traten aus dem Gehölze mehrere Begleiter des Magnus hervor, und sobald dieser sie erblickte, unterbrach er den Kanut in der Rede und sagte: „nun ist es Zeit, über Thron und Nachfolger auf demselben zu unterhandeln.“ — Ganz betroffen darüber, bemerkte Kanut, daß es davon zu reden jetzt weder an der Zeit, noch auch hier der dazu geeignete Ort sey. Aber kaum hatte er diese wenige Worte gesprochen, als Magnus schnell sein Schwert zog und es seinem Vetter durch die Brust stieß. — Kanuts Leiche ward von seinen Freunden in aller Stille bei Ringstadt begraben. Im ganzen Lande beweinte und bejammerte man den gewaltsamen Tod dieses trefflichen, allgemein beliebten Fürsten; und da bald nach seiner Beerdigung an seinem Grabe eine

ungemein klare und reiche Quelle hervorsprudelte, so betrachtete das Volk dieses als ein Zeugniß, welches Gott seinem ermordeten, frommen Diener gäbe, und verehrte nun Kanut auch als einen Heiligen.

10. Hätte die Ermordung eines treuen Vasallen, eines Fürsten, dessen früheste Jugend Lothar so väterlich gepfleget, dem er so viel Gutes erwiesen, und endlich selbst die Königskrone aufgesetzt hatte, auch nicht an sich schon das Herz des Königes tief verwundet und es zur Rache entflammt; so würde das Gefühl seiner eigenen Ehre, so wie eine ganz einfache, natürliche Staatsklugheit ihn aufgefordert haben, jenen blutigen Frevel nicht ungestraft zu lassen. Mit Grund war nämlich zu befürchten, daß Niels und dessen Sohn Magnus nicht nur wieder das Herzogthum Schleswig, sondern selbst sämmtliche wendische Länder, welche Kanut beherrscht hatte, unter ihrem Scepter vereinigen würden. Aber in diesem Fall wäre Dänemark zu einer Macht angewachsen, welche nicht nur Deutschlands nördliche Grenzen unaufhörlich bedrohet haben würde; sondern auch, besonders bei den nur gar zu oft im Innern Deutschlands herrschenden Unruhen und Wirrnissen, dem Reiche im höchsten Grade hätte gefährlich und verderblich werden können. Aber nebst diesen politischen Berücksichtigungen hatte Lothar auch noch einen andern, nicht viel minder wichtigen Beweggrund, eine Heerfahrt nach dem Norden zu unternehmen. Nach der Ermordung nämlich der beiden Söhne und eines Enkels des wendischen Königs Heinrich, waren dessen beide Neffen Pribizlav und Niklot, gleiches Schicksal befürchtend, aus dem Lande gewichen. Sobald diese nun gehört hatten, daß auch Kanut todt sei, traten sie sogleich aus ihrer Verborgenheit hervor und suchten sich der Länder, die ihre Familie besessen, wieder zu bemächtigen. Da Beide

mehr dem Heidenthum als dem Christenthum ergeben, ja wohl Feinde desselben waren, so wurden sie auch überall, wohin sie kamen, von den Einwohnern dieser Länder, wovon der größte Theil ebenfalls dem Christenthum nicht sehr hold war, freudig aufgenommen und als deren Fürsten und Herren begrüßt. Aber bei allen diesen Vorgängen hatten weder die Wenden, noch deren beide neuen Fürsten Pribizlav und Niklot sich um Deutschland bekümmert, und noch viel weniger der Oberhoheit des deutschen Reiches über sämmtliche wendische und slavische Stämme sich erinnert. Unstreitig war dies schon hinreichend, um einen deutschen König aufzufordern, seine Macht und sein Ansehen den Slaven und deren Fürsten auf das Neue fühlen zu lassen. Aber auch das junge, mit so vieler Mühe unter diesen Völkern gepflanzte, und nichts weniger als noch sehr tief gewurzelte Christenthum lief jetzt Gefahr, von Grunde aus wieder ausgerottet zu werden*). Ward aber dieses einzige, die Slaven zu den Deutschen in einem etwas freundlichern und friedlichern Verhältniß erhaltende Band zerrissen, so war auch, wie es ehemals schon so oft geschehen, Sachsen den wüthenden, alles so schrecklich verheerenden Einfällen heidnischer Völker auf das Neue wieder blosgestellt.

11. In dem Sommer des Jahres 1130**) trat

*) Helmold nennt die beiden Fürsten Pribizlav und Niklot truculentas bestias, Christianis valde infestas.

**) Es wäre demnach beinahe überflüssig, hier noch zu bemerken, daß König Lothar seine Heerfahrt gegen Dänemark und die Slaven noch vor seinem ersten Zug über die Alpen unternahm. Blos weil wir den geschichtlichen Faden der hohenstaufischen Unruhen, wie auch der Angelegenheiten des Papstes Innocenz nicht an einem gar zu wenig dazu geeigneten Ort abbrechen wollten, hielten wir es für gut, den Bericht über den

also Lothar seine Heerfahrt nach dem Norden an. Zuerst gegen Dänemark. Das deutsche Heer war nicht sehr zahlreich, es soll — was jedoch kaum glaublich ist — blos aus sechstausend Mann bestanden haben. Als Lothar nahe bei der Stadt Schleswig, bei dem alten, einst von dem dänischen König Gotrik zum Schutze seines Reiches gegen Karl den Großen errichteten Danewerk ankam, fand er ihm gegenüber das ungleich zahlreichere Heer der Magnus aufgestellt. Aber dieser, die Tapferkeit des Deutschen kennend und sie fürchtend, wollte nicht seine und seines Vaters ganze Existenz der Entscheidung einer Schlacht überlassen*). Ohne einen Angriff zu wagen, oder ihn auch nur abzuwarten, sandte also Magnus Abgeordnete in das deutsche Lager und ließ den König um Frieden bitten. Er erbot sich, nicht nur sogleich eine sehr bedeutende Summe Geldes zu bezahlen, sondern auch die Oberhoheit des deutschen Reiches anzuerkennen und dem Könige den Eid der Treue zu leisten. Da der ermordete Kanut durch eine schärfere Bestrafung seiner Mörder doch nicht mehr in das Leben zurückgerufen werden konnte, auch die, in dem Innern Deutschlands nicht beendigten hohenstaufischen Unruhen Lothars Aufmerksamkeit noch immer in Anspruch nahmen, dabei der Gedanke an seinen nahe bevorstehenden Zug nach Italien ihn nicht minder beschäftigte, so nahm er das Anerbieten des Magnus an, ließ sich

---

dänischen Feldzug, mithin auch über dessen Veranlassung bis jetzt aufzusparen.

*) Da Niels und Magnus wegen der Ermordung Kanuts bei der ganzen Nation ungemein verhaßt waren, zudem ein Bruder des Ermordeten sich jetzt gegen den König förmlich empört, auch einen großen Anhang in dem Reiche gefunden hatte, so würde eine, gegen die Deutschen verlorne Schlacht unstreitig auch den völligen Untergang des Niels wie des Magnus zur unausbleiblichen Folge gehabt haben.

das Geld auszahlen, empfing von ihm in dessen eigenem wie seines Vaters Namen die Huldigung und bestätigte hierauf Beide in dem Besitze ihrer Länder. — Sobald diese Angelegenheit zur Ehre des deutschen Reiches geordnet war, traten die Deutschen den Rückzug an. Aber sein angefangenes Werk wollte Lothar nicht zur Hälfte unvollendet lassen. Auf seinem Rückmarsch wendete er sich plötzlich auch gegen die beiden Brüder Pribizlav und Niklot. Als diese, völlig unvorbereitet, jetzt auf einmal von einem Angriff der gefürchteten Deutschen, an deren Spitze selbst der König stand, sich bedrohet sahen, verloren sie alle Lust und allen Muth zum Widerstande, und die jetzige Sicherheit ihrer Person wie ihres Besitzes dem ungewissen Erfolge einer mörderischen Schlacht vorziehend, gelobten sie unbedingte Unterwerfung. Sie erboten sich ebenfalls, über ihre Länder des deutschen Reiches Oberhoheitsrechte anzuerkennen, daher dem Könige den Huldigungseid zu leisten, sogar einen jährlichen Zins zu entrichten. Auch dieses Anerbieten, das er selbst durch eine gewonnene Schlacht nicht besser hätte erzwingen können, nahm Lothar gerne an. Er ordnete nun die innern Verhältnisse dieser Völker, sorgte für die Sicherheit der unter ihnen wohnenden Christen und deren Kirchen, und vertheilte hierauf sämmtliche Länder unter den beiden Brüdern. Pribizlav erhielt das Land der Wagrier und Polabrier, Niklot jenes der Obotriten. — So endigte, und zwar höchst ehrenvoll, Lothars kriegerischer Zug nach dem Norden. Mit einem wenig zahlreichen Heere hatte er unter den, nördlich an Deutschland angrenzenden Völkern Furcht und Schrecken verbreitet, ihnen im höchsten Grade den deutschen Namen wieder ehrwürdig gemacht, in allen jenen Ländern, drohend und gebietend, alle Rechte und Gerechtsamen des deutschen Reiches gewahrt, und ihnen von eben diesen Völkern neue Anerkennung und feierliche

Bestätigung verschafft. Auch stieg wirklich dadurch Lothars Ansehen selbst im Reiche wieder einige Grade höher, sowohl bei den Fürsten wie bei der ganzen Nation*).

) Da höchst wahrscheinlich unsere Leser die ferneren Schicksale König Niels und dessen Sohnes Magnus, so wie dieses ganzen mordgierigen, sich mit wilder Grausamkeit unter einander ausrottenden Königshauses kennen zu lernen wünschen werden, so wollen wir ihnen auch gleich jetzt das Wesentlichste davon in der Kürze mittheilen). — — Nach Kanuts Tod eilten dessen ältere Brüder Harald und Erich zu der großen Volksversammlung nach Ringstadt, erhoben laute, furchtbare Klage über den schändlichen Mord, und indem sie des Ermordeten blutige Kleidung dem Volke vorzeigten, entflammten sie es zu einer solchen Wuth, daß Niels, nun wegen seiner eigenen Sicherheit besorgt, seinen Sohn Magnus verbannen mußte. Als er jedoch bald darauf hörte, daß König Lothar mit einem Heere im Anzug sey, rief er ihn aus der Verbannung wieder zurück und sandte ihn mit einem Heere den Deutschen entgegen. Aber sobald Lothar sich mit seinem Heere wieder entfernt hatte, wandten sogleich beide, Vater und Sohn, ihre Waffen gegen den Erich, der indessen von einem Theile der Nation zum Könige war ausgerufen worden. Erich leistete tapfern Widerstand. Als es aber endlich Niels und Magnus gelang, Erichs eigenen Bruder Harald in ihr Interesse zu ziehen, so sah sich jener genöthigt, Dänemark zu verlassen und zu dem Gemahl seiner Nichte, dem Könige von Norwegen, der ebenfalls Magnus hieß, zu entfliehen. Aber auch hier war Erich nicht in Sicherheit. Der norwegische König, uneingedenk der doppelten, gleich heiligen Bande der Verwandtschaft wie der Gastfreundschaft, ließ sich von Niels durch Verheißung reicher Geschenke und einer großen Summe Geldes zu dem Versprechen verleiten, den Prinzen ermorden zu lassen, jedoch nur bei einer schicklichen Gelegenheit, so daß, nach vollbrachter

*) Raumers Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. B. I. 2. Buch, fünftes Hauptstück.

That, kein Verdacht eines vorsätzlichen Mordes auf ihn zurückfallen könnte. Zum Glück für Erich war die Königin mitleidiger als ihr Gemahl, und entdeckte ihrem Oheim die über seinem Haupte schwebende Gefahr. Von seiner jetzt so sehr gefährdeten Lage gab Erich nun unverzüglich mehreren seiner Freunde in Laland Nachricht, sie bittend, eiligst zu ihm zu kommen und bei seiner Flucht ihm behülflich zu seyn. Erichs Freunde folgten ohne zu zögern dem an sie ergangenen Ruf, landeten auch bald darauf ganz heimlich in Norwegen, und sobald Erich davon Kunde erhalten hatte, traf er mit ihnen sogleich die nöthigen Verabredungen zu seiner Flucht. Aber diese war kein leichtes Werk. Damit nämlich Erich nicht wieder aus Norwegen heimlich entweichen könnte, hatte ihn der norwegische König mit einer Wache umgeben, die man zwar eine Ehrenwache nannte, jedoch den Auftrag hatte, den dänischen Prinzen genau zu bewachen, ihn keinen Augenblick zu verlassen, und die daher ihn auch bald ganz wie einen Gefangenen behandelte. Mit den Leuten dieser sogenannten Ehrenwache fing nun Erich eines Abends an zu spielen und wacker zu zechen. In dem Spiele ließ er sie vorsätzlich gewinnen. Dieser Gewinn machte sie immer fröhlicher, und in der Freude ihres Herzens leerten sie eine Flasche nach der andern, bis endlich der Wein ihrer mächtig ward und sie sämmtlich in tiefen Schlaf versanken. Schnell benutzte Erich diesen Augenblick und eilte zu seinen Freunden, die mit seiner Gemahlin in der Nähe auf ihn warteten. Da Furcht ihre Schritte beflügelte, so erreichten sie auch bald die Meeresküste. Hier durchbohrten sie die dort liegenden norwegischen Fahrzeuge, und schon waren sie im Begriffe, das Schiff zu besteigen, als sie auf einmal zu ihrem größten Schrecken bemerkten, daß in der übermäßigen Eile Erichs noch ganz kleiner Sohn sey vergessen worden. Aber jeder Augenblick war kostbar, und die geringste Zögerung mit der größten Gefahr verbunden. Dessen ungeachtet siegte doch die mütterliche Liebe. Einige aus den Begleitern kehrten zurück, und als diese zur größten Freude der Eltern auch das Kind glücklich zurückbrachten, stieß das Schiff sogleich vom Lande. — Obgleich am Morgen des folgenden Tages Erich nicht zur gewöhnlichen Stunde

erschien, waren dennoch dessen Ehrenwächter anfangs gar nicht darüber betroffen. Erst als es ihnen gar zu lange ward, klopften sie an der Thüre seines Schlafgemaches, und fragten ihn scherzend, ob er seinen Rausch noch nicht ausgeschlafen habe. Da keine Antwort erfolgte, ward ihr Klopfen und ihr Rufen immer heftiger und lauter, bis sie endlich die Thüre erbrachen und zu ihrer größten Bestürzung Bette und Zimmer leer fanden. Der norwegische König, der die große, für die Ermordung seines Oheims ihm zugesicherte Belohnung nicht verlieren wollte, gerieth darüber in den größten Zorn, und befahl sogleich den Flüchtlingen nachzusetzen. Aber Erich und seine Begleiter hatten schon einen zu großen Vorsprung gewonnen, und die, welche man ihnen nachgesandt hatte, mußten, ohne den Erich mitzubringen, ganz trostlos wieder zu ihrem Könige zurückkehren, der nun statt der erwarteten reichen Geschenke blos alle Schmach eines gewissenlosen, obgleich gekrönten Verräthers einzuerndten hatte. — — Die erste Kunde, welche Niels und Magnus von Erichs Flucht aus Norwegen und dessen Rückkehr nach Dänemark erhielten, bestand in der ganz unerwarteten Nachricht, daß Erich mit einer zahlreichen Schaar Bewaffneter den Statthalter der kleinen Inseln überfallen und gefangen genommen, auch alle das kostbare Geräthe, welches Niels zur Feier des Weihnachtsfestes nach Lund vorausgesandt, erbeutet habe. Doch dabei hatte es einstweilen sein Bewenden; denn bei der strengen Winterkälte mußten jetzt alle fernere Feindseligkeiten ruhen. Diese Zwischenzeit benutzte nun Magnus, um nach Deutschland zu dem Kaiser zu gehen. Er und sein Vater nämlich hatten, während Lothars erstem Aufenthalt in Italien, und in der Hoffnung, daß derselbe so bald nicht wieder nach Deutschland zurückkehren werde, sich wegen der, bei dem Danewerk erlittenen Demüthigung, an den in Dänemark lebenden Deutschen zu rächen gesucht, sie auf alle Weise geplagt und unterdrückt, oft auf das Niedrigste mißhandelt, ja mehrere davon sogar grausam verstümmeln lassen. Mit Grund befürchteten sie also jetzt, daß Lothar, wo nicht selbst mit einem Heere nach Dänemark ziehen, doch wenigstens ihren Gegner kräftig unterstützen und ihn mit dem Königreiche belehnen möchte. Um diesem wo möglich noch vorzu-

beugen, kam also jetzt Magnus zu dem Kaiser, warf sich demselben zu Füßen, bat wegen des Geschehenen demüthig um Verzeihung, überbrachte eine ungeheure Geldsumme, übergab sich selbst ganz in die Gewalt des Kaisers, und machte sich durch einen feierlichen Eid verbindlich, daß für die Zukunft Niemand, weder Er selbst, noch Einer seiner Nachkommen, ohne des Kaisers Genehmigung und ausdrückliche Erlaubniß, den dänischen Thron besteigen sollte. Auf diese Weise gelang es dem Magnus, den Kaiser so vollkommen zu besänftigen, daß er nicht nur den Niels im Besitze seines Reiches auf das Neue bestätigte und den Magnus zum künftigen König von Dänemark erklärte, sondern diesem sogar erlaubte, jetzt schon die Krone sich aufzusetzen, worauf nun wirklich Magnus, mit der Königskrone geschmückt, dem Kaiser, bei dessen Kirchengange, das Schwert vorzutragen die Ehre hatte. — Höchst vergnügt über den glücklichen Erfolg seiner Reise nach Deutschland kehrte Magnus wieder nach Dänemark zurück. Als er ankam, hatte Niels schon alle seine Zurüstungen zum Kriege gegen Erich beendigt, und Er und Magnus schifften sich nun, ohne Zeit zu verlieren, mit ungemein zahlreichen Schaaren von Landsoldaten ein. Die kurze Fahrt über den fotanischen Busen war ohne widrigen Zufall. Als das Heer in der Nähe von Lund gelandet hatte und der größte Theil desselben schon ausgeschifft war, erblickte man auf einmal in der Ferne ungeheure Staubwolken. Bald erfuhr man, daß es Erichs Reiterschaaren wären, die sich näherten. Aber dem Heere des Königes gebrach es an Reiterei. Unverständiger Weise glaubte Niels, sich mit bloßem Fußvolk, obgleich es an Zahl weit stärker, als das kleine Heer des Erichs war, sich dennoch in keinen Kampf einlassen zu dürfen, und gab nun seinen Schaaren den sinnlosen Befehl, gleichsam unter den Augen des immer schneller heranrückenden Feindes, sich in aller Eile wieder einzuschiffen. Dieß konnte jetzt nicht anders als nur in der größten Verwirrung geschehen. Panischer Schrecken ergriff das Heer. Alles eilte nach den Schiffen zurück. Aber die Einschiffung erforderte eine geraume Zeit, welche natürlicher Weise Erichs Reuterei nicht abwartete, sondern einen wüthenden Angriff auf Niels geschreckten

und in die größte Unordnung gerathenen Truppen machte. Diese dachten an keinen Widerstand mehr. Der größte Theil ward, ohne daß die Feinde auch nur einen Mann verlohren hätten, zusammen gehauen. Selbst jene, welche noch eines ihrer Schiffe erreichten, wurden von denen, die schon darin waren und in ihrer Angst sich so schnell als möglich von dem Ufer entfernen wollten, wieder zurückgestoßen, und wenn sie sich an das Schiff anklammerten, ihnen die Hände abgehauen. Kurz, Niels ganzes Heer ward bis auf einen ganz kleinen Theil völlig vernichtet. Alle Bischöfe Jütlands, welche den König auf diesem Zug begleitet hatten, kamen um und auch Magnus fand jetzt, für den, an Kanut begangenen blutigen Frevel, den verdienten Lohn; obgleich tapfer fechtend, fiel er endlich dennoch mit Wunden bedeckt unter den verdoppelten Streichen der feindlichen Reiter. Niels floh nach Schleswig. Von der Geistlichkeit ward er zwar dort günstig aufgenommen, aber dem Volke war er ein Gegenstand des Abscheues. Es griff ihn in seiner Wohnung an, erstürmte dieselbe und ermordete ihn sammt allen seinen Begleitern. — — Man sollte glauben, daß Erich nunmehr zum ruhigen Besitz des Königreiches gekommen wäre. Aber leider war noch nicht genug Blut geflossen, aller Greuel des Mordens noch nicht voll. Gegen Erich erhob sich jetzt dessen älterer Bruder Harald und behauptete, daß zu Folge seiner Erstgeburt ihm die Krone gebühre. Zwischen beiden Brüdern entstand ein neuer Krieg. Anfänglich ward derselbe zwar nicht sehr lebhaft, oder mit großer Erbitterung geführt, man konnte hoffen, daß beide Brüder sich endlich mit einander vergleichen und friedlich in das Reich theilen würden. Als jedoch Erich zwei Söhne des Haralds, zwei edle Jünglinge, obgleich sie ihrem Vater von dem Krieg gegen seinen Bruder abgerathen und daher zu ihrem Oheim sich begaben, dennoch aus völlig ungegründetem Argwohn hinrichten ließ, da entbrannte mit verdoppelter Wuth der Krieg auf das Neue. Aber Harald ward bei Scypetorp völlig geschlagen und sammt acht seiner Söhne gefangen. Seinem Bruder ließ Erich sogleich den Kopf abschlagen, dessen acht Söhne, seine Neffen, in Bande legen, sie einige Zeit in Ketten herumschleppen, und endlich alle acht ermorden und ihre

Leichen in eine und dieselbe Grube werfen. Von Haralds vierzehn Söhnen entging jetzt nur ein einziger einem gewaltsamen Tode. Er hieß Olav, und flüchtete sich in Weibskleidern zu dem König Schwerker nach Schweden. — Aber auch den Erich erreichte bald auf seinem, mit so vielem Blute besudelten Thron eine gerechte Nemesis. Ein, von ihm beleidigter, dänischer Edle schwur, das von dem König ihm zugefügte Unrecht an demselben blutig zu rächen, und nährte diesen Mordgedanken so lange in seiner Brust, bis er endlich einen günstigen Augenblick erlauerte, wo er den König allein fand, und diesen, bevor er noch sein Schwert ziehen konnte, das Seinige durch den Leib stieß. — Als Erich starb, hatte er keine volle drei Jahre als alleiniger König von Dänemark regiert, und wegen dieser kurzen, kaum spannenlangen Dauer einer, gleich einem Traume dahinschwindenden Herrschaft, seine Seele mit einer Reihe von schauderhaften Mordthaten befleckt; und war, als das Schwert eines Edelmannes ihn plötzlich, unvorgesehen und unvorbereitet aus dem Leben hinwegriß, mit der ganzen Last ungeheurer Blutschuld, die er nun nicht mehr zu sühnen vermochte, vor den Richterstuhl des Gerechten, aber auch, wenn die Zeit der Gnade vorüber ist, unerbittlichen Richters aller Könige getreten. — „Alles," sagt der fromme Thomas von Kempis, ist „Eitelkeit und Thorheit, außer Gott von Herzen lieben, und ihm treu und mit lauterm und reinem Herzen dienen."

VII.

Roger I., König von Sicilien. — Lothars zweite Heerfahrt nach Italien.

1. Indessen hatte die Lage des, zu Pisa in einer Art von Verbannung lebenden Papstes Innocenz sich nicht verbessert, war im Gegentheil nur noch hoffnungsloser geworden, während das Ansehen seines Gegners sich in Rom immer noch mehr befestigte und die Anzahl seiner Anhänger sich vermehrte. Anaclets kräftigste Stütze war der in ganz Italien gefürchtete Roger

von Sicilien, und offenbar geschah es blos aus Furcht vor demselben, daß dem Gegenpapst viele anhingen, die, wenn sie ihrer Ueberzeugung hätten folgen dürfen, sich auf die Seite des Innocenz gestellt haben würden. — Wirklich war Roger I., König von Sicilien einer der ausgezeichnetsten Fürsten seines Jahrhunderts. Jedoch, weil persönlich tapfer und des Krieges in höherm Maße kundig, war er daher auch ungleich mehr geneigt, jeden Widerstand sogleich mit Kraft niederzuschlagen als durch Mäßigung und Geduld auf dem Wege friedlicher Unterhandlung seinen Zweck zu erreichen. Aber auch ein Zusammenfluß günstiger Umstände kam ihm beinahe bei allen seinen Unternehmungen zu Hülfe, und man kann wohl sagen, daß jeder Entwurf, den sein kühnes Genie gebar, auch von dem Glücke umarmt ward und in den Armen desselben reifte. Als im Jahre 1127 Robert Guiscards Stamm erlosch, bemächtigte Roger, als nächster Erbe des normännischen Hauses in Italien, sich sogleich aller Provinzen Apuliens und Calabriens. Aber nicht ohne Grund waren jetzt alle in diesen Ländern noch unabhängige Städte, kleine Fürsten und Barone für ihre fernere Freiheit besorgt. Schon Rogers seltene Persönlichkeit vermehrte diese Besorgnisse. Eine hohe männliche Gestalt, mit vieler Würde und Majestät getragen, eine starke, kräftige Stimme, die seinen Willen, das heißt seine Befehle stets bestimmt und in gebieterischer Kürze kund gab, und endlich ein gewisser finsterer Ernst, der seine Stirne umwölkte, die nur in dem engen Kreise einiger Vertrauten sich bisweilen erheiterte, verkündigten in ihm schon einen Beherrscher, der unbedingten Gehorsam verlange und keinen Widerspruch dulde. Gegen einen solchen neuen Regenten verbanden sich nun in Apulien und Calabrien alle Unzufriedenen, alle wegen ihrer bisherigen Unabhängigkeit besorgten Städte, Fürsten und Ba-

rone. Sie wandten sich sämmtlich mit ihren Klagen und Besorgnissen nach Rom an den Papst Honorius II. Dieser ward auch anfänglich wirklich ihr Beschützer, und da Roger die Belehnung mit Apulien und Calabrien von dem Papst nicht nachgesucht, auch noch in andern Beziehungen die Rechte des römischen Stuhles verletzt hatte, so belegte ihn endlich Honorius mit dem Banne. Dadurch aufgemuntert, rückten nun die Unzufriedenen mit einem aus allen Gegenden Unteritaliens zusammengerafften, jedoch sehr ansehnlichen und durch zahlreiche päpstliche Schaaren noch mehr verstärkten Heere in Apulien ein. Aber der erfahrene, kriegskundige Roger, der es nicht einmal der Mühe werth hielt, neue Verstärkung aus Sicilien kommen zu lassen, wußte bald durch häufige Märsche und Gegenmärsche, durch öftern Wechsel seiner stets trefflich gewählten unangreifbaren Stellungen, das Heer der Verbündeten immer mehr zu ermüden, es langsam aufzureiben und des Krieges nach und nach so überdrüßig zu machen, daß, als endlich auch unerträgliche Sommerhitze und Mangel an Lebensmitteln eintraten, zudem auch der Sold für die gemeinen Soldaten ausblieb, es sich von selbst auflößte und jeder Einzelne, höchst unzufrieden, in seine Heimath zurückkehrte. Inzwischen hatte Roger dem Papste sehr annehmbare Anerbieten machen lassen. Honorius, der jetzt in allen seinen Erwartungen, welche die Unzufriedenen durch übertriebene Berichte über die wahre Lage der Angelegenheiten jener Länder in ihm erzeugt hatten, sich völlig getäuscht sah, mithin des Krieges ebenfalls müde war, zeigte sich nun einer Aussöhnung mit Roger gar nicht abgeneigt. Die Verhandlungen darüber zogen sich daher gar nicht in die Länge, und als diese beendiget waren, entbot der Papst den Roger zu sich nach Benevent, und belehnte ihn dort mit den beiden Herzogthümern Apulien und Calabrien; jedoch gegen

Entsagung von Seite des Sicilianers auf Benevent und Capua; worauf Roger ihm den Eid der Treue leistete, und Beide, vollkommen ausgesöhnt, als aufrichtige Freunde sich von einander trennten*). — Da die Unzufriedenen jetzt ohne Schutz und ein gemeinsames Oberhaupt waren, so vermochten sie nicht länger zu widerstehen, mußten sich unterwerfen, Gehorsam geloben, und unter dem jetzt so mächtigen, diesseits und jenseits des Meeres gebietenden Scepter Rogers sich beugen.

2. Aber bei dieser großen Vermehrung seiner Territorialmacht genügte dem Roger nun auch nicht mehr der bisherige Titel eines Großgrafen. Er, der Besitzer so vieler reichen und blühenden Länder, glaubte um so mehr auf höhere, nämlich königliche Würde Anspruch machen zu können, als alle früheren Beherrscher Siciliens den Königstitel getragen hatten. Seine Vertrauten und Räthe, in der Ueberzeugung, daß von dem weit größeren, einen Königsthron umgebenden Glanz auch ein größerer Schimmer auf sie zurückfallen müsse, bekräftigten ihn in dieser Ansicht; sowie auch eine diesfalls bald darauf in Salerno gehaltene Versammlung mehrerer Bischöfe und vieler der vornehmsten Barone ganz in eben diesem Sinne entschied. Nun aber erhob sich die Frage: ob Roger die Krone aus den Händen des Papstes, oder aus jenen seiner eigenen Nation erhalten, oder auch, ob er nicht selbst sich dieselbe auf das Haupt setzen sollte. Nicht ohne

*) Ein schöner und daher auch jetzt nicht mit Stillschweigen zu übergehender Zug in dem Charakter Rogers war es, daß er nichts so sehr als das Lügen haßte, daher auch, als ein abgesagter Feind jeder Lüge wie jeder Entstellung und Verdrehung, in der Haltung eingegangener Verträge, oder auch anderer von ihm gemachten Zusicherungen nie die Treue verletzte.

Grund besorgte man, Papst Honorius möchte sich nicht sehr geneigt dazu finden lassen. Aber nun leuchtete dem Roger wieder sein gewöhnlicher Glücksstern. Honorius starb, und die darauf gespaltene Papstwahl war jetzt für Rogers Absicht ein ungemein günstiges Ereigniß; denn als Anaclet sah, daß Innocenz jenseits der Alpen überall Freunde und freundliche Aufnahme fand, fühlte er sehr wohl, daß ohne die hülfreiche Hand eines mächtigen Beschützers, den er jedoch blos in dem Beherrscher Siciliens und Unteritaliens erblicken konnte, er in kurzer Zeit seinem Gegner würde weichen müssen; und da zu derselben Zeit Roger ihn als den rechtmäßigen Papst anerkannte, ihm auch seine Hülfe und seinen Beistand zusichern ließ, jedoch für diesen Dienst gewisse Gegengefälligkeiten verlangte, so war er sogleich bereit, alle Wünsche desselben zu erfüllen. Anaclet belehnte nun den Roger auf das Neue nicht blos mit Apulien und Calabrien, sondern dehnte diese Belehnung sogar auf Neapel und Capua aus. Er überließ ihm ferner die Besetzung aller Bisthümer und Abteien, übertrug ihm endlich auch die königliche Würde und sandte einen Cardinal als seinen Legaten nach Salerno, um in seinem Namen Rogers feierlicher Krönung beizuwohnen. Diese ward nun auch wirklich gegen das Ende des Jahres 1130 am Weihnachtsfeste mit einer, alle transalpinische, noch an weit größere Nüchternheit gewohnte Nationen in Erstaunen setzenden Pracht vollzogen. Der päpstliche Legat salbte den neuen König, und der Fürst Robert von Capua setzte ihm die Krone auf das Haupt, worauf die ganze, in der Kirche versammelte hohe Geistlichkeit, so wie der gesammte dabei anwesende höhere Adel und die ganze, aus allen Gegenden, selbst aus Sicilien herbeigeströmte ungeheure Volksmasse ihn jubelnd und frohlockend als König begrüßten*). — Ueber diese Krö-

*) Der Pracht bei dieser Feierlichkeit soll ungemein groß

nung und neue Thronerhebung spottete man zwar anfänglich in dem ganzen übrigen Europa. Aber es dauerte nicht lange, so wußte Roger durch seine kraftvolle Regierung und männliche Thaten seiner neuen Krone auch jenseits der Gebirge Ansehen und gehörige Achtung zu verschaffen.

3. Der allgemeine Jubel der Barone wie der Städte und des Volkes über die neue Würde ihres Beherrschers verwandelte sich jedoch bald wieder in lautes Murren und allgemeines Mißvergnügen*). Im Jahre 1131 brach, wie wir unsern Lesern schon be-

gewesen seyn, und es wird sogar dabei bemerkt, daß bei dieser Gelegenheit selbst die Niedrigsten aus der königlichen Dienerschaft durchaus in Seide gekleidet gewesen wären. — Der Gebrauch der Seide ward schon sehr frühe in Italien beinahe allgemein. Weit später ward dieser Luxusartikel auch in den übrigen Ländern jenseits der Alpen eingeführt; so daß, als einmal lange Zeit nachher ein französischer König an einem hohen Feste in seidenen Strümpfen erschien, er dadurch die staunenden Blicke seines ganzen Hofes wie der ganzen Stadt auf sich zog, während doch zu derselben Zeit schon der ganze zahlreiche Senat von Genua, ohne das geringste Aufsehen zu erregen, in ganz seidenen Kleidern und seidenen Mänteln seinem neu gewählten Doge entgegen ging.

*) Daran war gewissermaßen der König selbst Schuld. Daß er seine wohl gegründeten königlichen Rechte gegen die Anmaßungen des Adels mit Strenge geltend machte: dieß gereicht ihm unstreitig zum Lobe; aber eben so sehr auch zum Tadel, daß er seine Ansprüche oft weit über Recht und Herkommen zu steigern suchte, jeden dagegen erhobenen Widerspruch als ein Verbrechen betrachtete, und dieses mit seiner gewöhnlichen, nicht selten an Härte und Grausamkeit grenzenden Strenge, bald durch Einziehung der Güter, bald durch langjähriges Gefängniß, oder gar durch Beraubung der Augen bestrafte.

richteten, in Apulien gegen König Roger eine allgemeine Empörung aus. Diese hatte jedoch Roger, wie man sich ebenfalls erinnern wird, größtentheils schon gedämpft, als die an den Ufern des Sarno gegen den Grafen Rainulph verlorne Schlacht ihn zu schleuniger Rückkehr nach Sicilien zwang. Hier machte Roger neue Zurüstungen, während welcher Zeit Lothar nach Italien und nach Rom kam. Aber kaum hatte der Kaiser, der ohnehin damals nichts Entscheidendes in Italien zu unternehmen im Stande war, auf seinem Rückzuge nach Deutschland die Alpen erreicht, als König Roger schon wieder mit einem neuen furchtbaren Heere in Unteritalien landete. Wohin er sich jetzt wandte, begleitete ihn der Sieg. Er eroberte eine Stadt nach der andern; verjagte die aufrührischen Großen, oder nahm sie gefangen und schickte sie in die Gefängnisse nach Sicilien. Auch der tapfere Graf Rainulph, der Sieger am Sarno, ward jetzt gezwungen, sich wieder zu unterwerfen*). Selbst der Herzog von Neapel wollte nicht warten, bis der alles verheerende Sturm auch seiner Stadt sich nähere, sondern eilte zu dem König, warf sich ihm zu Füßen und erklärte sich zu seinem Vasallen. Bald war ganz Apulien dem Roger wieder unterworfen, der nun, nachdem er das Land völlig beruhiget hatte, mit ungeheurer Beute nach Sicilien zurückkehrte. Aber diese Ruhe war nur scheinbar; das Feuer klimmte unter der Asche, und des Brennstoffes war noch eine solche Menge vorhanden, daß es nur eines kleinen zündenden Funken bedurfte, um ganz Unteritalien wieder auf das

*) Als Rainulph vor dem Könige, seinem Schwager, erschien, wollte er sich demselben zu Füßen werfen, aber Roger ließ dieses nicht zu, reichte ihm die Hand, küßte ihn auf den Mund und söhnte sich so vollkommen aus, daß er, nachdem er von dem Grafen den Eid der Treue auf das neue empfangen hatte, ihm auch seine Gemahlin und seinen Sohn wieder zurückgab.

neue in Flammen zu setzen; und dieser zerstörende Funke fiel schon in dem gleich darauf folgenden Jahre.

4. Im Anfange nämlich des Jahres eilf Hundert fünf und dreißig ward König Roger bedeutend krank, erholte sich jedoch bald wieder. Aber kaum genesen und von seiner Krankheit noch sehr entkräftet, ward ihm auch seine, von ihm zärtlich geliebte Gemahlin Alberia durch den Tod entrissen. Es war eine Fürstin, wie nur selten, besonders damals, ein Thron sie noch sah. Ein wahres Ideal zarter, edler Weiblichkeit, gleich groß durch Geist und Gemüth, mit hoher Anmuth wie mit jeder Tugend ihres Geschlechts geschmückt. Ihre Frömmigkeit und innere Religiosität gaben sich in zahllosen Werken reiner Nächstenliebe kund. Im Wohlthun fand sie ihre Lust, daher sie auch selbst nach ihrem Tode noch lange in dem frommen und dankbaren Andenken aller Sicilianer lebte. Dieser unerwartete Todesfall war für den König ein Schlag, dem selbst seine sonst so männliche und kräftige Seele unterlag. Der Verlust einer solchen Gattin versenkte ihn in die tiefste Traurigkeit. Die Welt mit allem ihrem Glanze ward ihm zum Eckel; selbst seine Königskrone hatte keinen Reiz mehr für ihn. Er zog sich in die innersten Gemächer seines Palastes zurück, war für niemand mehr zugänglich, kaum einigen seiner Vertrauten bisweilen noch sichtbar, nur lebend in dem Andenken an die Dahingeschiedene, und von nichts sprechend, und seine Seele mit nichts beschäftigend, als blos mit seinem Gram und der Größe seines Verlustes. Selbst als sein Schmerz in eine Art süßer Schwermuth überzugehen anfing, ward er ihm nur noch theurer, trennte ihn nur noch mehr von der Welt und deren Geräusch. Roger schien für das Leben verloren. Begreiflicher Weise mußte nun endlich das Gerücht entstehen: König Roger sey schon vor einiger Zeit gestorben, aber man habe seinen Tod verheimlichet,

verheimliche ihn selbst noch jetzt. Schnell flog dieses Gerücht auch über die Meeresenge, und da man das, was man wünscht, gewöhnlich nur zu schnell und zu gerne glaubt, so zweifelte nun auch Niemand mehr in ganz Apulien an dem Tode des Königes, und sogleich erhoben Städte, Fürsten, Grafen und Barone wieder die Fahne des Aufruhrs und der Unabhängigkeit *). Aber die Kunde von dieser allgemeinen Schilderhebung kam jetzt eben so schnell auch nach Sicilien, gelangte bald zu den Ohren des Königes und weckte ihn nun wieder plötzlich aus seiner bisherigen Betäubung. Schon Ende Junius desselben Jahres gab er seinen Feinden Beweise, daß er noch lebe, auch seine bisherige Kraft in ihm nicht erstorben sey. Er landete mit neuen Truppen bei Salerno, zog dort alle seine Streitkräfte zusammen, und seine plötzliche, gar nicht erwartete Erscheinung verbreitete unter den Feinden schon überall Schrecken und Verwirrung. Die Aufrührer waren zwar noch lange nicht gehörig gerüstet und vorbereitet; demungeachtet wurden hie und da Versuche zum Widerstand gemacht, jedoch stets völlig fruchtlos und ohne allen Erfolg. Nur den Pisanern, die sich zu Innocenz hielten, und alle, die den Anaclet als Papst anerkannten, mithin auch den König Roger, für ihre Feinde hielten, daher in den frühern Aufständen in Apulien den Verbündeten stets Schiffe zu Hülfe geschickt hatten, gelang es, die Stadt Amalfi plötzlich zu überfallen, sie in demselben Augenblicke auch zu erobern und hierauf völlig auszuplündern. Da Amalfi gar keine Besatzung gehabt hatte, so war von Seite der Pisaner auch dieses Wagestück nicht sehr gefährlich. Völlig ungestraft sollte es ihnen

*) Dasselbe that auch Graf Rainulph, des Königs Schwager; aber unschuldiger Weise in der Meinung, daß sein bisheriger Oberherr wirklich todt, und er daher gegen dessen Nachfolger seine frühere Unabhängigkeit zu behaupten berechtiget sey.

jedoch nicht hingehen. Roger eilte herbei, und da das Heer der Pisaner noch nicht ganz eingeschifft war, so wurden fünfzehn Hundert derselben zusammengehauen. Leider war die ungeheuer reiche Beute schon zu Schiffe gebracht, und langte demnach ungeschmälert in Pisa an*). Bald war jetzt für die Vasallen und Herren blos schleunige Flucht, und für die Städte völlige Unterwerfung und demüthige Bitte um Verzeihung das einzige ihnen noch übrige Rettungsmittel.

5. Sämmtliche Flüchtlinge aus Apulien hatten in Pisa bei dem Papste Innocenz Zuflucht gesucht. Diesen belästigten sie nun unaufhörlich mit ihren Klagen; und da sie wohl fühlten, daß blos von den Deutschen ihnen Hülfe und Rettung werden könnten, so drangen sie täglich mit Bitten in den heiligen Vater, die Ankunft des Kaisers doch so viel wie möglich zu beschleunigen. Dazu zeigte sich nun der Papst von Herzen geneigt. Tief schmerzten ihn selbst die bisherigen Ereignisse in Unteritalien. Er sah wohl ein, daß des Königes von Sicilien große Fortschritte und glänzende

*) Bei dieser Gelegenheit sollen die Pisaner auch den ältesten und daher so berühmt gewordenen Codex der Pandekten entdeckt, und als einen kostbaren Schatz mit der übrigen reichen Beute nach Pisa gebracht haben. Bei dem nachherigen Unglück dieser Stadt kam derselbe nach Florenz. Mehrere hundert Jahre blieb den Pisanern die Ehre dieser Entdeckung. Aber am Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts standen einige Gelehrten auf, welche bedeutende Zweifel dagegen erhoben, und da nun bald wieder Andere die von den Erstern vorgebrachten Gründe bestritten und sie zu widerlegen suchten, so entstand zwischen beiden Theilen ein gelehrter Streit, der zwar zu keiner Entscheidung führte, jedoch zur Folge hatte, daß wenigstens von dieser Zeit an die Meinungen der Gelehrten sich darüber theilten. (Murat. Gesch. v. Ital. B. 7. S. 47.)

Erfolge seinen Gegner, den Anaclet, auf dem römischen Stuhle immer noch mehr befestigten, auch die so erwünschte Beendigung des unseligen Schisma nur in einer noch weiten, dunkeln Ferne erblicken ließen. Zudem war es für das väterliche Herz des heiligen Vaters ein großes Leiden, daß gerade seine Freunde, die ihn als den wahren Nachfolger des heiligen Petrus anerkannt hatten, nun als Opfer ihrer Treue und Anhänglichkeit gefallen wären, und noch immer von König Roger, Anaclets Beschützer, so schonungslos verfolgt würden. Sowohl von Seite des Papstes, als auch des heiligen Bernards kamen also jetzt Briefe über Briefe in Deutschland bei dem Kaiser an, ihn immer dringender bittend und auffordernd, Unteritalien von dem Druck und der Tyrannei Rogers zu befreien und der ärgerlichen Kirchenspaltung ein Ende zu machen. In einem seiner Schreiben an Lothar behauptet sogar der heilige Bernard, daß des Kaisers eigene Ehre es erfordere, den die kaiserlichen Rechte so sehr schmälernden Anmaßungen Rogers sich mit allem Nachdruck zu widersetzen; denn, fährt Bernard fort, so wie jetzt ein jüdischer Same zur Schmach Christi den apostolischen Stuhl usurpire, eben so groß sey auch die Schmach für den Kaiser, daß Roger sich König nenne. Ohne Herabwürdigung der kaiserlichen Würde und Schmälerung ihrer Rechte könne es keinen König von Sicilien geben*).

6. Höchst wahrscheinlich wünschte Lothar selbst, sobald als möglich wieder nach Italien aufzubrechen, besonders da es ihm sehr am Herzen liegen mußte, dem

---

*) Est Caesaris, propriam vindicare coronam ab usurpatore-Siculo. Ut enim constat, judaicam sobolem sedem Petri in Christi occupasse injuriam, sic procul dubio omnis, qui in Sicilia regem se facit, contradicit Caesari. (Epist. S. Bernard. 139.)

auf seinem ersten Zuge durch Italien nicht wenig getrübten deutschen Waffenruhm wieder unter den Italiänern seinen frühern Glanz zu geben. Ganz gewiß würde der Kaiser auch ohne alle jene Briefe des Papstes und des heiligen Bernards dennoch seine zweite Heerfahrt angetreten haben, hätten ihn die Zeitumstände nicht in Deutschland noch immer festgehalten. Zwar war durch den Frieden mit den Hohenstaufen in der Hauptsache auch Deutschland der Friede gegeben worden; aber demungeachtet fand sich doch noch manches wenig Erfreuliches vor, das ebenfalls erst noch ausgeglichen und geordnet werden mußte. Aber am Ende des Jahres 1135 glaubte Lothar das Reich in so weit beruhiget, daß er ohne fernere Besorgniß nach Italien gehen könnte. Am Weihnachtsfeste machte also der Kaiser den sehr zahlreich in Speier versammelten Fürsten sein Vorhaben, eine neue Heerfahrt nach Italien zu unternehmen, bekannt. Der Vortrag des Kaisers fand allgemeinen Beifall; und alle, von demselben Eifer beseelt, gelobten, den Kaiser auf diesem Zuge zu begleiten, und zwar mit so zahlreichen Dienstmannen, daß er diesmal auf eine würdigere Art, als das erstemal, unter den Italiänern würde erscheinen können. Bald darauf kam bei dem Kaiser eine neue päpstliche Gesandtschaft an, an deren Spitze der Cardinal Gerhard stand, und bei der sich auch mehrere apulische Flüchtlinge befanden. Als die Gesandten wieder das alte Klaglied anstimmen wollten, beschwichtigte sie der Kaiser sogleich mit der tröstlichen Zusicherung, daß er noch in dem Laufe des Jahres nach Italien aufbrechen werde, und gebot ihnen, diese erfreuliche Botschaft dem heiligen Vater unverzüglich zu überbringen. In allen Theilen Deutschlands wurden nun Zurüstungen zu dem bevorstehenden italiänischen Feldzug gemacht, Würzburg zum Sammelplatz des Heeres, und der Tag nach Mariä Himmelfahrt zum Tage des Aufbruches desselben bestimmt.

7. Gegen die Mitte Augusts zogen demnach alle Fürsten, die dem Kaiser Heeresfolge gelobt hatten, mit zahlreichen Schaaren nach Würzburg, und als der Kaiser, um das Fest der heiligen Jungfrau zu feiern, dort ankam, war schon das ganze Heer versammelt. Die Bedeutendsten unter den weltlichen Herren waren unstreitig des Kaisers Eidam, der mächtige Herzog von Bayern und Sachsen, und dann der Hohenstaufe Conrad, Herzog von Franken. Gleich nach dem Festtage brach das Heer auf. Es nahm seinen Weg über Trident, das Etschthal hinab. Aber schon bei Trident fand es die Brücken abgebrochen, weil die Einwohner ihm den Durchzug nicht gestatten wollten. Aber Lothar ließ eben so schnell die Brücken wieder herstellen, unterdrückte den schwachen Widerstand, und das Heer zog durch die Stadt. Als es bei dem Engpaß Chiusa ankam, fand Lothar denselben ebenfalls besetzt; aber die Deutschen schlugen sich tapfer durch, und der ganze feindliche Haufe ward sammt seinem Anführer zusammengehauen*). Ohne großen Verlust kam das Heer in den Ebenen der Lombardei an. Aber der Empfang der Deutschen von den Italiänern war, einige Ausnahmen abgerechnet, nirgends sehr glänzend, selbst bei jenen nur ganz lau, welche sich zum Papste Innocenz hielten, oder auch selbst eine Veränderung mancher Verhältnisse in Italien wünschten und für nothwendig hielten. Hie und da wagte man es sogar, sich den

*) Wer diese Feinde und deren Anführer war, weiß man nicht, ebenso wenig auch den Grund oder die Veranlassung, warum man hier das Einrücken des kaiserlichen Heeres in die Lombardei, wo nicht zu verhindern, doch wenigstens zu ersparen suchte. Wahrscheinlich war es ein in der Nähe hausender Raubgraf, der in der Hoffnung, daß die Deutschen den freien Durchzug von ihm erkaufen würden, den Engpaß besetzte, bei welchem wirklich, wenn er gehörig besetzt und vertheidiget ward, ein ganzes Heer einige Zeit konnte aufgehalten werden.

Deutschen zu widersetzen, und sehr viele Städte, wie Cremona, Pavia, Vercelli, Turin, Castello Pandolpho, Piacenza, Bolonga, Guastalla, Guarda am Lago Benaco, und noch mehrere andere schlossen sogar dem Kaiser ihre Thore. Aber jeden Widerstand schlug der Deutschen Tapferkeit nieder, und von jeder Stadt, die ihre Thore nicht öffnen wollte, wurden die Mauern sogleich erstürmt, niedergerissen und die Einwohner nach der Größe ihrer Schuld bald mehr, bald minder strenge gezüchtigt. Im November befand sich der Kaiser auf den schönen und weiten Ebenen von Roncaglia, wo er seinem Heere einige Tage der Ruhe gönnte, einen Reichstag hielt und viele vor ihn gebrachte Streitsachen mit Unpartheilichkeit und Gerechtigkeitsliebe entschied *).

8. Große Vortheile gewährte es dem Kaiser, daß die Mailänder seit einiger Zeit seine Freunde geworden waren. Sie hatten sich von Anaclet abgewandt, sich in den Gehorsam des Papstes Innocenz begeben, auch ihren Erzbischof Anselm, weil er den Conrad gekrönt, aus ihrer Stadt vertrieben und Lothar als Kaiser und König von Italien anerkannt **). Als dieser

*) Der Erzbischof von Trier machte bei diesen Verhandlungen den Dollmetscher: ein Beweis, daß der Kaiser nicht der italiänischen, vielleicht auch nicht der lateinischen Sprache kundig war.

**) Alles dieß war blos das Werk des heiligen Bernards gewesen. Als die Mailänder mit ihrem Erzbischof Anselm in Streit gerathen waren und ihn aus ihrer Stadt getrieben hatten, entstand dadurch große Verwirrung und Partheiung in der mailändischen Kirche. Um einem Schisma in derselben vorzubeugen und Ruhe und Eintracht wieder in dieselbe zurückzuführen, beriefen nun mehrere der wohldenkenden und besonnensten Einwohner den heiligen Bernard zu sich in ihre Stadt. Der Heilige kam, aber der Ruf seiner Heiligkeit und wunderthätigen Kraft ging ihm voran, und mit grenzen-

jetzt in dem Lager bei Roncaglia stand, fand sich der neue Erzbischof von Mailand nebst vielen der vornehmsten Einwohner bei ihm ein, begrüßten ihn als den Herrn und König von Italien, und führten ihm noch überdieß eine zahlreiche Schaar auserlesener Krieger zu, deren sich auch der Kaiser zur Bezwingung mehrerer widerspenstigen italiänischen Städte trefflich zu bedienen wußte. Aber eben daher wurden die, mit den Mailändern in endlose Fehden verwickelten Cremoneser und Pavesaner die abgesagtesten Feinde der Deut-

loser Ehrfurcht eilte alles Volk von Mailand dem berühmten, heiligen Abte von Clervaux entgegen. Gleich einem Gesandten Gottes ward er aufgenommen; man küßte ihm die Füße und zerriß ihm beinahe den Mantel, wovon man jedes Stückchen als eine segenvolle Reliquie betrachtete. Auf die Ermahnungen und Vorstellungen Bernards schwuren die Mailänder nicht nur dem Anaclet ab, und erkannten Innocenz für den rechtmäßigen Papst, sondern unterwarfen sich auch dem Kaiser Lothar. Aber grenzenlos und alle Schranken überschreitend ward der Mailänder Verehrung und Liebe gegen den heiligen Bernard, als dieser jetzt in ihrer Stadt mehrere Personen von ganz unheilbaren Krankheiten, auf eine offenbare wunderhafte Weise befreiete, und da zu derselben Zeit auch der Papst, auf einem Concilium zu Pisa, den schon aus Mailand vertriebenen Erzbischof Anselm seines erzbischöflichen Amtes entsetzt hatte; so verlangte nun alles Volk den heiligen Abt zu seinem Erzbischofe. Haufenweise strömte es zu der Kirche des heiligen Laurentius, wo der Heilige bei den Domherren seine Wohnung genommen hatte, und machten ihn, bittend und flehend, mit ihrem Begehren und sehnlichsten Wunsche bekannt, und höchst wahrscheinlich würden sie ihn am folgenden Tage ergriffen, mit Gewalt in die Kirche geführt und auf den erzbischöflichen Stuhl gesetzt haben, hätte nicht Bernhard, für den die höchsten zeitlichen Würden und Ehren nicht den mindesten Reiz hatten, noch in derselben Nacht durch schleunige Flucht sich dem ungestümmen, obgleich an sich frommen Verlangen der Mailänder entzogen.

schen. Als Pavia aufgefordert ward, ihre Thore dem Kaiser zu öffnen, fügten sie sich nicht nur dieser Aufforderung nicht, sondern sandten ihm sogar grobe Schmähworte zurück. Aber strenge mußten die Pavesaner für ihren Uebermuth büßen. Pavia ward bestürmt, und unglücklicher Weise für die Einwohner drangen die, gegen sie so sehr erbitterten Mailänder zuerst in die Stadt, steckten sogleich mehrere Häuser in Brand, und ermordeten Alles, was nicht durch schnelle Flucht sich zu retten vermochte. Zum Glücke kam der Kaiser herbei, erbarmte sich der Einwohner, und untersagte den Mailändern alle fernere Feindseligkeiten. Als aber am folgenden Tag ein deutscher Graf, der ein Stadtthor mit Gewalt hatte erbrechen wollen, war erschlagen worden, gerieth das ganze Heer in Wuth, griff zu den Waffen, und schwur den an dem Grafen begangenen Mord furchtbar zu rächen. Die Stadt schwebte am Rande ihres Unterganges. Aber die Geistlichkeit und alle Mönche von Pavia begaben sich in Procession zu dem Kaiser, warfen sich ihm zu Füßen und versicherten ihn, daß die Stadt an der Mordthat unschuldig, und diese nur das Verbrechen einiger ruchloser Bösewichter sey. Lothar verzieh nun zwar abermals den Einwohnern und rettete ihre Stadt von dem Verderben, verurtheilte sie aber dennoch zu einer Geldbuße von zwanzig tausend Talenten. — Diese Strenge, wie überhaupt die schnellen Erfolge der Deutschen verbreiteten überall Schrecken, und dieser bahnte und ebnete dem Kaiser den Weg von den Alpen bis in das Herz von Apulien.

9. Von Pavia ging Lothar nach Turin; von da über Piacenza nach Parma. Turin nahm ihn ungerne, Parma jedoch mit desto größern Ehren auf; aber Piacenza mußte erstürmt werden. Gegen Weihnachten befand sich der Kaiser in Bologna. Schon auf Lothars

erstem Feldzuge in Italien hatte Bologna ihm getrotzt, und seine schwache Macht verachtend ihn nicht in die Stadt aufgenommen. Auch jetzt erwiesen sich Bologna's Einwohner wieder feindselig und schlossen den Deutschen ihre Thore. Aber diese wurden nun bald gesprengt, die Stadt sammt der Citadelle erobert; und nun war es blos des Herzog Heinrichs kräftige Fürsprache, welche von der Stadt die ihr bevorstehende strenge Züchtigung abwandte. Hier bei Bologna theilte sich das Heer in zwei Theile. Mit dem einen Theile zog Lothar längs der Küste des adriatischen Meeres, mit dem andern schickte er den Herzog Heinrich nach Thuscien, um diese Provinz zu unterwerfen, und dadurch sich und seinem Heere den Rücken zu sichern. Während nun Lothar über Ravenna, Sinigaglia, Ankona, Fermo rc. bis zu den Grenzen Apuliens vordrang, schlug Herzog Heinrich den Grafen Guido, der den kaiserlichen Statthalter vertrieben hatte, eroberte Florenz und das widerspenstige Lukka, verurtheilte das letztere zu einer ungeheuern Geldbuße, war überall Sieger und unterwarf sich die ganze Provinz, worauf Lothar ihm zum Lohne seines so schnell und glorreich geendigten Feldzuges auch noch mit der Markgrafschaft Toscana belehnte*). In Fermo feierte Lothar das Osterfest, und drang hierauf in Apulien ein, eroberte das ungemein feste, daher für unbezwingbar gehaltene Castell Pagano, ferner Monte Gargano, welches einen dreitägigen Widerstand geleistet hatte. Mehrere kleinere, oder minder befestigte Städte, als Troja, Canne rc. ergaben sich freiwillig. Barletta mußte mit Gewalt genommen werden, nachdem ungefähr tausend Einwohner theils zusammengehauen, theils gefangen worden waren. In Trani ward Lothar willig aufgenommen.

*) Auch im vorigen Jahre hatte Lothar, bald nach Eröffnung des Feldzuges, seinen Eidam mit den beiden eroberten Städten Guastalla und Garda belehnt.

Auf seinen Befehl mußten die Einwohner das, dem König von Sicilien gehörige Bergschloß schleifen, und als zwanzig sicilianische Schiffe ankamen, um eine Besatzung in das Schloß zu werfen, wurden acht Schiffe versenkt und die übrigen gezwungen, sich eiligst wieder zu entfernen. Hier in Trani kamen bei Lothar Abgeordnete des Königs von Sicilien mit Friedensvorschlägen an. Roger erbot sich, dem Kaiser nicht nur alle, von ihm bisher aufgewandten Kriegsunkosten zu bezahlen, sondern erklärte sich auch bereit, Apulien ihm abzutreten, jedoch unter der Bedingung, daß der Kaiser alsdann alsogleich seinen, Rogers, ältesten Prinzen damit belehnen sollte. Diese Anträge wurden jedoch trotzig zurückgewiesen; denn Lothar, der durch seine bisher stets siegreichen Fortschritte sich zu weit größeren Erwartungen berechtiget glaubte, hatte jetzt nichts Geringeres im Sinne, als die Normänner von dem italiänischen Festlande zu vertreiben, sie blos auf Sicilien zu beschränken und Unteritalien der deutschen Hoheit auf immer zu unterwerfen.

10. Dem, von seinem Schwiegervater erhaltenen Auftrage gemäß, sollte Herzog Heinrich, nach der Bezwingung Toscana's, mit seinem Heere ebenfalls nach Apulien aufbrechen. Als nun auch der Papst Innocenz in Grosetto zu dem Herzoge gekommen war, zogen Beide vereint über Viterbo und Sutri nach Apulien. Aber schon auf diesem Zuge entspann sich zwischen dem Papste und dem Herzoge mancherlei Zwist, indem die päpstlichen Interessen mit jenen des Kaisers oder des deutschen Heeres nicht selten in Conflikt zu gerathen schienen. Als z. B. der Stadt Viterbo, wegen ihrer hartnäckigen Anhänglichkeit an den Gegenpapst Anaclet, und der muthwilligen Zerstörung der benachbarten Stadt San Valentino, eine Geldstrafe von drei tausend Talenten war auferlegt worden, forderte jeder, der Papst

wie der Herzog, dieses Geld; der Erstere als Landesherr von Viterbo, der Andere als Sieger, und weil blos Furcht vor den deutschen Waffen die Einwohner gezwungen hätte, sich dem Papste Innocenz zu unterwerfen. Da man jedoch über solchen kleinen Zänkereien die Hauptsache, nämlich die Vertreibung der Normänner aus Unteritalien, nicht aus dem Auge lassen wollte und lassen durfte; so wurden auch diese wie ähnliche Zwiste stets freundlich und immer nach dem Wunsche des Papstes ausgeglichen. Auch in Apulien war Herzog Heinrich überall Sieger. Er eroberte S. Germano, vertrieb die Normänner von Monte-Cassino, und nahm die Stadt Capua, deren Einwohner sich mit vier tausend Talenten von jeder feindlichen Behandlung losgekauft hatten, setzte dann den von dem Könige vertriebenen Fürsten Robert wieder in dieses Fürstenthum ein, und zog hierauf in Begleitung des Papstes vor Benevent. Diese Stadt hatte eine starke Besatzung, und die Einwohner waren enthusiastische Anhänger Anaclets. Aber die Furcht vor dem Herzoge und dessen Heere brachte sie bald auf andere Gedanken; sie wagten es nicht Widerstand zu leisten, öffneten freiwillig die Thore ihrer Stadt, nahmen Innocenz als ihren rechtmäßigen Landesherrn auf, und schwuren ihm den Eid der Treue. — Jetzt wandte sich Herzog Heinrich wieder links, und stieß vor Bari mit seiner Heeresabtheilung zu jener des Kaisers, der den Papst mit ganz ausgezeichneten Ehrenbezeugungen empfing. Die Stadt Bari hatte, ohne Widerstand zu leisten, sich dem Kaiser schon ergeben; aber nicht so das ungemein feste, mit einer zahlreichen tapfern Besatzung versehene Schloß von Bari; dieses mußte mit der größten Anstrengung und mit Aufführung alles nur herbeizubringenden groben Geschützes belagert werden; und ward erst nach einer vierzigtägigen Belagerung endlich erstürmt, die ganze Besatzung niedergehauen und deren

Leichen in das Meer geworfen*). Der Fall dieser so festen, wichtigen und bedeutenden Stadt verbreitete solchen Schrecken, daß Melfi und alle andere kleinere Städte in ganz Apulien und Calabrien sich ergaben; auch Amalfi entging jetzt dadurch seinem Untergang, daß es durch eine starke Geldsumme den Kaiser bewog, die freiwillige Unterwerfung der Stadt anzunehmen. — Während dieß auf der linken Seite geschah, war die vereinte pisanische und genuesische Flotte an der entgegengesetzten Küste erschienen, und hatte Revello, la Scala, la Fralta, kurz alle an der See gelegene Städte erobert. Nur das, durch seine Größe, seine Volksmenge und seinen Reichthum so ausgezeichnete Salerno, die größte und bedeutendste Stadt von Süditalien, war noch übrig; aber mit ihrer Eroberung auch die Unterwerfung von ganz Unteritalien vollendet. Der Kaiser befahl demnach den, bei seinem Heere unter der Anführung des Herzogs von Neapel und des Fürsten von Capua befindlichen italiänischen Truppen, die Stadt zu belagern, und um die Belagerung mit desto größerer Thätigkeit zu betreiben, sandte er auch den tapfern Herzog Heinrich mit einer zahlreichen Schaar Deutschen zu dem Belagerungsheere. Die pisanische und genuesische Flotte erhielt Befehl, Salerno von der Seeseite einzuschließen. Mehr als die Einwohner irgend einer apulischen Stadt waren die Saleritaner ihrem König

*) Der Mönch von Weingarten berichtet in seiner Geschichte von den Welfen: alle in dem Schlosse von Bari gefangenen Saracenen, deren sich eine große Menge in dem Dienste und unter dem Heere des Königs Roger befand, wären aufgehenkt worden. Ueberhaupt gereicht die grausame Behandlung der Gefangenen, besonders der Saracenen, die stets sämmtlich erbarmungslos erwürgt wurden, dem christlichen Heere des Kaisers nicht sehr zur Ehre, und war selbst in den Augen der für den Papst und den Kaiser gutgesinnten Italiäner ein Greuel und ein Stein des Anstoßes.

Roger ergeben; zudem war die Stadt ungemein befestiget, hatte eine, durch Kunst und Natur gleich feste, die Vertheidigung der Stadtmauern auf mehreren Flanken unterstützende Citadelle, und dabei eine zahlreiche, ausgesuchte Besatzung. Aber gerade alles dieß erhöhete nur noch mehr den Muth und die Anstrengungen der Belagerer; besonders zeichneten sich die Pisaner aus, die überdieß auch noch mehrere, sehr kunstreiche Belagerungswerke, vorzüglich gegen die Citadelle, errichteten. Den täglich wiederholten heftigen Angriffen vermochten endlich die Saleritaner nicht lange mehr zu widerstehen; und man konnte schon beiläufig den Tag bestimmen, an dem Salerno würde erstürmt oder gezwungen werden, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Zum Glück für die Stadt kamen jetzt der Papst und der Kaiser zu dem Belagerungsheere. Sobald die Einwohner von Salerno dieses hörten, wandten sie sich an den Kaiser, versprachen freiwillige Unterwerfung, und fleheten um Gnade. Der an sich milde, stets zum Verzeihen geneigte Lothar nahm dieses Anerbieten an; versprach demnach Schonung und Schutz den Einwohnern, die hierauf auch sogleich die Stadt, jedoch mit Ausnahme der Citadelle, dem Kaiser übergaben.

11. Aber darüber geriethen jetzt die Pisaner in wüthenden Zorn. Sie hatten bisher durch ihre Flotten die siegreichen Fortschritte des kaiserlichen Heeres ungemein befördert. Ohne sie würden die wenigsten, besonders der größern und bedeutendsten Seestädte erobert worden seyn. Auch vor Salerno hatten sie während der Belagerung ungemeine Thätigkeit, kriegerische Tüchtigkeit und Geschicklichkeit entfaltet, und daher mit Zuversicht gehofft, daß der ganze Reichthum von Salerno ihnen zum Lohn werden würde. Im Geiste sahen sie schon alle ihre Schiffe mit den Schätzen Sa-

lerno's beladen*). Diese Hoffnung ward ihnen jetzt auf einmal entrissen, und zwar auf eine sie um so mehr kränkende Weise, da man sie als Bundesgenossen dennoch bei der Uebergabe Salerno's nicht im mindesten zu Rathe gezogen hatte. In ihrem Unmuth zerstörten sie jetzt selbst ihre eigenen, mit großem Aufwand von Zeit und Geld gegen die Citadelle errichteten Werke, und segelten dann, ohne sich weiters um den Papst oder den Kaiser zu bekümmern, trotzig nach Hause. Die erste Folge davon war jetzt schon, daß das Schloß nicht erobert werden konnte, mithin in der Gewalt des Königs Roger blieb, und dieser es nun gleichsam als ein sicheres Unterpfand seiner baldigen Wiedereinnahme der Stadt betrachten konnte. Aber einen noch weit nachtheiligeren Eindruck machte der Abfall der Pisaner von der gemeinsamen Sache auf das deutsche Heer. Umsonst hatte es schon während des ganzen Feldzuges auf die, von den Griechen versprochene Hülfe gewartet**), daher alle

*) Es ist sehr möglich, gewissermaßen sogar wahrscheinlich, daß man den Pisanern, denen es ohnehin hauptsächlich nur darum zu thun war, den Handel von Apulien zu zerstören und zu vernichten, auch wirklich die Plünderung von Salerno versprochen hatte.

**) Schon in dem Jahre 1135 waren Abgeordnete, gesandt von dem griechischen Kaiser Johann dem Comnene, nach Merseburg zu Lothar gekommen, hatten ihn im Namen ihres Herrn zu einem Bündniß gegen den König Roger, den gemeinschaftlichen Feind beider Reiche, aufgefordert, und ihre Forderung durch kostbare, theils in noch nie gesehenen, aus Metall verfertigten Kunstwerken, theils in Purpurgewändern, unbekannten Gewürzen und kostbarem Räucherwerk, bestehende Geschenke unterstützt. Lothar ging in den Antrag ein, und schickte mit den rückkehrenden griechischen Gesandten den sehr verständigen, einsichtsvollen und gelehrten Bischof Anselm von Havelberg nach Constantinopel. Dieser war nun kurz vor dem Aufbruch des Kaisers wieder zurückgekommen und hatte eine Menge freund-

Arbeit mit Aufopferung manches wackern Deutschen allein vollbringen müssen; und nun sah es sich auch ohne Seemacht, und mußte noch befürchten, daß die Pisaner und deren Verbündeten, aus Freunden und eifrigen Bundesgenossen, was sie bis jetzt gewesen, nun wenigstens geheime Feinde werden möchten. Unglücklicher Weise ward diese, schon an sich in hohem Grade ungünstige Stimmung der Deutschen, dadurch noch höher gesteigert, daß jetzt, nach der Uebergabe Salerno's, sich auch ein sehr ernster Streit zwischen dem Papste und dem Kaiser erhob. Der Papst nämlich machte Ansprüche auf Salerno, als eine der römischen Kirche gehörige Stadt, während der Kaiser standhaft behauptete, sie gehöre dem Reiche. Aber noch heftiger und weitaussehender ward der Streit, als es sich darum handelte, mit dem, jetzt dem König von Sicilien entrissenen Apulien einen andern Fürsten zu belehnen, der auch im Stande wäre, es gegen Roger zu behaupten. Ueber die Person desjenigen, dem man das Herzogthum geben wollte, ward man bald einig, und mit Uebergehung des schwächlichen und kränklichen Fürsten von Capua, vereinten sich Innocenz und Lothar in der Erhebung des tapfern Grafen Rainulph von Alife zur herzoglichen Würde. Aber nun behauptete der Papst, und zwar mit vollem Rechte: Apulien sey ein Lehen des römischen Stuhles, und ihm, dem Papste, stünde also als Oberlehnsherrn allein das Recht zu, den neuen Herzog damit zu belehnen. Das Gegentheil behauptete wieder der Kaiser, und erklärte Apulien für ein Lehen des römisch deutschen Reiches. Obgleich

licher Worte, und nebst diesen auch noch die größten Versprechungen von kräftiger Unterstützung an Geld, Truppen und Schiffen mitgebracht, wovon aber, wie wir so eben gesehen, nachher, als Lothar mit seinem Heere in Italien eingerückt war, nicht das Mindeste in Erfüllung ging.

bisher Lothar stets nachgegeben hatte; so bestand er doch jetzt mit ungemeiner Festigkeit auf seiner, obschon durchaus unrichtigen Ansicht. Aber eben so wenig wollte auf der andern Seite auch der Papst weichen. Dreißig Tage dauerten die darüber mit großer Lebhaftigkeit gepflogenen Unterhandlungen, und führten dennoch zu keinem Resultat. Da es jedoch noch Vieles in Italien zu thun gab und mit der Belehnung nicht länger gezögert werden durfte; so kam man endlich überein, daß die Frage dem Recht nach einstweilen unentschieden bleiben, und deren nähere Prüfung und Entscheidung auf eine bequemere und ruhigere Zeit ausgesetzt werden sollte. Damit jedoch weder dem römischen Stuhle noch dem Reiche etwas vergeben würde, sollten der Papst und der Kaiser die Belehnung gemeinschaftlich ertheilen. Diesem Beschlusse zu Folge faßten also beide, Innocenz und Lothar, die Fahne, und überreichten sie dem neuen Herzog von Apulien *).

*) Offenbar hatte bei diesem Streit der Kaiser Unrecht. Von jeher war Unteritalien dem römisch-deutschen Reiche und dessen Kaisern fremd geblieben. Versuche wurden zwar gemacht, diese Provinzen dem griechischen Reiche zu entreißen, jedoch stets ohne Erfolg. Otto der Große suchte auf friedlichem Wege, durch Anknüpfung neuer Familienverhältnisse in Folge der Vermählung seines Sohnes mit einer byzantinischen Prinzessin, die Abtretung Unteritaliens von dem Hofe zu Constantinopel zu erlangen. Lange ward darüber unterhandelt, und als man sich in der, auf diesen Unterhandlungen gebauten Hoffnung getäuscht sah, unternahm es Otto II., durch Waffengewalt Apulien und Calabrien von den Griechen zu gewinnen. Die Leser werden sich noch erinnern, wie unglücklich dieser Feldzug Otto's II. sich endigte, daß er dabei sein ganzes Heer verlor, beinahe selbst wäre gefangen worden, und nur durch eine persönliche, ungemein kühne That der Gefangenschaft entging. Nach den Zeiten der Ottonen ward nichts Bedeutendes gegen die Griechen im südlichen Italien unternommen, und wenn auch

nachher deutsche Kaiser, wie Heinrich II., Conrad II. nach Italien kamen und mit ihren Heeren sich den Grenzen Apuliens näherten, so rückten sie doch nie sehr tief in das Innere des Landes, und die Folge solcher vorübergehenden Erscheinungen war jedesmal blos, daß die vorliegenden longobardischen Fürsten sie als ihre Oberherren begrüßten, jedoch, sobald sie den Rücken gekehrt hatten, in ihr voriges Abhängigkeitsverhältniß von den griechischen Kaisern wieder zurücktraten. — Aber ganz anders gestalteten sich die Verhältnisse und Lage der Dinge in Unteritalien, als die Normannen nach sehr langem und blutigem Kampfe das ganze Land erobert, die Griechen auf immer aus Unteritalien vertrieben, und durch ihre ununterbrochenen Siege denselben auch jeden Schein von Hoffnung auf Wiedereroberung dieser Provinzen benommen hatten. Nach dem Rechte, das der Sieg dem Sieger gibt, waren die Normänner nun Herren des Landes, das sie durch heldenmäßige, ja wohl durch Wunder der Tapferkeit mit ihrem Schwerte errungen, mit ihrem Blute erkauft hatten. Unstreitig waren sie nun befugt, ihrem neuen Staate eine Verfassung zu geben, die sie für die zuträglichste für denselben hielten. Sie stellten ihn also unter die Oberhoheit des römischen Stuhles, und empfingen ihn von demselben als Lehen zurück, erkannten den Papst als ihren obersten Lehnsherrn und schwuren ihm den Eid der Treue, und von den Zeiten des heiligen Papstes Leo IX. an empfingen die normännischen Fürsten ihre Lehen stets aus den Händen der Päpste. Selbst Honorius der Zweite, der unmittelbare Vorfahrer Innocenz II., hatte den Roger, als derselbe noch den bloßen Titel eines Großgrafen von Sicilien führte, mit den Herzogthümern Apulien und Calabrien belehnt. Das Recht, auch jetzt den Grafen Rainulph zu belehnen, war also ein, auf Geschichte, Verträge und Besitzstand gegründetes, nicht zu bestreitendes Vorrecht des Papstes.

12. Diese öftern Zwiste zwischen dem Papste und dem Kaiser, besonders der letztere Streit wegen der Belehnung mit Apulien, erzeugten nach und nach unter den Deutschen, und zwar unter den Hohen wie den Nie-

dern, eine im höchsten Grade ungünstige Stimmung gegen die weitere Fortsetzung des Krieges; selbst Herzog Heinrich soll sich dagegen erklärt haben. Man sey, ward allgemein gesagt, nach Italien gekommen, um dem unseligen Schisma ein Ende zu machen und Innocenz auf den römischen Stuhl zu setzen, nicht aber um für ihn ein Königreich zu erobern; und da nun auch die schädlichen Einwirkungen der zunehmenden Sommerhitze, so wie des fremden Clima's und der ungewohnten Lebensweise immer fühlbarer wurden, so bestand endlich das ganze Heer laut und mit Ungestümm auf augenblickliche Rückkehr in das Vaterland. Ja, das allgemeine Mißvergnügen hatte schon einen solchen Grad erreicht, daß selbst, wie ein Geschichtschreiber berichtet, das Leben des Erzbischofes von Trier und mehrerer Cardinäle, denen man die Verlängerung des Krieges zur Last legte, bedrohet war. Diesen Aufstand dämpfte jedoch wieder der Kaiser, und zwar diesmal nicht ohne Mühe und mit vieler Strenge. Er begab sich hierauf mit Innocenz nach Benevent, übergab diese Stadt dem Papste als dessen Eigenthum, befreite auch auf die Fürbitte des heiligen Vaters, die Einwohner von allen Abgaben, mit welchen die benachbarten normännischen Barone sie belastet hatten. — Aber nun entstand wegen des Klosters von Monte-Cassino schon wieder ein neuer, nicht ganz ohne Erbitterung geführter Streit zwischen dem Papst und dem Kaiser. Der Abt und die Mönche von Cassino hatten sich bisher zur Parthei des Anaclets gehalten. Als aber Herzog Heinrich nach Monte-Cassino kam und die Normänner dort vertrieb, begab sich auch der von dem König Roger eingesetzte Abt auf die Flucht, worauf der Herzog den Mönchen befahl, einen andern Abt zu wählen. Ihre Wahl fiel auf einen Mönch von tadellosem Wandel, Namens Rainald. Aber diese Wahl wollte Innocenz nicht anerkennen, indem das Kloster, weil mit dem Kirchenbann bestrickt,

nicht wahlfähig gewesen sey. Dieses läugneten jedoch der Abt und die Mönche, behauptend, daß der gegen Anaclets Anhänger geschleuderte Bannstrahl sie nicht hätte berühren können. Als sich jetzt der Papst und der Kaiser in der Nähe von Monte-Cassino befanden, kamen der Abt und die Mönche in das Lager, und flehten zu dem Kaiser um dessen Schutz. Auch der Herzog Heinrich nahm sich der Sache der Mönche an. Gerne erbot sich Lothar zum Mittler zwischen dem Papste und dem Kloster. Hauptsächlich kam es jetzt auf die Frage an, ob die Mönche sich wirklich in dem Stande der Excommunication befänden, oder nicht? Mit Zuziehung des Patriarchen von Aquileja und noch einiger andern Bischöfe, welche unter der Leitung des Kaisers eine Art von Concilium bildeten, ward nun die Sache untersucht. Für das Kloster sprach dessen Bibliothekar, der Diacon Petrus. Von Seite des Papstes waren drei Cardinäle, und unter diesen der Cardinal Gerard gegenwärtig. Die Verhandlungen dauerten mehrere Tage. Als man endlich sowohl für als gegen die Mönche genug gesprochen hatte, und der Kaiser nun des ganzen Handels müde zu werden anfing, ließ er durch den Cardinal Gerard den Papst bitten, daß er, ohne noch weiters nach der größern oder mindern Schuldbarkeit des Abtes und der Mönche zu forschen, ihnen insgesammt verzeihen, sie zu Gnaden aufnehmen und das Geschehene als nicht geschehen betrachten möchte. Innocenz, der über der Disciplin und den Satzungen der Kirche sehr strenge hielt, wieß diese Bitte zurück. Aber darüber fühlte sich jetzt der Kaiser nicht wenig beleidiget: „Wie ist es möglich," sagte er in der ersten Aufwallung seines Unmuthes zu dem Cardinal Gerard, „daß der Papst mir eine solche Gefälligkeit verweigert, mir, der ich blos ihm zu Liebe schon vierzehn Monate mit meinem Heere im Felde stehe, der ihn auch auf seinen Thron wiederhergestellt, Städte und Völker zu seinem Gehorsam ge-

bracht, und zu seinem Besten ungeheure Summen verwendet habe, die ich eben so gut zum Wohl meiner eigenen Länder hätte gebrauchen können." — Diese mit aller Heftigkeit ausgesprochenen Worte machten den erwünschten Eindruck auf den Papst, er fühlte die Wahrheit derselben, gab daher, was bis jetzt noch nie geschehen war, diesmal nach, ließ den Abt und die Mönche vor sich kommen, verzieh ihnen, sprach sie von dem Banne los und gab ihnen den Kuß des Friedens*).

13. Der Kaiser schlug nun den Weg nach Rom ein. Als er sich der Stadt näherte, kamen römische Abgeordnete an, welche, nach ehrfurchtsvoller Begrüßung des Papstes und des Kaisers, diesen der Bereitwilligkeit der Römer versicherten, sich seinen Befehlen zu unterwerfen und Innocenz als das rechtmäßige Oberhaupt

*) *Fleury*, Hist. de l'Egl. T. XIV. p. 471. — Den vollständigsten Bericht über diesen Vorgang findet man bei dem Diacon Petrus in dessen Geschichte des Klosters von Monte-Cassino. Er hatte allen Conferenzen beigewohnt, und durch seine Beredsamkeit und höchst vernünftiges Betragen so sehr sich die Gunst des Kaisers erworben, daß dieser ihn unter seine Hofkapläne aufnahm. — Uebrigens blieb Rainald doch nicht lange mehr Abt von Monte-Cassino; denn ein paar Wochen darauf ward er eines geheimen Einverständnisses mit dem Könige Roger wegen auf das neue bei dem Kaiser angeklagt. Dieser wollte nun mit Zuziehung einiger Bischöfe und Fürsten die Sache selbst untersuchen. Da er aber sah, daß diese Untersuchung zu lange dauern würde, überließ er dieselbe dem Papste. Dieser sandte nun in das Kloster den heiligen Bernard nebst einigen Cardinälen, die mit Genehmigung des Papstes die Absetzung Rainalds aussprachen, worauf derselbe Stab, Ring und Ordensregel, als die Zeichen seiner bisherigen Würde, auf dem Grabe des heiligen Benedikts niederlegte, und die Mönche einen gewissen Guilbaldus zu ihrem Abte wählten.

der Kirche anzuerkennen. Sehr gerne nahm Lothar die Unterwerfung Roms an; zog jedoch nicht in die Stadt, sondern schlug bei Sutri sein letztes Lager auf. Hier trennten sich Innocenz und der Kaiser. Der Papst nahm wieder im Lateran seinen Sitz; denn Anaclet, obgleich er für jetzt die Stadt aufgegeben, hatte sich mit den treuesten seiner Anhänger in die feste Engelsburg zurückgezogen, ganz gewiß in der zuversichtlichen Hoffnung, daß nach der, jetzt nahe bevorstehenden Rückkehr der Deutschen, wovon er sehr gut unterrichtet seyn konnte, auch König Roger bald wieder auf dem Schauplatze erscheinen und der Angelegenheit Italiens eine veränderte Gestalt geben werde. — Der Kaiser hielt jetzt den Feldzug für beendigt. Alle Zwecke dieses großen Unternehmens schienen vollkommen erreicht. König Roger war aus Apulien und Calabrien vertrieben, der Gegenpapst seiner letzten Stütze beraubt, Innocenz in Rom eingeführt, und auch von den Römern als Papst anerkannt. Unstreitig war Lothars Feldzug an und für sich einer der glorreichsten, den je noch ein römisch=deutscher Kaiser in Italien unternommen hatte. Nur Schade, daß es jetzt an Zeit und zum Theil selbst an dem Willen gebrach, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, daß der Besitz des Gewonnenen auch für die Zukunft gesichert bliebe. Das einzige, was diesfalls geschah, war blos, daß man dem neuen Herzoge von Apulien acht hundert Mann Deutsche von erprobter Tapferkeit überließ, die er zur Vertheidigung Apuliens, gegen die leicht vorauszusehende Angriffe des Königs von Sicilien, in seinen Sold nahm. Der Kaiser trat mit seinem Heere nun den Rückzug an. Unter Weges eroberte er noch Narni, und brachte die Einwohner von Amelia zum Gehorsam. Er ging hierauf über Orvietto nach Arazzo, und von da über Mugello nach Bononien. Hier lößte er sein Heer auf und ließ einen jeden in seine Heimath ziehen. Froh

und bei voller Gesundheit feierte Lothar am eilften November zu Tridдent das Fest des heiligen Martins, ward aber gleich am folgenden Tage krank. Das Verlangen nach dem Vaterland war jedoch mächtiger bei ihm, als das Gefühl seiner Krankheit. Er setzte demnach seine Reise fort. Aber leider nahm sein Uebel so sehr zu, daß er endlich in einer, auf den Tyrolergebirgen zwischen dem Inn und dem Lech gelegenen Dorfe bleiben mußte, wo er auch wenige Tage darauf, am dritten December des Jahres Ein tausend ein hundert und sieben und dreißig, in einer niedern und dürftigen Hütte starb. Die Leiche des Verstorbenen ward nach Deutschland, und nach dem Wunsche seiner Gemahlin Richenza nach Sachsen gebracht, und dort in dem, von Lothar selbst gestifteten Kloster Königslautern begraben. — Gleichzeitige, wie bald darauf blühenden Geschichtschreiber erschöpfen sich in Lobeserhebungen auf diesen Kaiser. Sie rühmen seine ungeheuchelte Frömmigkeit, seine Liebe zur Gerechtigkeit, seine Tapferkeit, Klugheit und überfließende Milde gegen alle Armen und Bedrängten. Deutsche wie Italiäner geben ihm sogar den ehrenvollen Beinamen eines Vaters des Vaterlandes *). Schmeichelei hatte an diesen Lobsprüchen keinen Antheil; denn wirklich war Lothar derselben nicht unwürdig. Sein ehemaliges Betragen gegen Kaiser Heinrich IV. so wie auch nachher gegen Heinrich V., den er doch sehr füglich seinen Wohlthäter nennen konnte, werfen zwar einen ziemlich düstern Schatten auf sein Leben. Aber diese früheren Verirrungen gingen mehr aus den Verhältnissen und Ansichten seiner Zeit, als aus seinem Charakter hervor. Als

*) In der Chron. Reg. S. Pantal. heißt es von Lothar: „Vir egregius et digne *Pater patriae* appellandus, quo decedente pax et tranquillitas et rerum copia, qui eo imperante vigebant, hactenus cessaverunt." — Alle übrigen sprechen in demselben Sinne von Lothar.

Herzog glaubte er, das Glück Deutschlands hänge von der, so wenig als möglich beschränkten Selbstständigkeit der Reichsstände ab. Aber auf den Thron erhoben, gelangte er bald zu richtigern und reifern Ansichten; und nun war auch das wahre Wohl des Reichs, dessen Größe und Ruhm, so wie das damit innigst verbundene Ansehen des Thrones das einzige Ziel seines unermüdeten Strebens während seiner ganzen zwölfjährigen Regierung. — Als Lothar starb, hatte er sein 62. Jahr noch nicht ganz vollendet *).

VIII.

Anaclet II. stirbt. — Friede zwischen dem Papste und König Roger von Sicilien.

1. Der verstorbene Kaiser Lothar hatte kaum sein Heer in Bonnonien aufgelößt, er selbst noch nicht einmal die Alpen erreicht; als schon wieder König Roger

*) Otto von Freisingen berichtet. Man habe die Thaten des verstorbenen Kaisers in bleierne Tafeln eingegraben, und diese mit in den Sarg gelegt. — Als gegen das Ende des 17. Jahrhunderts das Grab eröffnet ward, war man sehr begierig zu wissen, was jene Tafeln enthielten. Man hoffte darin vielleicht einen nicht unmerkwürdigen Beitrag zu irgend einem der bedeutendern Ereignisse jener Zeit zu finden. In dieser Hoffnung sah man sich jedoch getäuscht, denn mit vieler Mühe konnte man aus den sehr beschädigten Tafeln nur folgende Schrift herausbringen.

Lotharius Dei gratia Romanorum
Imperator Augustus regnavit
Annos XII. Menses III. Dies XII.
Obiit autem III. Nonas Decembris
Vir in Christo fidelissimus, verax,
Constans, pacificus, Miles
Imperterrimus
Rediens ab Apulia Saracenis
Occisis et Ejectis.

Vielleicht hätte es statt Saracenis, Normannis heißen sollen. Da aber damals, wie schon früher, die nor-

von Sicilien mit einem zahlreichen Heere bei Salerno landete, von den, ihm ergebenen Einwohnern mit offenen Armen empfangen ward und, weil seine Leute, wie wir schon erzählt, noch die feste Burg von Salerno inne hatten, sich ohne Schwertstreich der ganzen Stadt bemächtigte. Gleich einem, aus seinen Ufern getretenen, unaufhaltsamen Strom überschwemmte Roger mit seinem Heere jetzt wieder das ganze Land. Nocera, Alife, Avellino, endlich auch selbst Capua wurden schnell nach einander erobert; die letztere Stadt ward geplündert und verbrannt. Der Fürst mußte aus seinem Lande entweichen, und die ganze Gegend von Lavoro fiel in die Hände Rogers. Sergius, Herzog von Neapel, geschreckt durch Capua's grauenvolles Schicksal*), und befürchtend, daß auch Neapel gleiches grausames Loos zu Theil werden könnte, eilte zu König Roger, fiel ihm zu Füßen und flehete um Gnade. Diese erhielt er auch, jedoch unter der Bedingung, daß er, nach erneuertem Eidschwur der Treue, mit allen seinen Schaaren zu dem Heere des Königs stoßen sollte. — Nach der Eroberung Avellinos zog er vor Benevent, dessen Einwohner keinen Widerstand leisteten, ihm freiwillig ihre Thore öffneten. Eben so auch Monte-Sarchio, Monte-Corvino und noch mehrere andere Städte; kurz, beinahe alles Verlorene hatte König Roger noch vor Ende October schon wieder gewonnen.

männischen Heere, wo nicht größtentheils, doch sehr großentheils aus Saracenen bestanden, so kann man möglicher Weise auch diese wirklich im Sinne gehabt haben.

*) Die Saracenen, die wie gewöhnlich wieder in großer Menge in dem Heere Rogers dienten, hatten in der unglücklichen Stadt die größten Frevel, besonders aus Haß gegen das Christenthum, begangen. Bei der Plünderung wurden weder Kirchen noch Klöster verschont, und selbst Gott geweihete Jungfrauen auf das Schändlichste mißhandelt.

Nur der neue Herzog von Apulien, der tapfere Rainulph und die Städte Bari, Trani, Troja und Melphi waren entschlossen, Widerstand zu leisten und die Sache des Kaisers aufrecht zu erhalten.

2. Rogers schnelle und siegreiche Fortschritte erfüllten natürlicher Weise das Herz des Papstes Innocenz mit Kummer. Er sah wohl ein, daß Anaclets Anhang wieder neuen Muth fassen und das ärgerliche Schisma, dessen Beendigung er schon so nahe geglaubt hatte, nun noch eine weit längere Zeit fortdauern würde. Mit seiner Genehmigung, vielleicht auf sein Geheiß, begab sich der heilige Bernhard zu dem Könige, um einen Versuch zu machen, durch Ermahnungen und Bitten, von Roger die Anerkennung des Papstes Innocenz zu bewirken; zugleich auch wo möglich einen Vergleich zwischen demselben und dem Herzog von Apulien zu Stande zu bringen. Als Bernhard bei dem Könige ankam, standen dessen Heer und jenes des Herzogs von Apulien einander gegenüber. Roger gab sich das Ansehen, zu einer Aussöhnung mit Innocenz nicht abgeneigt zu seyn, war aber mit den Vorschlägen, welche Bernhard ihm machte, nicht ganz zufrieden, und sandte ihn daher, ohne daß jedoch dadurch die Unterhandlungen völlig abgebrochen werden sollten, wieder zu dem Papste zurück. Bevor der Heilige den König verließ, ermahnte er ihn, sich mit dem Herzog von Apulien in kein Treffen einzulassen, indem dasselbe sich zu seinem sehr großen Nachtheile endigen würde. Aber Roger, dessen Heer zahlreicher als jenes seines Gegners war, griff dennoch an. Wirklich schien auch gleich im Anfang der Schlacht der Sieg sich wieder auf die Seite des Königs zu neigen. Sein ältester Prinz, ebenfalls Roger genannt, griff den ihm gegenüberstehenden Flügel mit solchem Ungestümm und solcher Heftigkeit an, daß er ihn in die Flucht schlug, nun aber den unverzeihlichen

Fehler beging, statt dem entblößten feindlichen Heere in die Flanke und den Rücken zu fallen, die Fliehenden viel zu weit und bis nach Siponto zu verfolgen. Diesen Mißgriff wußte der kriegskundige Rainulph trefflich zu benutzen. Mit seiner ganzen Macht, die ihm noch übrig war, warf er sich auf das Centrum des königlichen Heeres, durchbrach dasselbe, und erfocht, bevor noch Prinz Roger vom Verfolgen der Feinde zurückgekommen war, einen vollständigen Sieg. Beinahe drei tausend Mann von dem sicilianischen Heere blieben auf der Wahlstatt. Unter den Erschlagenen befand sich auch der Herzog Sergius von Neapel. Das ganze Lager ward erobert und reiche Beute der Lohn der Sieger. — Roger floh nach Padula, und von da nach Salerno, wo er trotz seiner Niederlage von den Einwohnern mit Jubel empfangen ward, und die ganze waffenfähige Mannschaft dieser großen und reichen Stadt sich sogleich zu seinem Dienste erbot.

3. In seiner letzten Unterredung mit dem heiligen Bernhard hatte der König den Vorschlag gemacht: der Papst Innocenz möchte drei Cardinäle, und eben so viele auch der Papst Anaclet zu ihm nach Salerno schicken; er wolle alsdann, mit Zuziehung seiner Räthe, die beiderseitigen Gründe prüfen, und dann darüber entscheiden. So ungeziemend auch dieses Begehren war, so gab doch Innocenz, durch die drohenden, gebieterischen Zeitumstände gezwungen, seine Einwilligung dazu. Er sandte demnach die beiden Cardinäle Gerhard und Aimar — letzterer war auch Kanzler der römischen Kirche — mit dem heiligen Bernhard nach Salerno. Die von Anaclet gesandten Cardinäle waren schon angekommen, und unter ihnen zeichnete sich besonders Petrus von Pisa aus, ein Mann von ungemein großer Gelehrsamkeit und in hohem Maße mit der Gabe der Beredsamkeit geschmückt. Acht Tage

nacheinander hörte der König, und zwar jeden T
mehrere Stunden, mit der größten Aufmerksamkeit
Gründe und Beweise eines jeden Theils an. Ro
ging jedoch dabei nicht aufrichtig zu Werke. Er nei
sich ungleich mehr auf die Seite Anaclets, als auf j
des Papstes Innocenz, wünschte daher den Erstern
dem päpstlichen Stuhle zu erhalten. Aber aus Sch
vor dem heiligen Bernhard, dessen in Erfüllung
gangenes prophetisches Wort ihm noch höhere Achtu
gegen denselben eingeflößt hatte, verbarg er seine wa
ren Gesinnungen, suchte nur Zeit zu gewinnen, u
unter dem Vorwande, daß eine so wichtige Angeleg
heit blos in einem zahlreichen Nationalconcilium kön
untersucht und entschieden werden, begehrte er, d
sowohl von den Cardinälen des Innocenz als a
des Anaclets Einer ihn nach Sicilien begleiten soll
wo er alsdann sämmtliche Erzbischöfe, Bischöfe u
Aebte seines Königreiches zur Feier des Weihnachtsfe
zusammen berufen, und ihnen die Entscheidung die
so sehr verwickelten Streites überlassen würde; u
so groß war das Verlangen des ehrwürdigen Paps
Innocenz, den kläglichen Spaltungen in der Kirche
Ende zu machen, daß er auch dieser so harten, ihn herabw
digenden Forderung des Königes sich zu fügen versprc

4. Das jetzt zu Palermo, und zwar unter
Leitung, oder wenigstens unter dem Einfluß des Kö
ges zu haltende zahlreiche Concilium kam jedoch ni
zu Stande. Es gefiel nämlich dem Allmächtigen,
bedrängten Lage seines treuen Knechtes, des Paps
Innocenz ein Ende zu machen. Anaclet starb gl
in den ersten Tagen des folgenden Jahres 1138 (
Januar). Seine Leiche ward von seinen Anverwa
ten, nämlich den Söhnen des Petrus Leo, und de
Anhängern ganz in Geheim an einem nicht bekannt
wordenen Ort begraben. Anaclets Umstände wa

in den letzten Zeiten in den äußersten Verfall gerathen. Es fehlte ihm vorzüglich an Geld. Seine Tafel konnte nur höchst sparsam und blos mit den allergemeinsten Speisen besetzt werden. Da er seine Dienerschaft zu bezahlen nicht mehr im Stande war, so verließ ihn der größte Theil derselben, und die, welche blieben, glichen in ihrer völlig zerlumpten Kleidung eher armseligen Bettlern, als Dienern und Hausbeamten eines Papstes. — Gegen alle Hoffnung und Erwartung waren jedoch durch diesen Todesfall die kirchlichen Spaltungen nichts weniger, als ganz vollkommen beendiget. Jetzt erwieß es sich, wie wenig aufrichtig die Gesinnungen des Königes, und wie trügerisch dessen dem heiligen Bernhard gemachte Versprechungen waren. Als nämlich die vornehmsten Anhänger des verstorbenen Anaclets dessen Tod dem Könige berichteten und ihn befragten, ob sie sich jetzt dem Papst Innocenz unterwerfen, oder einen neuen Gegenpapst aufstellen sollten, genehmigte er nicht nur dieses Vorhaben, sondern ermunterte sie auch noch unverzüglich zu einer neuen Wahl zu schreiten*). Diese fiel nun auf den Cardinal Gregorius. Aber dieses Schattenbild eines Gegenpapstes, eine wahre Jammergestalt, der man den Namen Victor IV. beigelegt hatte, ward gleich in den ersten Wochen nach geschehener Wahl von denen, die ihn zum Papste gemacht, oder vielmehr ihr loses Spiel mit ihm getrieben hatten, schon wieder verlassen. Selbst die Söhne des Petrus Leo, nebst den übrigen, die das Schisma durch die Wahl des Victors noch ferner zu unterhalten gesucht

*) Roger begünstigte und beförderte die Wahl eines Gegenpapstes eigentlich in der Hoffnung, daß Innocenz sich dadurch um so mehr gezwungen fühlen würde, sich um des Königes Schutz und Freundschaft zu bemühen, und er, Roger, alsdann hoffen dürfte, in dem mit dem Papste zu schließenden Vertrage alle nur mögliche Concessionen von demselben zu erhalten.

hatten, jetzt aber sahen, daß ihr neuer Papst den Römern nur ein Gegenstand des Spottes war, und die ganze Stadt dem Innocenz anhing, eilten nun zu dem Papst, demüthigten sich vor demselben, fielen ihm zu Füßen, baten um Verzeihung und leisteten ihm den Eid der Treue und des Gehorsams. Um so leichter ward es jetzt dem heiligen Bernhard, durch ernste Vorstellungen auch den Gregor zu bewegen, die seit zwei Monaten getragenen Insignien der päpstlichen Würde zu den Füßen des Papstes Innocenz niederzulegen, denselben um Verzeihung seines begangenen Verbrechens zu bitten, und allen Ansprüchen auf das Papstthum in Gegenwart des heiligen Bernhards und mehrerer Cardinäle zu entsagen. Innocenz war nun vollkommen Herr der Stadt Rom, ihrer Kirchen und aller ihrer Festungswerke. Groß und allgemein darüber war die Freude nicht nur in Rom, sondern in der ganzen abendländischen Christenheit.

5. Zwischen dem König von Sicilien und dem Herzog von Apulien ging indessen der Krieg seinen gewöhnlichen Gang fort. Roger hatte sein Heer in Sicilien ergänzt und war im Frühjahr mit frischen Truppen gelandet. Herzog Rainulph zog ihm sogleich entgegen und bot ihm öfters eine Schlacht an. Aber der König wußte dieselbe stets mit vieler Gewandtheit zu vermeiden. Was aber Rogers militärischer Intelligenz nicht wenig Ehre macht, ist, daß er, obgleich Rainulph mit seinem Heere ihn stets umschwebte, er dennoch, ohne daß dieser es hindern konnte, eine Burg und eine Stadt nach der andern hinwegnahm, den Rainulph immer mehr beengte und ihn endlich blos auf Bari und noch einige andere minder bedeutende Städte beschränkte. Jetzt glaubte der Papst, die zeitlichen Waffen des Herzogs auch durch jene der Kirche unterstützen zu müssen. Auf dem, in den ersten Tagen des Aprils (1139) im Late-

ran gehaltenen, ungemein zahlreichen Concilium, welches auch ein öcumenisches genannt wird*), schleuderte demnach Innocenz mit der gewöhnlichen, dabei üblichen Feierlichkeit gegen Roger von Sicilien den Bannfluch der Kirche. Aber das Concilium war kaum beendigt, als der tapfere Herzog Rainulph in Troja von einem bösartigen Fieber ergriffen ward und wenige Tage darauf starb. Ueber alle Städte Unteritaliens warf dieser unerwartete Todesfall einen düstern Trauerflor; denn alle Hoffnung, je von der harten normännischen Herrschaft befreit zu werden, verschwand mit dem Tode dieses Helden. Nirgends fand auch jetzt Roger mehr Widerstand. Nur Bari, trotzend auf die Festigkeit seiner Mauern und Thürme, schloß seine Thore noch dem Könige. Auch Papst Innocenz fühlte jetzt die Nothwendigkeit sich mit Roger zu vergleichen. Er wünschte eine Zusammenkunft mit demselben, um in eigener Person mit ihm unterhandeln zu können. Aus Rom begab sich demnach Innocenz nach der Stadt San Germano, nahm aber eine, aus Reiterei und vielem Fußvolk bestehende, so zahlreiche Bedeckung mit, daß diese einem kleinen Heere nicht unähnlich war. Zwei Cardinäle wurden an den König abgeordnet, um ihn nach San Germano einzuladen. Die Einladung ward angenommen. Die Unterhandlungen wurden nun sogleich angefangen; aber obgleich diese ohne alle Unterbrechung fortgesetzt wurden, so war es doch selbst nach Tagen noch zu keiner Uebereinkunft gekommen. Die Klippe, woran sie scheiterte, war das Fürstenthum Capua. Der Papst wollte den

*) Das jetzt in dem Jahre Ein tausend ein hundert und neun und dreißig in dem Lateran gehaltene Concilium wird als der zehnte allgemeine Kirchenrath betrachtet. Er war ganz ungewöhnlich zahlreich. Aus allen Ländern kam eine Menge Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte herbei, so daß, als die Sitzungen eröffnet wurden, man schon mehr als tausend versammelte Väter zählte.

daraus vertriebenen Fürsten Robert wieder in das Fürstenthum einsetzen, der König aber es für sich behalten, indem Robert, wie er sagte, durch seine Empörung gegen ihn sich dieses Lehens verlustig gemacht hätte. Ohne eine Uebereinkunft getroffen zu haben, jedoch auch ohne die Unterhandlungen völlig abzubrechen, verließ der König San Germano. Als aber der Papst bald darauf hörte: der König habe verschiedene, einigen apulischen Baronen gehörige Schlösser wegnehmen lassen, hielt er dieß für einen Beweis, daß alle Unterhandlungen abgebrochen wären, und nicht wenig darüber aufgebracht, befahl er seinem Heere, nun ebenfalls Feindseligkeiten gegen den König zu beginnen. Wirklich verbrannten jetzt auch die Römer verschiedene Orte und Schlösser, als Galuzzo, Falvatera, Insula rc.*). Auf die erste Nachricht davon eilte Roger mit seinem Heere nach San Germano. Innocenz wollte die Ankunft desselben nicht erwarten; brach demnach mit seinem kleinen Heere eiligst auf, um nach Rom zurückzukehren, ward aber nicht weit von der Stadt schon von Rogers ältestem Prinzen eingeholt. Dieser griff sogleich die päpstliche Bedeckung an, und obgleich er nur tausend Reiter bei sich hatte, schlug er doch die weit zahlreicheren, aber des Krieges ungewohnten Römer mit leichter Mühe in die Flucht, tödtete einige davon, sprengte viele in den Fluß und machte die mehrsten zu Gefangenen. Unter diesen befand sich leider auch Papst Innocenz nebst den ihm

*) Daß der Papst wirklich auf den unglücklichen Gedanken verfiel, ebenfalls mit zeitlichen, materiellen Waffen den König von Sicilien zu bekämpfen: dieß kann man nicht läugnen, obgleich man es auf allerlei Weise zu bemänteln und anders zu deuteln sucht. In Italia sacra T. I. heißt es ganz deutlich: Mense Junii venit Papa cum Romanis ad expugnandum Regem Siciliae; et incensa sunt a Romanis Falvaterra, Insula et Sanctus Angelus in Tudicis.

umgebenden Cardinälen. Alles päpstliche Geräthe ging verloren, der ganze Schatz des Papstes ward geplündert.

6. Roger hatte indessen vor den Thoren von San Germano sich gelagert. Unter starker normännischer Bedeckung wurden nun der Papst und die gefangenen Cardinäle sogleich in das königliche Lager gebracht. Roger ließ ihnen besondere, zierlich und bequem eingerichtete Zelte anweisen, befahl sie mit aller, ihren hohen Würden schuldiger Auszeichnung zu behandeln, überhaupt allen ihren Wünschen mit zuvorkommender Bereitwilligkeit zu entsprechen. Der Sieger erwieß sich jetzt weit demüthiger als die Besiegten, die gar keiner Demüthigung bedurften und von allen Seiten mit Ehrenbezeugungen überhäuft wurden. Natürlicher Weise kam nun der Friede bald zu Stande. Der Papst, schon gewonnen durch des Königes edles und großmüthiges Betragen, und einer gebieterischen Nothwendigkeit weichend, genehmigte auf den Rath seiner Cardinäle alle Forderungen Rogers, bestättigte ihn in dem Besitze Siciliens und des königlichen Titels, und belehnte dessen ältesten Prinzen Roger mit dem Herzogthum Apulien und den jüngern Sohn Alphons mit dem Fürstenthum Capua. Die Feierlichkeit der Belehnung hatte sogleich in dem königlichen Lager vor San Germano Statt. Von seinen Cardinälen umgeben saß Innocenz in seinem prächtig ausgeschmückten Zelte auf einem erhabenen Sitze. Ehrfurchtsvoll naheten sich der König und dessen beide Söhne Roger und Alphons dem heiligen Vater, fielen vor demselben auf die Kniee, empfingen auf ihren Knieen liegend durch die Fahne, die der Papst ihnen überreichte, die Belehnung mit den so eben genannten Ländern, und schwuren hierauf den gewöhnlichen Vasalleneid. — Vollkommen mit einander ausgesöhnt, begaben nun Beide, der Papst und der

König, sich nach Benevent. Roger übergab die Stadt dem heiligen Vater, der nun auf das neue Besitz von dieser Herrschaft nahm, auch sogleich dadurch einen Beweis gab, jetzt wieder Herr von Benevent zu seyn, daß er das, von einem von Anaclet ernannten Erzbischofe erbaute Schloß niederreißen ließ, den Erzbischof seiner Würde entsetzte und den Gregor auf den erzbischöflichen Stuhl erhob. — Von Neapel und Amalfi war in dem, zwischen dem Papste und dem Könige geschlossenen Vertrag keine Erwähnung geschehen. Aber während noch Beide in Benevent waren, trafen Gesandte aus Neapel und Amalfi allda ein, überreichten dem Könige die Zeichen ihrer Unterwürfigkeit, und baten sich von ihm seinen zweiten Sohn Alphons zu ihrem Herzoge aus. Da der Papst keinen Einspruch dagegen erheben zu müssen glaubte, so wurden nun auch Neapel und Amalfi mit dem Königreiche Sicilien vereint. Als aufrichtige Freunde trennten sich endlich der Papst und der König in Benevent. Ersterer kehrte nach Rom zurück, der andere eilte zu der Belagerung von Bari. — Von jetzt an erwies sich Roger stets als einen treuen Vasallen der römischen Kirche, und ergriff jede Gelegenheit mit Vergnügen, dem heiligen Vater sprechende Beweise seiner treuen Anhänglichkeit zu geben *).

*) Unter den vielen, uns diesfalls zu Gebote stehenden Belegen wollen wir nur folgenden hier anführen. Als Roger seine beiden Söhne mit einer starken Heerabtheilung nach Pescara (das jenseitige Abruzzo) sandte, um diese Provinz, die den König zwar dem Namen nach für ihren Herrn erkannte, aber nur, wenn es ihr beliebte, ihm gehorchte, völlig zu unterwerfen; und die Prinzen in Folge ihrer Operationen sich den Grenzen des päpstlichen Gebietes näherten, aber bei dieser Gelegenheit auch dem Papste verschiedene, vielleicht nicht einmal ganz gegründete Ursachen zur Unzufriedenheit gaben; so rief Roger, sobald er es erfuhr, seine Söhne sogleich zurück, befahl auch dem Heere, sich von

7. Am zweiten September traf Innocenz II. wieder in seiner und der ganzen Christenheit Hauptstadt ein. Groß war der Jubel, mit dem er von allen Klassen und Ständen der Einwohner empfangen ward. In allen Kirchen dankte man Gott für die glückliche Rückkehr des heiligen Vaters und den in der Kirche nun vollkommen wiederhergestellten Frieden. Freudenfeste folgten auf Freudenfeste, und da das Gerücht von diesen glücklichen Ereignissen sich ebenfalls sehr bald in den Ländern jenseits der Alpen verbreitete, so nahm auch die gesammte Christenheit einen ebenso freudigen als warmen Antheil daran. Als jedoch der erste Freudentaumel in Rom vorüber war, erwachte auch sogleich wieder bei den Römern ihr alter, für jene Zeiten aber mehr als lächerlicher Stolz, und uneingedenk ihrer entschiedenen Ohnmacht, verlangten sie von dem Papste, den mit König Roger geschlossenen Vertrag, weil mit Gewalt erzwungen, unverzüglich zu brechen, ihn für null und nichtig zu erklären. Diese freche Zumuthung wieß der Papst mit Unwillen zurück. Wahrscheinlich erinnerte er sich auch noch der schönen Beweise von Muth und Tapferkeit, welche diese römischen Helden ihm in dem Gefechte bei San Germano gegeben hatten. Mit allem Ernst erklärte er also, daß er die Heiligkeit eingegangener Verträge kenne, daher sie nie verletzen werde, selbst sie nicht verletzen dürfe. — — Nach neun stürmischen, heftig bewegten Jahren hoffte nun Innocenz mit

---

dem päpstlichen Gebiete zu entfernen und nur auf eine gewisse, keine Besorgniß mehr erregende Weite sich demselben zu nähern. Er selbst ging nach Benevent und gab dem dortigen Cardinal-Statthalter den Auftrag, den heiligen Vater seiner, des Königs, unwandelbaren Treue und Anhänglichkeit zu versichern. — Auch zu den verschiedenen Bauten, welche der Papst in Rom unternahm, ließ Roger ihm Balken und alles übrige nöthige Holzwerk anweisen.

Zuversicht, ruhigern und heiterern Tagen entgegen sehen zu können. Aus allen Ländern strömten jetzt Fremde nach Rom, theils um dem heiligen Vater Glück zu wünschen, theils um über kirchliche und auch andere Angelegenheiten Belehrung oder Rath zu erhalten. Alle nahm Innocenz ungemein gütig auf und Alle fanden, was sie suchten, Belehrung, Rath, Hülfe, Unterstützung. Auch mit dem zeitlichen Wohl seiner Unterthanen und der nun überall wieder einzuführenden bürgerlichen Ordnung beschäftiget, brachte er die bisher widerspenstigen Tiburtiner leicht zum Gehorsam, schützte sie aber auch, als sie sich unterworfen hatten, väterlich gegen die boshafte Eifersucht der rachbegierigen Römer. Alle, während der kriegerischen, wilden Zeiten zerfallenen Kirchen und öffentlichen Gebäude ließ er wiederherstellen, schmückte die, ihrer Reichthümer beraubten Kirchen mit neuen Gaben, sorgte für öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten, ward der Vater und Freund aller Armen und der Hülfe Bedürftigen. Vorzüglich wollte er, wie er auch schon auf dem merkwürdigen Concilium im Lateran erklärt hatte, alle seine Kräfte der Verwaltung der ihm anvertrauten Kirche des Sohnes Gottes weihen; und bei dieses Papstes ungemeinem praktischen, durch so viele Erfahrungen bereicherten Verstand, verbunden mit dem reinsten Willen und der klarsten Einsicht in alle Verhältnisse und Bedürfnisse der Kirche und eines wahrhaft christlichen Lebens; zu welchen großen Erwartungen waren da nicht eben diese Kirche und die gesammte Christenheit berechtigt? Aber leider waren dem frommen Papste von den flüchtigen Freuden dieses Lebens wenige oder vielmehr gar keine gegönnt. Bald zogen sich neue Ungewitter über seinem Haupte zusammen. In Rom selbst entstand ein furchtbarer Aufruhr. Lehren, dem Abgrunde entquollen, nur dem Stolze und der Sinnlichkeit schmeichelnd, und alle Ordnung in der Kirche wie in dem Staate zerstörend, hatten ganz

Rom bethört, und die von einem wahrhaft höllischen Schwindel ergriffenen Römer machten nun dem Papste so lange und so grenzenlosen Verdruß, bis endlich sein Herz, zuletzt selbst von Freundes Hand blutig gedrückt, dem Kummer unterlag. Innocenz starb am 24. September des Jahres Ein tausend ein hundert und drei und vierzig. Dreizehn Jahre hatte er unter den gefahrvollsten Zeitumständen, aber auch mit ungemeiner Klugheit und Besonnenheit der Kirche vorgestanden. In einem, aus Porphyr gearbeiteten Grabe ward seine Leiche in der Lateranskirche beigesetzt, nachdem er kurz vorher das ganz eingefallene Dach derselben auf seine eigenen Kosten wieder hatte herstellen lassen. Zu besonderem Ruhme gereicht es auch diesem ausgezeichneten Papste, daß er der Lebensweise der römischen Geistlichkeit nach und nach und stets mit der größten Milde und Schonung, eine dem Evangelium mehr entsprechende Richtung zu geben suchte; daher auch, wo es immer thunlich war, statt der Canonici seculares, Canonici regulares einführte. Dieses Papstes ungemein scharfer praktischer Lebensverstand, so wie seine ausnehmende Herablassung, Milde und Güte blieben bei allen edlen Seelen noch lange Zeit in höchst segenvollem, dankbarem Andenken *). Nach Innocenz Tod blieb

---

*) Wie es sich aus einem der Briefe des heil. Bernhards ergibt, so fing in den letzten Jahren das Herz des Papstes Innocenz immer mehr und mehr an gegen den heiligen Abt zu erkalten. Unstreitig hatte der heilige Abt dem Papste schwere Opfer gebracht, große, ausgezeichnete Dienste geleistet, und man kann wohl sagen, daß Gott sich vorzüglich des heiligen Bernhards bedient habe, um Innocenz auf dem päpstlichen Stuhl zu erhalten und zu befestigen. — Was zu dieser, auf Seite Innocenz eingetretenen Kälte Veranlassung gegeben haben mag, ist unbekannt. Bernhard deutet nur leise auf einige Vermuthungen hin, über die er jedoch ebenfalls ganz flüchtig hinweggeht. Was es aber

der römische Stuhl nur drei Tage unbesetzt. Guido, Cardinal zu St. Marco, ward zum Papste gewählt. Um an die Heiligkeit der Päpste früherer Jahrhunderte zu erinnern, und gleichsam zum Unterpfande, daß er das Leben derselben zur Richtschnur seines eigenen Lebens machen werde, legte er sich den Namen des heiligen Papstes Cölestinus, der im Anfange des fünften Jahrhunderts blühete, bei und nannte sich Cölestinus der Zweite, starb aber schon wieder im März des folgenden Jahres nach einem kaum fünf Monate langen Pontificat. Sein Nachfolger war der dem Leser schon bekannte, als Kanzler des römischen Stuhles mit dem Kirchenregimente sehr vertraute Cardinal Gerhard. In der Wahl des Namens, den er als Papst führen wollte, folgte er dem Beispiel seines Vorfahrers und nannte sich Lucius der Zweite. Bekanntlich blühete der heilige Papst Lucius der Erste in der Mitte des dritten Jahrhunderts und starb als Blutzeuge Jesu Christi den Tod eines heiligen Märtyrers. Aber auch Lucius II. stand der Kirche nicht einmal ein volles Jahr vor und starb schon im eilften Monate nach seiner Erhebung auf den Stuhl des heiligen Petrus. Bei einem wüthenden Volksaufstand warfen die noch immer gegen die Päpste im Aufruhr begriffenen und in ihrem heillosen Schwindel, von Wahnsinn zu immer noch größerem Wahnsinn, und von Frevel zu immer noch größerem Frevel fortgerissenen Römer einen Hagel von Steinen nach dem heiligen Vater, der, von einem derselben getroffen und schwer verwundet, sogleich erkrankte und wenige Tage darauf

auch gewesen seyn mag, so war es doch ganz gewiß nichts als ein bloßes Mißverständniß; denn selbst Heilige können sich täuschen, aber auch Päpste bisweilen sich irren, jedoch nie in Angelegenheiten der reinen Lehre oder der von Christo seiner Kirche bekannt gemachten Offenbarungen Gottes.

starb; vielleicht weniger in Folge der durch den Steinwurf erhaltenen Wunde, als vielmehr aus tiefem, schon mehrere Monate an seinem Herzen nagenden Gram über die unbegreifliche Verkehrtheit und Ruchlosigkeit der Römer. Sein Nachfolger war Eugenius der Dritte, unter dessen Regierung die Römer wieder zur Besinnung gebracht und die alte Verfassung, und mit dieser Ruhe, Sicherheit und bürgerliche Ordnung in Rom hergestellt wurden *).

IX.

Wahl Conrads III. zum Könige von Deutschland.

1. War die Wahl Lothars schon ein Werk der Arglist und verfassungswidrigen Erkühnens gewesen; so war dieß jetzt noch weit mehr die Wahl Conrads III. — Das Wohl wie die Größe Deutschlands erheischten offenbar, ja wohl gebieterisch, die Erhebung des Herzogs Heinrich von Bayern auf den deutschen Thron. Heinrich, jetzt gerade in der Blüthe des männlichen Alters, war nicht nur ein edler, tapferer, des Krieges wie des Regiments kundiger Herr, sondern zugleich auch der ohne alles Verhältniß mächtigste und reichste Fürst von ganz Deutschland. Mit Recht konnte er sich rühmen, daß seine Herrschaft von einem Meere bis zum andern sich erstrecke, von der Ostsee bis an Italiens südliche Küsten **). Unter dem Scep-

*) Von dieser ein paar Jahre dauernden Empörung gegen das päpstliche Regiment und der neuen Verfassung, welche die Römer sich geben wollten, zum Theile schon gegeben hatten, wird alsbald in einem der folgenden Abschnitte nähere und vollständigere Rede seyn.

**) Herzog von Sachsen, dann Herr der alten braunschweigischen Güter, die an Heinrichs Schwiegervater, den König Lothar, durch dessen Vermählung mit der Erbtochter des Heinrichs von Nordheim gekom-

ter eines so mächtigen und kraftvollen Königes würde ununterbrochene Ruhe in Deutschland geherrscht, dieses daher auch an Ansehen gegen Außen, besonders gegen Italien, unendlich gewonnen haben, und alle Segnungen des Friedens und der Eintracht würden über alle Gauen Deutschlands wieder aufgeblühet seyn. Aber Herzog Heinrich hatte den Papst zum Gegner. Schon auf seinem Zuge nach Apulien, auf welchem ihn der heilige Vater begleitete, gab er diesem einigemal Ursachen zur Unzufriedenheit, und bei den zwischen dem Papste und Heinrichs kaiserlichem Schwiegervater eingetretenen zwistigen Fällen wird er ebenfalls höchst wahrscheinlich sich auf eine, seiner Natur eigene, so kraftige Weise erklärt haben, daß der Papst nicht wohl ihn zum König von Italien und römischen Kaiser, mithin auch nicht zum Könige von Deutschland sich wünschen konnte; und da der Gedanke an das wahre Wohl und die Größe des Reichs schwerlich in der Seele irgend eines damaligen deutschen Fürsten lag, auch Heinrich in dem Gefühle seiner Macht und besonders seiner geistigen Superiorität, diese manchem Fürsten auf dem italienischen Feldzuge mag haben fühlen lassen; so war unstreitig des Papstes Abneigung gegen Heinrich jetzt entscheidend und die Hauptursache, daß die Wahl nicht auf den Herzog von Sachsen und Bayern, sondern auf einen andern fiel.

---

men waren; ferner in dem Besitze der noch bedeutenden welfischen Erbgüter in Schwaben; dann Herzog von Bayern, Markgraf von Verona, Markgraf von Toscana und endlich auch noch im Besitze der ganzen, so ungemein beträchtlichen, beinahe bis an das sicilische Meer hin zerstreut liegenden Mathildischen Erbschaft: hätte man in Wahrheit Heinrichs sämmtliche Besitzungen ein nicht unbedeutendes Königreich nennen mögen.

2. Der einzige würdige Mitbewerber um die Krone Deutschlands war Conrad der Hohenstaufe. Durch manche bittere Erfahrung klüger gemacht, hatte er in Italien sich bei den Fürsten, die den Kaiser dahin begleitet hatten, beliebt zu machen gesucht, in hohem Maße die Freundschaft des einflußreichen Erzbischofes Adalbero zu gewinnen gewußt, dabei während des ganzen Feldzuges sich als ein Muster von Tapferkeit, Klugheit und Mäßigung erwiesen, und war dem Kaiser stets mit unverbrüchlicher Treue zur Seite gestanden. Da seinem Bruder die Krone nach dem Tode Heinrichs V. blos durch Trug und Arglist war entrissen worden, so glaubte Conrad sich um so mehr darauf Ansprüche zu machen berechtigt, da Friederich, viel weiter in Jahren vorgerückt und nach Ruhe sich sehnend, kein Verlangen mehr darnach trug, sie daher gerne dem jüngeren Bruder überließ. Vielleicht gehörte es auch zu Conrads günstigem Geschicke, daß der Erzbischof Adalbert von Mainz, der ewige Gegner des hohenstaufischen Hauses, so eben aus dem Leben geschieden war; obgleich, nach dem Briefe zu urtheilen, den Herzog Heinrich vor einigen Jahren an seinen Schwiegervater geschrieben hatte, und dessen unsere Leser sich noch erinnern werden, es möglich gewesen wäre, daß er sich jetzt den Hohenstaufen günstiger als den Welfen gezeigt haben würde. Wie dem aber auch seyn mag; so ward unter den Freunden der Hohenstaufen festgestellt, daß Conrad König werden sollte, und daß kein Mittel, um dazu zu gelangen, wie ungerecht und gesetzwidrig es auch seyn möchte, verschmähet werden dürfte. — Mit Beistimmung sämmtlicher Fürsten ward von der verwittweten Kaiserin Richenza der Tag zur Wahl eines neuen Königs auf Pfingsten (1138) festgesetzt und zum Wahlort die Stadt Mainz bestimmt. Für die Anhänger Conrads, welche geheime Vorbereitungen sie

auch schon getroffen haben mochten, war es doch immer noch sehr zweifelhaft, wie die Wahl ausfallen möchte. Da man jetzt auch noch nicht wußte, ob an die Stelle des verstorbenen Adalberts ein hohenstaufisch oder welfisch gesinnter Erzbischof würde gewählt werden, zudem es auch noch zu befürchten war, daß, wenn Heinrich mit allen weltlichen wie geistlichen Fürsten Sachsens und Bayerns angezogen käme, er durch seine Uebermacht die Wahl nach seinem Willen lenken könne; so entschlossen sich die beiden Hohenstaufen, jedem möglichen Ergebniß der Wahl in Mainz durch eine kühne That vorzugreifen. Sie beriefen daher zu einer Zusammenkunft in Coblenz auf den 22. Febr. alle, welche sie für Freunde ihres Hauses hielten. Sie selbst begaben sich schon einige Tage früher dahin. Aber von den Eingeladenen erschien auch nicht ein einziger, nur einigermaßen bedeutender weltlicher Fürst. Gegenwärtig waren blos die Erzbischöfe von Trier und Cöln, der Bischof Bucco von Worms und der päpstliche Legat Theodwin, ein geborner Schwabe; und diese erkühnten sich jetzt, mit Zuziehung einiger ebenfalls anwesenden kleinen, höchst unbedeutenden lotharingischen Herren, Friederichs jüngern Bruder unter dem Namen: Conrad der Dritte, zum Könige von Deutschland zu wählen.

3. Mit ihrem neuen Könige eilten sie sogleich nach Aachen, wo der päpstliche Legat, da er Conrad nicht krönen konnte, weil die Reichsinsignien noch in den Händen des Herzoges Heinrich waren, ihn über dem Grabe Carls des Großen zum Könige von Deutschland salbte. Diese Salbung von der Hand eines päpstlichen Legaten, die natürlicher Weise die Genehmigung und Sanction des Geschehenen von Seite des Papstes voraussetzte, gab Conrads Wahl ein ungemeines Gewicht, und die Wirkung davon war so groß, daß, als wenige Wochen darauf Conrad das Osterfest in Cöln

feierte, schon beinahe alle deutsche Bischöfe und Aebte, alle große und kleine lotharingische Fürsten, nebst dem rheinischen Pfalzgrafen Wilhelm in Cöln erschienen und Conrad als ihren Herrn und König begrüßten; und als er jetzt, bevor er Cöln verließ, einen allgemeinen Reichstag auf Pfingsten nach Bamberg ausschrieb, kamen dahin auch beinahe alle weltlichen Fürsten um dem neuen Könige ebenfalls zu huldigen. Nur aus Bayern und Sachsen blieben die mehrsten aus. Da aber Conrad drohende Briefe an sie erließ und ihnen befahl, auf Johannis nach Regensburg zu kommen und ihm dort zu huldigen, erschienen auch diese sämmtlich und ohne Ausnahme. Selbst der ehrwürdige alte Erzbischof von Salzburg, Herzog Heinrichs wärmster Freund, so sehr es ihn auch schmerzen mußte, daß die deutsche Krone, welche nur durch freie Wahl der Fürsten hätte gegeben werden sollen, nun schelmisch und diebisch, gleichsam bei nächtlicher Weile war gestohlen worden, fand sich dennoch in Regensburg ein. Als aber der Herzog von Zähringen den ehrwürdigen Bischof in offener Fürstenversammlung belehren wollte, wie er jetzt seinem Herrn und König den Lehenseid schuldig sey, antwortete ihm derselbe: „Bedenkt doch, Herr Herzog! ob Ihr, wenn Ihr ein Fuhrwagen wäret, den Stieren vorlaufen würdet? Was bedarf es Eurer zwischen mir und dem Herrn König.“ — Der Herzog wollte nichts darauf erwiedern, wohl fühlend, daß ein Zank mit dem alten ehrwürdigen Kirchenoberhaupt, weil höchst ungeziemend, auch dem König mißfallen würde; und da diesem nun der Erzbischof auch noch die Versicherung gab, daß er von ihm nichts zu besorgen habe, erklärte auch König Conrad öffentlich und laut vor der ganzen Versammlung, daß er mit dieser Erklärung des Erzbischofes vollkommen zufrieden sey, und nichts weiteres mehr von ihm verlange.

4. Conrad war jetzt von allen Fürsten, geistlichen wie weltlichen Standes, kurz, von der ganzen Nation allgemein als König anerkannt. Aber leider machte den Anfang seiner Regierung eine ganze Reihe von Gewaltthätigkeiten und höchst ungerechten, verfassungswidrigen Verfahrens. Der einzige Gedanke, der ihn beherrschte, war, die Welfen völlig zu unterdrücken und zu Grunde zu richten; und seinem leidenschaftlichen Haß gegen dieses Haus eilte er nun, nicht nur Recht und Gerechtigkeit, sondern auch die innere Ruhe Deutschlands und das Leben vieler tausend Deutschen auf lange Zeit zum Opfer zu bringen. Zuerst wurden durch glatte, freundliche Worte und Versprechungen und Zusagen jeder Art dem Herzoge Heinrich die Reichsinsignien abgelockt. Aber kaum hatte er sie mit dem besten Willen in Regensburg übergeben, als der König unter dem Vorwande, der Besitz zweier Herzogthümer in einer und derselben Hand sey gegen die Verfassung des Reiches, an den Herzog die Forderung stellte, eines von seinen beiden Herzogthümern wieder zurückzugeben. Natürlicher Weise weigerte sich der Herzog dieser Forderung; das Recht stand offenbar auf seiner Seite *).

*) Wir haben schon bemerkt, daß der Besitz zweier Herzogthümer nicht eine Verletzung der deutschen Verfassung war, indem ja schon Kaiser Otto II. seinem Neffen, dem Herzog Otto von Schwaben, auch das Herzogthum Sachsen ertheilt hatte, ohne daß sich der mindeste Widerspruch dagegen erhoben hätte. Da nun eben so auch Herzog Heinrich von der Hand, die dazu das Recht hatte, nämlich von der Hand König Lothars mit Sachsen war belehnt worden, auch keiner der damaligen Fürsten diese Vereinigung beider Herzogthümer für verfassungswidrig erkannte, so war auch Heinrich unstreitig in dem rechtlichen Besitze beider Länder. Mag es auch von Seite Lothars staatsunklug gewesen seyn, Sachsen einem Fürsten zu geben, der selbst schon ein Herzogthum besaß; so war es jedoch jetzt eben so ungerecht, ihm dasselbe wieder zu

Auch mehrere Fürsten mißbilligten dieses Verfahren des Königes. Dadurch bewogen, trug er nun auf eine Zusammenkunft in Augsburg an, wo Alles friedlich sollte beigelegt werden. Aber die Unterhandlungen hatten kaum drei Tage gedauert, als Conrad sie plötzlich wieder abbrach und ohne einem der vielen Fürsten, die in Augsburg bei ihm waren, das mindeste davon zu sagen, gleich einem Missethäter bei nächtlicher Weile mit Zurücklassung seines ganzen Gefolges nach Würzburg floh. Was den König zu dieser heimlichen Flucht bewogen haben mag, ward nicht bekannt, und es ist blos eine, nicht sehr gegründete Vermuthung der Geschichtschreiber, daß Furcht vor Herzog Heinrich, der mit einer Schaar, weit zahlreicher als die Bedeckung des Königs, jenseits des Lechs lagerte, ihn aus Augsburg vertrieben habe*).

---

nehmen. Durch offenbare Verletzung der Gerechtigkeit kann und darf kein politischer Mißgriff wieder gut gemacht werden.

*) Furcht vor dem Herzog Heinrich kann den König unmöglich aus der Stadt getrieben haben; denn wenn auch Heinrich mit zahlreichern Schaaren, als jene des Königes waren, jenseits des Lechs lagerte; so war doch Conrads Bedeckung stark genug, um ihren Herrn gegen einen plötzlichen Ueberfall zu schützen, besonders da Augsburg wohl befestigt und von jeher dem Interesse der Hohenstaufen ergeben war. Zudem läßt sich gar nicht einsehen, warum der König diese Besorgniß, wenn er sie wirklich gehabt hatte, nicht auch den mit ihm in Augsburg anwesenden Fürsten mittheilte, sondern sich stellte, als wollte er gleich nach dem Abendessen zu Bette gehen, aber ganz heimlich sich Pferde bringen ließ und nur in Begleitung von drei oder vier seiner Getreuen sich bei Nachtzeit aus der Stadt so eilig entfernte. Es hat den größten Grad von Wahrscheinlichkeit, unterliegt beinahe gar keinem Zweifel, daß an des Königs heimlicher Abreise oder vielmehr unrühmlicher Flucht aus Augsburg blos das Mißtrauen Schuld war, das er selbst in die Fürsten

5. Aber noch weit unerhörter und verfassungswidriger ist, was jetzt Conrad in Würzburg unternahm. Hier ward Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen, der mächtigste und angesehenste Fürst Deutschlands, der sowohl auf Lothars Zug durch Italien als auch in der Verwaltung seiner beiden Herzogthümer so großen und gerechten Ruhm erworben hatte, ohne angeklagt, vorgeladen und gehört worden zu seyn, und nicht auf einem förmlichen Reichstag, sondern blos nach dem Urtheil einiger Fürsten, die so unbedeutend waren, daß keiner der damaligen Geschichtschreiber auch nur einen davon namentlich bezeichnet*), von Conrad in die Reichsacht erklärt und gleich darauf zu Goslar in einem eben so obscuren Conventikel seiner beiden Herzogthümer beraubt. Alle Fürsten, die nicht gerade zur hohenstaufischen Parthei gehörten, oder durch Versprechungen vom Könige waren gewonnen worden, murrten laut über dieses willkürliche, gesetzwidrige Verfahren. Aber Conrad, dem der Raub der deutschen Krone so unerwartet gelungen war, glaubte bei seinem Glücke alles wagen zu dürfen;

---

setzte, die mit ihm nach Augsburg gekommen waren, indem er von ihnen besorgen mußte, daß sie auf alle Weise ihn zu verhindern suchen würden, die angeknüpften Unterhandlungen ohne irgend einen hinreichenden Grund sogleich wieder abzubrechen. Offenbar war es dem Könige bei diesem Unterhandeln auch gar nicht Ernst, er vielmehr schon entschlossen, eine weniger edle, eines Königes würdige Rolle gegen Heinrich zu spielen, und auf krummen, wenigstens höchst verfassungswidrigen Wegen sein Ziel zu erreichen. Conrads Betragen in Augsburg wagte selbst sein Halbbruder, der ehrwürdige Bischof von Freisingen, nicht zu rechtfertigen.

*) Otto von Freisingen, wie auch die Ursperger Chronik sagen blos: judicio *quorumdam* principum Dux proscribitur.

und um seine Beschlüsse von Würzburg und Goslar aufrecht zu erhalten, gab er die, dem Herzoge Heinrich abgesprochene Länder an solche Herren, die ihm mächtig genug schienen, sich in dem Besitze derselben gegen Heinrich zu behaupten. Mit Bayern belehnte er den mächtigen Markgrafen Leopold von Oestreich, und mit Sachsen den Albert von Ballenstädt, mit dem Beinamen: der Bär, Markgrafen von Brandenburg. Aber Heinrich war nicht der Fürst, der sich sein Eigenthum ohne Kampf und zwar sehr harten und blutigen Kampf hätte nehmen lassen mögen; und so begann nun auch auf das neue wieder Waffengeräusch und wildes Kriegsgetümmel von den Ufern des baltischen Meeres bis an die italiänischen und burgundischen Grenzen. Albert der Bär, der sich jetzt Herzog von Sachsen nannte, kam sogleich mit Heeresmacht herangezogen, um von seinem Herzogthum Besitz zu nehmen. Da die Ereignisse sich bisher so sehr einander gedrängt hatten; so war auch Niemand noch gehörig gerüstet, und dem Albert gelang alles, wohin er nur seine Waffen wandte. Er eroberte Lüneburg, den ehemaligen Sitz der Herzoge von Sachsen aus dem Hause Billung. Eben so auch die Städte Bremen und Bardewyk, reich durch ausgebreiteten Handel und mannichfaltigen Verkehr mit dem Norden wie mit dem Süden. Endlich ging er über die Elbe, schlug den Grafen Adolph, Heinrichs treuesten Freund und Vasall in mehreren Gefechten, trieb ihn endlich ganz aus dem Lande und eroberte, die zum Schutze des Christenthums erbaute feste Burg Sieburg. In kurzer Zeit hatte Albert schon das ganze nordöstliche Sachsen unter seine Botmäßigkeit gebracht, und zweifelte um so weniger an der schnellen Eroberung auch der übrigen Ländertheile, da er es für gewiß hielt, Herzog Heinrich werde jetzt vor allem auf die Erhaltung Bayerns bedacht seyn, daher noch nicht sobald nach Sachsen kommen können.

6. Wirklich wußte anfangs Herzog Heinrich nicht, wohin er sich zuerst wenden sollte. An der Treue der Bayern durfte er nicht zweifeln. Zwar waren die mächtigern Vasallen, wie die Grafen von Bogen, Wolfram shausen, Dachau :c., weil er sie in strenger Abhängigkeit von sich zu erhalten gewußt hatte, ihm im höchsten Grade abgeneigt, hatten sich daher auch sogleich auf die Seite des Markgrafen Leopold von Oestreich gestellt, und diesem als ihrem nunmehrigen Herzoge gehuldiget. Aber dafür waren ihm alle mittlere und niedere Vasallen, mit Ausnahme des Bischofes von Regensburg, auch die gesammte niedere und höhere Geistlichkeit, und endlich alle bayerische Städte mit unverbrüchlicher Treue ergeben. Zudem hatte er erst unlängst den mächtigen Herzog von Zähringen ganz für sein Interesse gewonnen. Wegen Bayern glaubte er nicht besorgt seyn zu müssen; aber desto mehr wegen Sachsen, besonders da verschiedene erst unlängst allda ereignete Vorfälle ihm gegen mehrere sächsische Fürsten einiges Mißtrauen einflößen mußten. In seiner politischen Berechnung hatte jedoch Herzog Heinrich sich sehr geirrt. Als der Markgraf Leopold von Oestreich, verstärkt durch die Dienstleute des Bischofes von Regensburg und der übrigen unzufriedenen Großen, von der einen Seite in Bayern einrückte, kam auch König Conrad dahin. Die persönliche Gegenwart des Monarchen machte einen gar nicht erwarteten Eindruck auf die Gemüther; ihre Treue fing an zu wanken; und als der neue Herzog Leopold drohete, über Alle, welche säumen würden, ihm die gebührende Huldigung zu leisten, ein strenges Gericht zu halten, eilten auch alle herbei, jeder für seine eigene Existenz besorgt, und huldigten dem neuen Herrn des Landes. Leopold durchzog ganz Bayern bis an den Lech; und da nun auch des Königs Bruder, Herzog Friederich von Schwaben, mit seiner ganzen Macht den Herzog

von Zähringen angriff, dessen Besitzungen verwüstete, dessen Burgen brach, sich der Stadt Zürich bemächtigte, endlich sogar das, durch Kunst und Natur gleich stark befestigte, daher für unbezwingbar gehaltene Stammschloß der Zähringer eroberte, und dadurch den Herzog zwang, wenn er nicht alle seine Besitzungen verlieren wollte, die Sache seines Freundes zu verlassen und die Hoheit König Conrads über Deutschland anzuerkennen, so war nun auf einmal, und ehe Heinrich es sich versah, das ganze südliche Deutschland für ihn verloren.

7. Aber ganz anders gestalteten sich die Dinge in Sachsen. Sobald Heinrich allda angekommen war, konnte er sich überzeugen, wie unrichtig er den Charakter der sächsischen Nation beurtheilt habe. Der ehrwürdige Erzbischof von Magdeburg, und nach dessen Beispiel auch die übrigen sächsischen Bischöfe stellten sich sogleich auf seine Seite, auch alle sächsische Fürsten und Grafen, nur mit Ausnahme Alberts und seiner Genossen, scharten sich ebenfalls um ihn her, und das ganze Sachsenvolk zeigte die größte Bereitwilligkeit für den, mit so schreiender Ungerechtigkeit unterdrückten und verfolgten Gemahl der Erbtochter ihres letzten Herzoges, den Sohn einer Erbtochter des billungschen Stammes, der bei jedem Sachsen in unvergeßlichem Andenken lebte, Gut und Blut zu wagen *). In wenigen Tagen sah sich Heinrich an der

*) Magnus, letzter Herzog von Sachsen aus dem billung'schen Hause hatte zwei Töchter, Wulfhilde und Eilicke. Die letztere ward mit dem Vater unsers Heinrichs vermählt, und die Erstere mit Otto von Ballenstädt, dem Vater Alberts des Bären. Als Sohn der ältern Tochter des Herzogs Magnus, machte demnach auch Albert nach dem Tode des Herzogs Magnus sich ganz sichere Hoffnung auf das Herzogthum Sachsen,

Spitze eines eben so zahlreichen als kampflustigen Heeres. Mit Alberts des Bären Kriegsglück war es nun zu Ende. Alle seine gemachten Eroberungen wurden ihm wieder abgenommen, seine und seiner Anhänger Burgen gebrochen und ihre Güter schrecklich verwüstet; endlich ward Albert, der sich seit einigen Monaten Herzog von Sachsen genannt, selbst aus seinen eigenen Besitzungen verjagt und zu der Demüthignng gezwungen, gleich einem, von Allen verlassenen, habelosen Flüchtling, bei König Conrad Hülfe und Schutz zu suchen. Heinrichs schnelle Fortschritte durfte Conrad nicht mit gleichgültigen Augen ansehen. Mit einem zahlreichen Heere, bei dem auch die Erzbischöfe von Mainz und Trier, die Bischöfe von Worms, Speier und Würzburg, und noch mehrere andere Aebte mit ihren Dienstleuten sich befanden, zog Conrad im Sommer des Jahres 1139 nach Sachsen. Kühn und auf die Tapferkeit seiner Sachsen vertrauend, rückte Herzog Heinrich ihm entgegen. Der König lagerte bei Hersfeld, der Herzog bei Kreuzburg. Eine mörderische, aber entscheidende Schlacht, die vielleicht Conrads Wahl zum deutschen Könige auf das neue in Frage hätte stellen können, schien jetzt unvermeidlich. Aber dem klugen Erzbischof Adalbero von Trier schien dieses Wagniß zu gefährlich. Er machte also einen Versuch durch Unterhandlungen allem Blutvergießen zuvorzukommen. Dieser Versuch gelang ihm, und durch seine Vermittlung kam nun ein Waffenstillstand für Sachsen bis auf Pfingsten des folgenden Jahres zu Stande. Heinrich ging diesen Vergleich um so leichter ein, da er schon entschlossen war, nach Bayern zn gehen, um auch dieses Herzog-

---

das jedoch von Kaiser Heinrich V., wie wir wissen, dem Lothar, damaligen Grafen von Süpplingbur, gegeben ward.

thum wieder zu erobern, und nun die obige Zwischenzeit zur Ausführung seines Unternehmens benutzen wollte. Zu Quedlinburg hatte noch eine Unterredung statt, nach welcher aber Heinrich, als er kaum die Stadt verlassen hatte, plötzlich erkrankte und eben so schnell starb. Da er von Natur aus eine sehr feste Gesundheit hatte, und sich erst in dem sieben und dreißigsten Jahre seines Alters befand, so äußern mehrere sächsische Chroniken den Verdacht einer Vergiftung, erlaubten sich aber weder über die Hand, die das Gift gemischt, noch über jene, welche es gereicht haben könnte, auch nur die leiseste Vermuthung *).

8. Sobald Albert den Tod Heinrichs erfuhr, eilte er herbei, um von dem Herzogthum Besitz zu nehmen. Er befürchtete jetzt um so weniger Widerstand zu finden, da seine Ansprüche auf Sachsen sich nicht blos auf die erst unlängst von dem Könige erhaltene Belehnung, sondern auch auf nicht zu bestreitendes Erbrecht beruheten. Er glaubte seiner Sache so sicher zu seyn, daß er schon einen Landtag nach Bremen ausschrieb, um dort das Herzogsgericht zu halten. Aber die Kaiserin Richenza und Gertrude, die verwittwete Gemahlin Heinrichs, zwei Fürstinnen von hohem Geiste und männlicher Thatkraft, wußten alle Sachsen für des verstorbenen Herzogs zehnjährigen

---

*) Heinrichs Jugend und feste Gesundheit haben wahrscheinlich zu einer Vermuthung dieser Art Anlaß gegeben, die alsdann nur gar zu bald und um so leichter zu einem, einige Zeit umherlaufenden Gerüchte werden konnte, als die Neugierde gewöhnlich das Außerordentliche, das Erstaunen Erregende mit ganz besonderer Vorliebe zu verschlingen pflegt. Das Sterben junger kräftiger Männer, Fürsten oder Nichtfürsten, ist eine Erscheinung, bei welcher man, um sie zu erklären, wahrhaftig nicht gerade zu Vergiftungen seine Zuflucht zu nehmen nöthig hat.

Sohn, der ebenfalls Heinrich hieß*), so sehr zu begeistern, daß Albert, als er am Allerheiligenfeste nach Bremen kam, nicht nur dort keine freundliche Aufnahme fand, sondern auch in wenigen Tagen sich von allen Seiten vou so vielen Feinden umgeben sah, daß er nur durch schleunige Flucht und unter der größten Gefahr sich noch zu retten vermochte, auch nicht einmal mehr die völlige Zerstörung seines Stammschlosses Anhalt verhindern konnte. Zum zweiten Male kam er also wieder als Flüchtling, Hülfe suchend, bei dem König an; aber Conrad, jetzt in neue Händel wegen Lotharingen verwickelt, war außer Stande etwas Bedeutendes für ihn zu thun. Kaiser Lothar nämlich hatte, wie man sich erinnern wird, dem Herzoge Gottfried, der zu den Hohenstaufen gehalten hatte, das Herzogthum Lotharingen genommen und es dem Wallram, einem Sohne jenes Heinrichs gegeben, welchem es Heinrich V. wegen desselben dem Kaiser Heinrich IV. bewiesenen Treue genommen hatte. Dieser Wallram war jetzt gestorben, und da Conrad alle die Familien, welche dem Lothar wegen irgend einer von demselben erhaltenen Wohlthat verpflichtet waren, für Freunde der Welfen, mithin für Feinde der Hohenstaufen hielt; so ertheilte er das erledigte Herzogthum nicht dem Sohne des verstorbenen Wallrams, der ebenfalls Heinrich hieß, sondern gab es dem alten, von Lothar entsetzten Gottfried zurück, und vermählte, um durch Verschwägerung seinem eigenen Hause und seiner Macht in Deutschland eine immer noch breitere Basis zu geben, des alten Gottfrieds Sohn mit einer Schwester seiner Gemahlin. Aber Wallrams Sohn, der tapfere Graf Heinrich von Limburg, wollte dieß nicht dulden, griff zu den Waffen, fand Freunde und Unterstützung, und die Kriegsflamme,

*) Nachher bekannt und berühmt unter dem Namen: Heinrich der Löwe.

welche in Deutschland von dessen nördlichen Grenzen bis an die Schweiz hin wütheten, verbreiteten sich nun auch schnell über ganz Lothringen; daher jetzt Conrad außer Stande war, dem Adalbert die, von ihm erbetene Hülfe zu gewähren.

9. Aber auch in Bayern ward durch den Tod des Herzogs Heinrichs von Bayern und Sachsen die Ruhe nicht wieder hergestellt. Jetzt trat Welf V., Bruder des verstorbenen Herzogs, auf, und machte Ansprüche auf Bayern. Welf I. hatte dieses Herzogthum von Kaiser Heinrich IV. als ein erbliches Lehen erhalten, und von dieser Zeit an auch stets der Sohn von dem Vater, oder der Bruder von dem Bruder, wenn dieser keine männliche Erben hinterließ, es übernommen. Selbst in dem Falle, daß der verstorbene Herzog in der That die Achtserklärung verwirkt hätte, konnte ja doch die Strafe nur ihn selbst, und nicht seinen schuldlosen Bruder treffen. Zudem hatte Welf jetzt noch um so mehr Recht, das Herzogthum für sich zu begehren, da Conrad den Grundsatz aufgestellt, oder vielmehr es zu einem verfassungsmäßigen Statut gemacht hatte, daß nie mehr zwei Herzogthümer in einer und derselben Hand seyn sollten, mithin nun auch kein Schein von Hoffnung mehr da war, daß für Gertrudens eilfjährigen Sohn nebst Sachsen auch noch Bayern würde erhalten werden können. Welf war versichert, in Bayern Freunde, und bald einen zahlreichen Anhang zu finden. Unter Bayerns mächtigern Vasallen hatten doch einige, obgleich nur sehr wenige, zu edel gedacht, als daß sie ihrem rechtmäßigen Herzoge sogleich die Treue gebrochen und auf die Seite des Markgrafen Leopold von Oestreich sich gestellt hätten. Unter diesen wenigen edlern Seelen befanden sich auch die Gebrüder Otto und Conrad, Grafen von Phallei. Selbst nach dem Tode Heinrichs wollten diese den Markgrafen von

Oestreich noch nicht als Herzog von Bayern anerkennen. Mit einem zahlreichen Heere legte sich also Leopold vor die Burg Phallei, und begann dieselbe zu belagern. Aber Welf, der wohl einsah, daß er sein Recht auf Bayern nur durch Waffengewalt würde geltend machen können, hatte indessen ein bedeutendes Heer theils angeworben, theils auf seinen Erbgütern zusammen gebracht. Mit diesem zog er gegen den Markgrafen, griff ihn vor Phallei an, schlug ihn in die Flucht und entsetzte die Burg. Mit Welf verbanden sich nun sogleich auf das innigste die beiden Grafen Otto und Conrad; und ihr Beispiel wirkte weit hin in dem ganzen Bayerlande, so daß viele, die bisher nothgedrungen dem Strome gefolgt waren, sich nun laut für das alte bayerische Regentenhaus der Welfen erklärten. Freilich ward dadurch der Kampf in Bayern nur noch verwirrter, verwickelter und verderblicher, und das ganze Land, worüber auch Conrads Halbbruder, der ehrwürdige, auch als Geschichtschreiber berühmte Bischof Otto von Freisingen so bitter klagt, von einem Ende bis zum andern auf das schrecklichste verwüstet *). In Bayern schien indessen Alles eine für Welf günstige Wendung zu nehmen. Als er bald hierauf Nachricht erhielt, König Conrad und dessen Bruder, Herzog Friederich von Schwaben, seyen in die, in Schwaben liegenden, ungemein ansehnlichen welfischen Erbgüter eingefallen und belagerten jetzt die Stadt Weinsberg, eilte er aus Bayern, seinen mit völliger Verwüstung bedroheten Erbgütern zu Hülfe. Kühn gemacht durch seinen, bei Phallei erfochtenen Sieg, rückte jetzt Welf unverzüglich zum Entsatz der belagerten Stadt herbei. Unter den Mauern von

*) Quanta mala toti regno et praecipue *miserae Boyariae* evenerint, nos quotidie experimur. Noch an mehrern Orten in seiner Chronik äußert sich Otto auf dieselbe, Bayerns Schicksal bejammernde Weise.

Weinsberg kam es nun zu einer entscheidenden Schlacht. Das welfische Heer hatte zu seiner Losung: Hie Welf! als sie aber mit dieser unter großem Geschrei heranrückten, erwiederten die Hohenstaufer der Welfen Losungswort sogleich mit dem Rufe: Hie Ghibellinen!*) Die Schlacht war mörderisch; von beiden Seiten ward mit gleicher Tapferkeit und nicht ohne Erbitterung gefochten, jedoch endlich Welf mit großem Verlust völlig geschlagen. Wenige Tage nach diesem von Conrad und dessen Bruder erfochtenen Sieg mußte auch die Stadt Weinsberg sich ergeben. Aber nun wird erzählt: Den Frauen und Jungfrauen wäre, auf deren inständiges Flehen, gestattet worden, mit so vielem von ihrem beweglichen Eigenthum, als eine jede auf ihren Schultern tragen könnte, frei und unangehal-

---

*) Welfen und Ghibellnen wurden von jetzt an Partheinamen, die in der Folge eben so sehr zur Befeuerung, wie zur Verläumdung dienten. Selbst nach Jahrhunderten erschollen die Losungsworte der beiden Heere vor Weinsberg oft noch diesseits wie jenseits der Alpen. Welfen hießen alle Anhänger der Gegner und Feinde der Kaiser, Ghibelinen aber jene, welche es mit den Kaisern hielten, besonders in deren Kampfe mit den Päpsten und italiänischen freien Städten. Dieser Partheiname ward jedoch in der Folge auch gar oft von Solchen mißbraucht, die unter dem Vorwande, daß sie zur Parthei eines Kaisers gehörten, blos eigene Vortheile, und diese nicht selten auf die frevelhafteste Weise zu erstreben suchten. — Gibelingen von Waiblingen, einer Burg auf dem Hertsfelde, wo Herzog Friederich von Schwaben von einer Amme soll gesäugt worden seyn. Aber diesem Waiblingen auf dem Hertsfelde wird die Ehre, einem nachher über so viele Länder und Städte sich verbreitenden Partheiruf den Namen gegeben zu haben, von einem andern, im Ronsthale, in der Gegend von Stuttgart und Kannstadt liegenden Waiblingen streitig gemacht. Ein Streit, der immer noch nicht vollkommen entschieden ist, vielleicht auch noch nicht so bald wird entschieden werden.

ten aus der Stadt abzuziehen. Diese Begünstigung benutzend, hätten nun alle verheiratheten Frauen ihre Männer, die Jungfrauen aber ihre Brüder, oder andere nahe Anverwandten auf ihre Schultern genommen, und so bepackt seyen sie zum größten Erstaunen des ganzen Heeres aus den Thoren von Weinsberg herausgezogen. Darüber sey aber der junge Friederich, Sohn des Herzogs von Schwaben, mithin Conrads Neffe, in großen Unwillen gerathen, und in seinen Oheim gedrungen, solchen Weiberbetrug nicht gelten zu lassen; worauf jedoch Conrad geantwortet haben soll: „Das Wort eines Königs dürfe nicht gedeutet werden.“ Zum Lohne ihrer, gegen ihre Männer erwiesenen Treue, habe überdieß der König den Weinsberger Frauen noch erlaubt, auch alle ihre übrigen Kostbarkeiten, welche sie zurückgelassen, nun ebenfalls zu holen und mit sich zu nehmen. — So wird wenigstens es erzählt; aber wie viel anderes eben so Wunderliches wird uns nicht von den, blos aus den Quellen des Hörensagens und herumlaufender Gerüchte schöpfenden Chronikern bisweilen erzählt!*).

*) Daß dieses Geschichtchen ganz das Gepräge einer Fabelei trägt, wird gewiß jeder unserer Leser von selbst einsehen. — Da die Frauen ihre Männer auf dem Rücken forttrugen, so ergibt sich ja nothwendig daraus, daß der König alle männliche Bewohner von Weinsberg wollte erwürgen lassen: eine unerhörte Grausamkeit, die gar nicht in dem Charakter Conrads lag und wovon selbst der unter Lothar oft mit so vieler Erbitterung geführte hohenstaufische Krieg kein Beispiel aufzuweisen gehabt hätte. Sollten sie aber die Bürger von Weinsberg nicht ermordet, und blos die Stadt geplündert und verbrannt werden, so ist nicht einzusehen, warum es ihnen nicht auch erlaubt gewesen seyn sollte, ihren Frauen zu folgen, nur mit dem Unterschiede, daß diese Etwas von ihren Kostbarkeiten, sie aber nichts von ihrer Habe mitnehmen durften; in welchem Falle es alsdann von den Frauen die größte Thorheit gewesen wäre,

10. Conrads Sieg über Welf bei Weinsberg brachte jedoch dem Markgrafen Leopold von Oestreich in Bayern wenig oder gar keinen Gewinn. Seit seiner Niederlage vor Phallei hatte ihn ein Unfall nach dem andern getroffen. Selbst in der Stadt Regensburg, welche ihm zuerst Treue gelobt, und in der er seinen Sitz genommen hatte, brach ein furchtbarer Aufstand gegen ihn aus. Er gerieth dabei in die größte Gefahr, und entging derselben nur dadurch, daß er durch seine Getreuen die Stadt an mehreren Orten in Brand stecken ließ, und hierauf, als die Bürger sich zerstreuten, um das Feuer zu löschen und ihre Häuser dagegen zu schützen, diesen Augenblick benutzte, um sich eiligst aus der Stadt zu entfernen. Zwar brachte er in wenigen Tagen wieder ein Heer zusammen, mit dem er die Gegend um Regensburg verwüstete und die Einwohner so lange ängstigte, bis sie sich ihm wieder unterwarfen. Aber der Anblick der halb abgebrannten Stadt und deren völlig verwüsteten Umgegend konnte unmöglich seinem Herzen sehr erfreulich seyn. Dazu

ihre Kostbarkeiten zurückzulassen, um ihre Männer in Säcken fortschleppen zu können. Mit Recht und gutem Grunde übergehen auch viele der neuern Geschichtschreiber den ganzen fabelhaften Hergang mit Stillschweigen. Selbst Luden, dessen Urtheil doch nicht leicht trügt, macht in seiner Geschichte davon keine Erwähnung, gibt aber in einer beigefügten Note deutlich zu erkennen, daß er die ganze Erzählung blos für das hält, was sie ist, nämlich für ein Wintermährchen, in so ferne nicht ganz übel ausgesonnen, als es irgend einem Dichter allenfalls noch Stoff zu einer Ballade geben könnte. — Uebrigens findet man die Geschichte von der Weinsberger Frauentreue bei keinem alten Geschichtschreiber, sondern blos in der Königschronik St. Pantaleonis. Aber wie oft findet man nicht in dergleichen Chroniken wirkliche historische Thatsachen mit Volkssagen und den albernsten Gerüchten in der buntesten Mischung beisammen.

kam nun auch noch, daß es ihm an Geld gebrach, seine Ritter und Soldaten zu bezahlen. Aus dieser Ursache unternahm er nun wieder einen Zug durch Bayern bis beinahe an den Lech, jedoch offenbar blos um durch Raub und Plünderung die Hab- und Raubsucht seiner blutgierigen Schaaren zu befriedigen. Schrecklich ward auf das neue das gute Bayerland heimgesucht, des Freundes so wenig wie des Feindes, des Heiligen so wenig wie des Gemeinen geschont. Natürlicher Weise verwünschten jetzt die Bayern ihren neuen Herzog, den sie ohnehin nie sehr geliebt hatten. Aber in dem Verhältniß, in welchem Leopolds Anhänger sich verminderten, vermehrten sich jene des Welfs, der, von seinen Freunden und Getreuen dazu ermuntert, nun ebenfalls sich Herzog von Bayern nannte. Leopolds Lage ward immer schwieriger und drückender, und da er von dem Könige keine kräftige Unterstützung sobald noch zu hoffen hatte, so sah er nicht ein, wie er aus den sich immer mehr verwirrenden Verwickelungen, in die er gerathen war, mit Ehren würde herauskommen können. Dieß soll ihn nun, wie allgemein behauptet wird, so tief geschmerzt haben, daß er vor Kummer in Regensburg krank ward und, als er, um durch Einathmen der vaterländischen Luft seine Gesundheit wieder herzustellen, nach Oestreich zurückkehren wollte, unter Weges, am 13. August 1140, in Altaich nahe bei Straubingen starb.

11. Durch diesen Todesfall schien Süddeutschland wenigstens ein schwacher Strahl der Hoffnung bald wiederkehrenden Friedens auf einmal wieder zu leuchten. Auch Conrad wünschte den Frieden mit den Welfen; denn der einflußreiche, aber unruhige und kriegerische Erzbischof Adalbero war aus dem Leben geschieden*),

*) Es ist dieß derselbe Adalbero, der auch den, zwischen König Conrad und dem Herzog Heinrich, an der

und der weit sanftmüthigere Marculph ihm auf dem erzbischöflichen Stuhle gefolgt. Conrad belehnte zwar jetzt seinen dritten Stiefbruder, nämlich den ältern Bruder des verstorbenen Herzogs Leopold, der ebenfalls Heinrich hieß*), mit dem Herzogthum Bayern,

Werra in Beziehung auf Sachsen geschlossenen Waffenstillstand zu Stande brachte, und der nach der damaligen Lage der Sache für den König ungleich mehr als für den Herzog erwünscht war. Ueberhaupt war dieser Erzbischof Adalbero ein sehr kluger, oft auch sehr schlauer und in Behandlung der verwickeltsten Welthändel ungemein gewandter Herr. Zur Erreichung seiner Zwecke bediente er sich jedoch bisweilen, zwar nicht offenbar unerlaubter Mittel, aber nicht selten dennoch solcher, die nicht gerade dem Charakter eines Erzbischofes geziemten. Um z. B., als er sich mit der Abschließung des Waffenstillstandes an der Werra beschäftigte, auch die bedeutendsten, den Herzog Heinrich umgebenden Fürsten in seine Interesse zu ziehen, ließ er viele Fuder des besten Rheinweins in das Lager kommen und vertheilte ihn unter die Fürsten, die er für seine Absichten gewinnen wollte. Ein Faß, voll von dieser herrlichen Gottesgabe, deren das Sachsenland entbehren mußte, machte natürlicher Weise auf die Fürsten Eindruck, und um sich ebenfalls daran laben zu können, suchten sie ihren Herzog zur Annahme eines, seinem damaligen Interesse nicht zusagenden Vergleichs zu überreden. Adalbero hatte demnach seinen Zweck blos auf Kosten der Moralität jener Fürsten erreicht, die es nicht verschmähet hatten, aus der Hand eines Feindes ihres Herzogs und Oberherrn, dem sie doch Treue eidlich gelobt hatten, Geschenke anzunehmen.

*) Wenn das wenig gebildete, oft größtentheils noch ganz rohe Volk einem seiner Fürsten, wegen einer, demselben anklebenden, jedoch höchst unbedeutenden Eigenheit, einen abgeschmackten Beinamen gibt; so kann man dieß noch so hingehen lassen. Aber wahrhaft ärgern muß man sich, wenn die Geschichte, ihrer Würde uneingedenk, solche Beinamen der Nachwelt aufbewahrt. Das gemeine Volk hatte diesem Herzog Heinrich den Beinamen Jasomirgott gegeben, weil er

bewarb sich aber auch zu gleicher Zeit für denselben um die Hand der verwittweten Gemahlin des verstorbenen Herzogs Heinrich von Bayern und Sachsen. Durch diesen Antrag ward Gertrude anfänglich nicht wenig überrascht, nahm ihn aber doch nach reifer Ueberlegung an. Gertrude war zwar eine noch sehr junge Wittwe, zählte kaum sechs und zwanzig Jahre, stand mithin noch in der vollen Blüthe ihres Lebens. Aber dem-ungeachtet war es weder weibliche Eitelkeit, noch das Verlangen nach einer zweiten Ehe, sondern blos zartes Muttergefühl und bange Sorge für die Zukunft ihres Sohnes, was sie zu diesem Schritt bewog. In Herzog Welf konnte sie, seitdem dieser selbst Ansprüche auf Bayern erhoben, und sich Herzog des Landes nannte, keinen Freund und keinen Beschützer ihres unmündigen Sohnes, sondern blos einen Feind desselben erblicken. Gelang es demselben, sich in dem Herzogthum zu behaupten; so mußte er dennoch befürchten, daß der junge Heinrich, wenn zu reiferm Alter gelangt, seine Ansprüche auf Bayern nicht aufgeben, wahrscheinlich mit Waffengewalt sie geltend zu machen suchen würde; und da man gewöhnlich jeden schon als einen Feind betrachtet, von dem man glaubt, daß er uns schaden könne; so mußte auch Welf in dem jungen Heinrich seinen künftigen Feind erblicken, mithin auf alle Art bedacht seyn, ihm, allenfalls in Verbindung mit Albert dem Bären, auch Sachsen so bald als möglich zu entreißen, um auf diese Weise ihn ganz machtlos, mithin auch völlig unschädlich zu machen. Behielt aber auch Conrad in Bayern die Oberhand und Herzog Welf ward vertrieben, dann war zu besorgen, daß in diesem Falle

---

bei jeder Gelegenheit, oft völlig unpassend, und dann wahrscheinlich ohne es zu wissen, sich der Betheurung: „Ja! so mir Gott" bediente; und diesen albernen Beinamen führt dieser Herzog auch jetzt noch beinahe in allen Annalen und Geschichtbüchern.

Conrad mit der ganzen Macht von Süddeutschland dem Albert zu Hülfe kommen, und es alsdann noch eine große Frage seyn könnte, ob die Sachsen, obgleich jetzt mit aller Treue dem jungen Heinrich anhängend, auch alsdann noch bei ihrer Treue beharren und mit den vereinten Kräften des ganzen Reiches sich in Kämpfe einzulassen bereit seyn würden. Nothwendig mußten Gedanken dieser Art Gertrudens mütterliches Herz nicht wenig ängstigen, ihre ohnehin sorgenvolle Tage noch mehr trüben*). Nahm sie aber jetzt den Antrag des Königes an, fügte sie sich seinen Wünschen, so verschwanden alle jene quälenden Besorgnisse, und das Herzogthum Sachsen nebst den reichen Mathildischen Gütern blieben ihrem Sohne gesichert. Dieses sah Gertrude sehr wohl ein, und entschloß sich demnach die Gemahlin des neuen Herzogs von Bayern zu werden. Darüber bezeugte Conrad eine ungemeine Freude, eilte zu Gertrude nach Sachsen, führte sie selbst nach Frankfurt, wo die Vermählung mit der größten Pracht auf Kosten Conrads vollzogen ward. (1142 um Pfingsten). Vierzehn Tage dauerten die Feierlichkeiten, die durch die Gegenwart einer ganz ungewöhnlichen Menge von Fürsten aus allen Theilen Deutschlands noch mehr verherrlichet wurden. Selbst die meisten sächsischen Herren waren gegenwärtig und theilten die Freude des Königes, indem sie in dieser Vermählung ein sicheres Unterpfand nicht nur der völligen Beruhigung Sachsens, sondern auch eines, seine Segnungen über ganz Deutschland verbreitenden Friedens erblickten. Gleich nach der Vermählungsfeier belehnte Conrad Gertrudens Sohn, den jungen Hein-

*) Zudem hatte der Tod auch Gertrude erst unlängst ihrer beiden mächtigsten Stützen, nämlich ihrer Mutter, der einsichtsvollen Kaiserin Richenza, und dann des so ehrwürdigen, dem welfischen Hause ergebenen Erzbischofs von Magdeburg beraubt.

rich mit dem Herzogthum Sachsen, wofür derselbe auf das Zureden seiner Mutter, unter deren Vormundschaft er noch stand und die sie bisher stets mit kräftiger Hand geführt hatte, auf das Herzogthum Bayern verzichtete *). Was Albert den Bären betraf, so mußte er seine Rechte und Ansprüche auf Sachsen dem höhern Interesse Deutschlands zum Opfer bringen. Um ihn einigermaßen zu entschädigen, ward seine, bisher unter dem Herzogstuhl von Sachsen stehende Markgrafschaft Brandenburg, die er jetzt mit seinen übrigen Erbgütern wieder zurückerhielt, zu einem eigenen, unmittelbaren Fürstenthum erhoben, ihm auch eine höhere Würde, nämlich das Erzkämmereramt der schwäbischen Herzoge ertheilt.

12. Aber auch Gertrudens Vermählung mit Herzog Heinrich, unstreitig ein Ereigniß, welches zu großen Hoffnungen zu berechtigen schien, gab weder Bayern noch Schwaben den erwünschten Frieden **). Herzog Welf ließ sich durch jene Vorgänge nicht irre machen, sondern setzte mit verdoppelten Kräften gegen den Herzog Heinrich und die Hohenstaufen den Krieg fort, zu dessen Fortsetzung es ihm auch gar nicht an Mitteln und Hülfsquellen gebrach. Zum Theile fand er diese schon auf seinen so ansehnlichen Erbgütern in Schwaben; zudem hatte er mächtige Freunde in Bayern. Die Stadt Regensburg und deren Bischof Heinrich blieben ihm ergeben, eben so der tapfere Markgraf Ottokar von Steier, der unruhige und

*) Dieser Herzog Heinrich, Gertrudens Sohn, erscheint nachher in der Geschichte unter dem viel sagenden Namen: Heinrich der Löwe.

**) Daran war zum Theile auch der allzufrühzeitige Tod der edeln Gertrude Schuld. Sie starb schon in dem zehnten Monate nach ihrer Vermählung mit Heinrich in dem Wochenbette.

mächtige Graf von Dachau und noch mehrere andere Freunde und Verbündete. Endlich ward Welf auch noch von zwei ausländischen Monarchen immer noch mehr zur Fortsetzung des Krieges ermuntert, auch mit Geld von ihnen unterstützt. Der Eine davon war König Roger von Sicilien. Diesem waren die Wirnisse in Deutschland äußerst erwünscht. Da er voraussehen konnte, daß, wenn Conrad nach Italien käme, er gegen denselben den nämlichen Kampf, wie gegen den verstorbenen Kaiser Lothar, würde zu bestehen haben, so suchte er auf alle Weise die Unruhen im Innern des Reiches so lange wie möglich zu unterhalten und zu nähren; schloß daher endlich mit Herzog Welf einen Vertrag, in welchem er sich zu einer jährlichen Subsidie von tausend Mark verpflichtete. Der andere dieser beiden Monarchen, der ebenfalls an der Fortsetzung des Krieges der Welfen gegen die Hohenstaufen ein nicht minder lebhaftes Interesse nahm, war der junge König Gaisa von Ungarn, oder vielmehr dessen Vormünder und Räthe. Erst unlängst nämlich (1141) war König Bela von Ungarn gestorben, und dessen zehnjähriger Sohn mit Uebereinstimmung sämmtlicher ungarischer Großen ihm auf dem Throne gefolgt. Aber nun trat ein anderer ungarischer Prinz, Namens Boris, Sohn Königs Colomann auf, glaubte gerechtere Ansprüche auf den Thron von Ungarn zu haben, und kam, Hülfe suchend, zu König Conrad. Boris fand bald viele Freunde in Deutschland, selbst Conrad schien ihm nicht abgeneigt, und endlich kam auch noch Conrads Schwager, der Herzog Wladislav von Böhmen nach Deutschland, zeigte sich für den Boris ungemein thätig, und suchte den König zu einer Heerfahrt nach Ungarn zu bewegen. Für die Ungarn blieb dieses Treiben und Intriguiren nicht lange ein Geheimniß; und nun sannen sie ebenfalls auf Mittel, den König

und dessen Deutschen in ihrem eigenen Reiche so sehr zu beschäftigen, daß sie an Ungarn nicht weiter würden denken können, traten demnach ebenfalls mit Welf in nähere Verbindung, und ließen ihm jede Geldunterstützung, die er nur immer sich wünschen konnte zufließen. — Wenige Wochen nach Gertrudens Vermählung machte Herzog Welf einen neuen Einfall in Bayern. Zwar kam der König dem Herzog Heinrich zu Hülfe, und beide vereint belagerten und eroberten die für unbezwingbar gehaltene Burg Dachau. Aber dadurch ward noch nichts entschieden; und da bald darauf andere Angelegenheiten den König wieder aus Bayern riefen, so dauerte unter wechselndem Erfolg der Kampf zwischen Welf und Heinrich fort. Endlich schien doch Herzog Heinrich die Oberhand zu gewinnen, und vielleicht würde er, wenn er die errungenen Vortheile rasch verfolgt hätte, dem Lande endlich den Frieden erobert haben. Aber unbesonnener Weise ließ er es geschehen, daß, auf das Betreiben des Boris, von Oesterreich aus ein Einfall in Ungarn gemacht und die Stadt Preßburg durch Ueberfall genommen ward. In größter Erbitterung rückten die Ungarn sogleich vor Preßburg, umringten die Stadt, und zwangen die Oesterreicher, mit schwerem Gelde sich eine schmähliche Rückkehr in ihr Vaterland zu erkaufen. Jedoch damit noch nicht zufrieden, zogen die Ungarn, um diese Verletzung ihrer Gränzen zu rächen, gegen Oesterreich. Herzog Heinrich rückte ihnen entgegen, und nun kam es bald an den Ufern der Leitha zu einer ungemein blutigen Schlacht, in welcher der Herzog, mit dem Verluste von acht tausend Mann blos an Todten, völlig geschlagen ward; und er selbst nur gleichsam durch ein Wunder dem Verderben entging. Heinrichs Mißgeschick suchte nun Welf zu benutzen, tauchte auf das neue in Bayern wieder auf; und der Krieg, der jetzt auf das neue begann, dauerte, ob-

gleich bisweilen unterbrochen, noch mehrere Jahre fort, führte jedoch zu keinem andern Resultat, als daß das Land dadurch nur immer noch ärger und schrecklicher verheert ward. — Bei dieser Zerrissenheit Deutschlands mußte nothwendig auch dessen Ansehen nach Außen immer mehr sinken. In Polen, Ungarn und Dänemark dachte Niemand mehr an eine Oberhoheit der deutschen Könige über diese Länder; und die Böhmen gaben bei jeder Gelegenheit ihren Haß gegen die Deutschen so offen und unumwunden zu erkennen, daß sie um diese Zeit sogar ein Gesetz gaben, dem zu Folge keiner der in Böhmen angesiedelten Deutschen, wie viele Jahre er auch schon Böhmen als seine Heimath betrachten möchte, bei Verlust seiner Nase ein öffentliches Amt bekleiden sollte. — Aber am nachtheiligsten für das Ansehen des deutschen Reiches wirkte die darin herrschende Verwirrung auf Italien. Alles, was Lothar darin mit so schweren Opfern errungen hatte, war wieder verloren gegangen; und ward auch König Conrad in den ersten Jahren weder von dem Papste, noch von apulischen Flüchtlingen mit Bitten bestürmt, nach Italien gerufen; so war doch, wenn anders die italiänische Krone mit der deutschen nicht bloß dem Scheine nach vereint bleiben sollte, eine Heerfahrt über die Alpen für die Ehre Deutschlands und seines Beherrschers eines der dringendsten Bedürfnisse. Conrad selbst, der ebenfalls in dem Wahne stand, durch des Königs Roger Belehnung mit Sicilien und Apulien seyen die Rechte der deutschen Kaiser verletzt worden, beschäftigte sich schon seit einigen Jahren mit dem Gedanken nach Italien zu gehen; und da die Verhältnisse in Deutschland ihm dieß nicht erlaubten, so machte er wenigstens doch einstweilen manche Vorbereitungen dazu, schloß mit dem griechischen Kaiser Kalo-Johannes ein Bündniß gegen den König Roger von Sicilien,

und brachte auch eine Verbindung zwischen dem griechischen Prinzen Emanuel und der Schwester seiner eigenen Gemahlin, der Gräfin Bertha von Sulzbach, zu Stande *). Unstreitig war es Conrads sehnlichster Wunsch, so bald als möglich nach Italien zu gehen. Dahin zog ihn nicht blos sein Verlangen nach der Kaiserkrone, sondern auch seine Feindschaft gegen den König von Sicilien, der schon unter Lothar einstimmig zu einem Reichsfeind war erklärt worden. Aber so aufrichtig auch, trotz des ihm bekannten Wankelmuths der Italiener und mancher andern von ihm gemachten Erfahrung, dieser Wunsch des Königes gewesen seyn mag, so mußte er doch nicht nur jetzt, sondern, wie wir bald sehen werden, auch nachher und überhaupt so lange König Conrad lebte, unerfüllt bleiben.

X.

Zustand Italiens zur Zeit der Hohenstaufen. — Arnold von Brescia. — Empörung der Römer. — Versuche zur Wiederherstellung des alten römischen Freistaates.

1. Nie war vielleicht die Gegenwart eines mit Macht ausgerüsteten Kaisers in Italien nöthiger gewesen als jetzt. Von den Alpen bis an die Thore von Rom, und bald bis noch jenseits der Tiber, befand sich ganz Italien in einem anarchischen, wilden, völlig gesetzlosen Zustande. Der von den Städten längst schon verfolgte Plan, sich völlig unabhängig zu

*) Die griechischen Geschichtschreiber nennen diese Bertha Irene. Einstimmig preisen sie die hohen Eigenschaften des Geistes wie des Herzens dieser Fürstin. Aber leider war sie nicht schön, und diesen Mangel vermochten alle ihre Tugenden bei ihrem Gemahl, dem Kaiser Emmanuel, nicht zu ersetzen, dessen Liebe sie auch daher nie gewann.

machen, hatte nun seine volle Reife erlangt, auch Königs Conrads Zögerung nach Italien zu kommen, nicht wenig dazu beigetragen. Aber Habsucht und Handelseifersucht, verbunden mit grenzenloser Herrschsucht und dem ununterbrochenen Streben, die benachbarten Städte sich zu unterwerfen oder zu unterdrücken, hatte ohne Ausnahme alle italienische Städte in die verderblichsten, gewöhnlich mit der größten Erbitterung geführten Kriege verwickelt *). Die Venetianer mit den Ravennaten, die Städte Verona und Vincenz mit Padua und Trevigo; Pisa und Florenz mit den Einwohnern von Lucca und Siena; die Placentiner mit den Einwohnern von Cremona; die Bononier und Florentiner mit der Stadt Imola, der hierauf die Ravennaten zu Hülfe kamen; kurz in ganz Italien gab es keine große oder kleine Stadt, deren Gebiet nicht auch ein Schauplatz der Verwüstung in Folge kriegerischer Ereignisse, und des damit gewöhnlich verbundenen Greuels gewesen wäre. Wie es in Thuscien aussah, sah es auch in allen

---

*) Otto von Freisingen sagt in seiner Chronik (Kap. 29.): His diebus propter absentiam Regis, Italiae urbibus in insolentiam decedentibus Veneti cum Ravennatensibus, Veronenses et Vincentini cum Paduanis et Tarvisiensibus, Pisani et Florentini cum Lucensibus et Senensibus atrociter debellantes, totam pene Italiam cruore, praedis et incendiis permiscuere. — Otto von Freisingen spricht auch von der ungemeinen gegenseitigen Erbitterung der mit einander Krieg führenden Städte und der daher rührenden harten, ja wohl bisweilen unmenschlichen Behandlung ihrer Gefangenen. Er selbst, sagt Otto, habe in Florenz drei hundert gefangene Luccaner gesehen, die schon seit mehrern Jahren dort in den öffentlichen Gefängnissen lagen, und von allem so völlig entblößt, ausgehungert und abgezehrt waren, daß man, ohne Thränen zu vergießen, sie nicht hatte anblicken können.

übrigen Theilen Oberitaliens aus; und über den Zustand des Erstern enthält ein Schreiben des Abts Petrus von Clugny an den König von Sicilien die schauderhaftesten Berichte. „Das unglückliche, bejammernswerthe Thuscien," sagt der Abt, „ist jetzt der wilde Tummelplatz aller nur möglichen Frevel und Verbrechen. Weder göttliche noch menschliche Gesetze werden mehr geachtet. Alle Städte, Burgen, Dörfer, Maierhöfe, selbst die Gott geweihten Kirchen und Klöster sind ohne Schutz den täglichen Angriffen von Räubern und Mordbrennern preisgegeben. Für Niemand gibt es mehr Sicherheit, weder für die Laien, selbst nicht die Fremden, noch für die Geistlichen, Mönche, Priester, Aebte; ja sogar die höchsten Kirchenhäupter, Bischöfe, Erzbischöfe, Patriarchen sind den grausamsten Mißhandlungen ausgesetzt*)." — So wie von diesen schrecklichen, beispiellosen Unordnungen in Thuscien bloß der Krieg zwischen den Genuesern und den Einwohnern von Lucca und Pisa wo nicht die einzige, doch die Hauptquelle war; eben so war auch gleiches Elend in den übrigen Theilen Italiens blos die Folge der unaufhörlichen blutigen Streitigkeiten zwischen den dortigen Städten. Daß aber bei diesem wilden Treiben kein Nationalgeist gedeihen, im Gegentheil bald völlig erlöschen mußte, begreift sich von selbst. Die Thatkraft eines Jeden beschränkte sich ja

*) In finibus miserabilis et infelicis Tusciae nunc res divinae atque hunullo servato ordine confunduntur. Urbes, castra, Burgi, Villae, Stratae publicae et ipsae Deo consecratae Ecclesiae homicidis, sacrilegis, raptoribus exponuntur. Peregrini, Clerici, Monachi Abbates, Presbyteri, ipsi supremi Ordinis sacerdotes, Episcopi, Archiepiscopi, Primates, Patriarchae in manus talium traduntur, spoliantur, distrahuntur. Et quid dicam? verberantur, occiduntur (Memor. di. Matild. Lib. V.)

stets blos auf das Einzelne, auf die einzelne Stadt, auf das einzelne Gebiet, wobei die gegenseitig erregten und genährten Leidenschaften, in denen überhaupt die Geschichte der italienischen Städte aus dieser Periode ihren Haupterklärungsgrund findet, um so heftiger bewegten, je enger der Kreis war, in welchem sie sich zu bewegen gezwungen waren. — Was jedoch einiger Maßen unser Erstaunen erregen muß, ist, daß in diesem verworrenen Zustande eines permanenten Kampfes Aller gegen Alle, dennoch in diesen Städten die Fortschritte der Industrie und bürgerlicher Betriebsamkeit auf keine Weise gehemmt wurden.

2. Indessen war jener Freiheitsschwindel, der schon im eilften, aber ganz besonders in dem gegenwärtigen zwölften Jahrhundert alle größere wie kleinere italienische Städte ergriffen, mehreren davon auch eine gewisse Unabhängigkeit und politische Freiheit erworben, jedoch keine glücklicher, als sie es vorher gewesen, gemacht hatte *), bis jetzt noch nicht innerhalb Roms Mauern eingedrungen. Aber so wie bei einzelnen Individuen kein Alter, wenn auch noch so reich an Erfahrungen, gegen Thorheit schützt, eben so gibt es auch bei ganzen Völkern, und vorzüglich in großen

---

*) Wer mit der Geschichte der neuern Republiken, besonders der Schweizer, bekannt ist, muß sich längst schon überzeugt haben, daß mit politischer, bürgerlicher Freiheit noch nie auch persönliche Freiheit verbunden war; daß die jedesmaligen Machthaber in der Republik nicht selten, oder vielmehr ganz gewöhnlich, sich die abgeschmacktesten Eingriffe in die geheimsten Familienverhältnisse erlaubten, die Bürger gleich Knaben bevormundeten; so daß jene für ihre Person sich in einer ungleich schmählichern Abhängigkeit, ja wohl Knechtschaft befanden, als in irgend einem monarchischen Staate.

volkreichen Städten, gegen politischen Wahn kein sicheres Verwahrungsmittel; und so ward nun ein Zusammenfluß äußerst kleinlicher, selbst gar keiner Beachtung werther Erscheinungen die Veranlassung, daß jetzt auch die Römer vor den Augen der Welt ein Spectakel aufführten, das blos durch seine seltsamen, größtentheils höchst lächerlichen Contraste die Blicke der nüchternen transalpinischen Völker eine kurze Zeit auf sich ziehen, jedoch, weil ihm nirgends Bedeutung beigelegt ward, auch nicht das mindeste Interesse einflößen konnte; so daß, als es endlich bis zu seinem Ende durchgespielt war, keinen andern Eindruck zurückließ, als blos den, welchen jedes schlecht erdachte und noch schlechter gespielte Schauspiel auf den vernünftigen und besonnenen Zuschauer machen muß.

3. Unter der Regierung des Papstes Innocenz II. lebte ein Geistlicher in Brescia, Namens Arnold. Ob in dieser Stadt auch einst seine Wiege gestanden, dieß weiß man nicht; so wie überhaupt seine frühere Lebensgeschichte unbekannt geblieben ist. Von Abälards weit verbreitetem Rufe der Gelehrsamkeit angelockt, ging er nach Frankreich und ward ein Schüler desselben. Da es ihm jedoch an Tiefe und wahrer Wissenschaftlichkeit durchaus gebrach, so fand er auch an seines Lehrers spekulativer Philosophie wenig Geschmack. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich ging er in ein Kloster in Brescia. Hier weilte er nicht lange. Seinem Gemüthe fehlte der Frieden, und seine innere Unruhe und ein gewisses, unbestimmtes Streben nach Thätigkeit, ohne derselben einen vernünftigen Zweck geben zu können, trieben ihn wieder aus dem Kloster in das Getümmel der Welt. Aber der große Ruf seines ehemaligen Lehrers, und das ungemeine Aufsehen, das dessen philosophische Vorträge gemacht hatten, weckten nun auch Arnolds Stolz und Eitelkeit.

Unbemerkt und namenlos wollte er nicht durch das Leben gehen; da jedoch das Speculative nicht sein Fach war; so wagte er sich mit desto größerer Zuversicht auf das Gebiet der angewandten Philosophie, und trat endlich mit einem ganz neuen, praktisch-religiösem kirchlichem System auf, von welchem er beinahe mit Gewißheit hoffen konnte, daß es demselben um so weniger an Anhängern fehlen wird, als nicht nur überhaupt jede neue Lehre stets um so leichter Eingang findet, je oberflächlicher das Jahrhundert ist, welchem dasselbe gepredigет wird, sondern auch das seinige für die Welt und deren Freunde ganz ungemein schmeichelhaft war. — Daß es zu allen Zeiten, selbst zu jenen, in welchen ganze Reihen großer Männer von anerkannter Heiligkeit aus der Kirche hervortraten, dennoch wieder andere Pfleger des Heiligthums gab, deren Wandel mit den Lehren, die sie vortrugen, in schneidendem Widerspruch standen: dieß ist nicht zu läugnen, aber auch sehr leicht zu begreifen. Aber eben so ward auch von jeher von allen Feinden und Gegnern unserer Kirche stets dieselbe Taktik befolgt. Was nämlich nur Einigen, oft nur sehr Wenigen zum Vorwurf gemacht werden konnte, legten sie dann der ganzen Kirche zu Last und, unaufhörlich auf die wenigen individuellen Fälle sich stützend und berufend, fielen sie mit profaner, schonungsloser Hand über die gesammte Kirche des Sohnes Gottes her. Diese Methode befolgte nun auch Arnold von Brescia. Zuerst ergoß sich seine schwarze Galle über die Reichthümer der Geistlichkeit überhaupt, über deren Besitz so großer und ansehnlicher Güter, über deren Luxus, Prachtliebe und allen übrigen, seinem Vorgeben nach, daher rührenden Unordnungen; und als es ihm, durch seine üppige Wortkunst und schönes Geschwätze, schon an mehreren Orten gelungen war, die Köpfe des stupiden, den Besitzstand der Höhern stets benei-

denden und daher leicht zu bethörenden Volkes zu erhitzen; trat er endlich mit seiner neuen Lehre öffentlich auf, die, für Kirche und Staat gleich destruktiv, nur die Geburt des ausgebrannten Gehirns eines Halbwahnsinnigen seyn konnte, und wovon ungefähr Folgendes das Wesentlichste ist: „Christus," sagt Arnold, „sey arm auf die Welt gekommen, habe arm gelebt, und nichts gehabt, wohin er sein Haupt legte. Auch seine Apostel wären arm gewesen, hätten weder Beutel noch Geld gehabt. Das Beispiel der Apostel sey auch für deren Nachfolger heiliges Gesetz. Jeder Besitzstand eines Geistlichen sey gegen das Evangelium und der Lehre Christi widersprechend. Der Bischof oder Abt, der Regalien und Landschaften, der Priester oder Mönch, der Güter besäße, könnte nicht selig werden. Da Christus gelehrt habe, sein Reich sey nicht von dieser Welt; so wären auch Päpste, Bischöfe, Aebte und überhaupt alle Geistliche des Besitzes weltlicher Hoheit und zeitlicher Güter unfähig. Alle wären daher verbunden, ihre Länder, Schlösser und Burgen, alle ihre Regalien und Güter, alles unbewegliche wie bewegliche Eigenthum den Königen dieser Erde, von denen sie dieselben empfangen, wieder zurückzugeben, deren Pflicht es alsdann sey, alles Kirchengut unter die Laien nach den Verdiensten eines Jeden zu vertheilen. Was den Unterhalt des hohen wie des niedern Clerus beträfe, so müßten sie sämmtlich, vom Papste an bis auf den Geistlichen der niedersten Ordnung, sich wie zu den Zeiten der Apostel blos mit dem Almosen und den freiwilligen Gaben begnügen, welche fromme Christen oder fromme Gemeinden ihnen darbrächten. Blos durch Einführung dieser neuen Ordnung könnte in der Kirche deren primitive Heiligkeit, und unter den Dienern derselben Friede, Einigkeit und Reinheit der Sitten wieder hergestellt werden.

3. Natürlich fanden Arnolds neue Lehren bei den Vornehmern, den Vasallen, besonders bei allen, die zu dem höhern Adel gehörten, und denen es längst schon nach den Gütern der Kirchen gelüstete, einen ungemeinen Eingang, und nichts wäre ihnen erwünschter gewesen, als daß dieselben auch unverzüglich in allen Ländern eingeführt, sämmtliche Kirchen bettelarm gemacht und sie dafür in den Besitz des ganzen ungeheuern Kirchenraubs gesetzt würden. Weniger schmeichelhaft war Arnolds Lehre für die Könige, denen er ja vorschrieb, das gesammte Kirchengut unter ihre Vasallen zu vertheilen; wobei die königliche Macht nichts gewonnen, im Gegentheil vielmehr in ebendemselben Verhältniß, in welchem das Ansehen der Vasallen durch diesen ungeheuer vermehrten Besitzstand sich erhoben haben würde, nothwendig hätte sinken müssen. — Aber abgesehen von dem pöbelhaften Unverstand, der schon aus Arnolds sinnloser Zusammenstellung der Zeiten der Apostel mit jenen des zwölften Jahrhunderts hervorgeht; auch abgesehen von dem offenbar Ketzerischen, das in dieser völligen Mißachtung der Autorität der Kirche so viele Jahrhunderte hindurch liegt: abgesehen von allem diesem, ist es schon wahrhaft unbegreiflich, wie Arnold, ja selbst der blödeste seiner Anhänger, nicht einsehen konnte, daß durch die Einführung dieser neuen Lehre nicht nur in Italien, sondern auch in allen übrigen Ländern und Reichen die bestehende, und schon so lange bestandene, daher tief und fest gewurzelte Ordnung völlig umgestoßen und ganz Europa eine gänzliche Umgestaltung erhalten würde; daß ferner, wenn die Kirche zur Bettlerin herabgewürdiget, ihr alles äußere Ansehen benommen, sie daher außer Stande gesetzt würde, irgend einen Unterdrückten zu schützen, auf keine Weise der leidenden Menschheit mehr zu Hülfe zu kommen, dafür aber der ungeheure Raub alles kirchlichen Grundeigen-

thums in den Händen der weltlichen Beherrscher und deren rohen Vasallen seyn würde: welches schreckliche Loos alsdann alle Völker des Abendlandes zu erwarten hätten; wie jede Entwicklung der geistigen wie materiellen Kräfte, alle fernern Fortschritte in Humanität, Wissenschaft, Kunst und jedem Zweige der Cultur nicht nur gehemmt, sondern völlig unmöglich würden gemacht werden. Offenbar Grundsätze, die selbst nicht die größte Beschränktheit des Verstandes, wenn auch verbunden mit allem Eigensinne und allem Stolz eines frechen Reformators, sondern blos der höchste Grad von Wahnsinn hatte zu Tage fördern können.

4. Sehr weise und gewisser Maßen auch eben so nothwendig war es, daß der Papst Innocenz II. auf dem ökumenischen zweiten lateranensischen Concilium Arnolds neue Lehre verdammte und ihn selbst als einen gefährlichen Irrlehrer mit dem Banne belegte; und obgleich das Concilium aus mehr als tausend Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und andern Geistlichen bestand; so erhob sich dennoch in dieser ungemein zahlreichen Versammlung so vieler ehrwürdigen Väter nicht eine einzige Stimme, die, man will nicht sagen zur Rechtfertigung von Arnolds toller Lehre, sondern blos in Beziehung auf den Charakter und die Gesinnungen des Irrlehrers ein nur in etwas milderndes Wort gesprochen hätte *). Nach seiner Verdammung

*) Es ist beinahe belustigend zu sehen, wie verschiedene der, unserer Kirche nicht angehörigen Geschichtschreiber sich aus allen Kräften bemühen, den Arnold, offenbar blos weil er eben diese Kirche anfeindete, mit Lobsprüchen zu überhäufen, allem seinem Streben nur die edelsten, erhabensten Zwecke unterzulegen, und von seinem intellectuellen, wie von seinem moralischen und kirchlichen Charakter ein Bild zu entwerfen, das durch herr-

auf dem Concilium hielt sich Arnold in Rom nicht mehr sicher, und ging nach Frankreich, und als man ihn auch hier fortgejagt hatte, begab er sich nach Zürich. Gleich jedem kühnen Irrlehrer, ward auch Arnold nach der, auf einem allgemeinen Concilium gegen ihn und seine Lehre ausgesprochenen Verdammung, nur noch trotziger und hartnäckiger, fuhr demnach fort, seine Verkehrtheiten in Zürich und ganz Helvetien zu predigen, und fand auch hier unter dem, ihn überall angaffenden und anstaunenden Volke eine Menge Anhänger. Von allen diesen fiel es doch gewiß keinem Einzigen ein, daß des bewunderten Lehrers tolle, die Gestalt aller europäischen Länder und Reiche umkehrende und verkehrende Lehre jemals könnte und würde

---

lichen, beinahe bezaubernden Züge, mit denen man es auszuschmücken kein Bedenken trägt, vollkommen geeignet ist, für den Irrlehrer und unbesonnenen Ruhestörer den Beifall und die wärmste Theilnahme der Nachwelt zu gewinnen. Aus welchen noch ungedruckten schriftlichen Quellen — denn von Tradition kann hier nicht die Rede seyn, indem diese gerade dem Arnold entgegen ist — also diese Herren das Schöne, was sie von ihm sagen geschöpft haben; dieß läßt sich nicht wohl errathen, aber dafür ist es ganz gewiß, daß Arnolds großer Zeitgenosse, der heilige Bernhard von Clairvaux, dem es doch wahrhaftig weder an Verstand und Menschenkenntniß, noch an Redlichkeit und Lauterkeit des Willens fehlte, so wie auch der ehrwürdige Bischof Otto von Freisingen von eben diesem Arnold in einem Tone und auf eine Art sich ausdrücken, die dem jetzt hie und da ausgehängten, künstlich aufgeputzten Gemälde von demselben geradezu und im höchsten Grade widersprechen. Aber nach dem gewöhnlichen gesunden Menschenverstande zu urtheilen, muß doch das Zeugniß mehrerer gleichzeitiger, allgemein anerkannter, höchst würdiger Männer weit mehr Glauben verdienen, als jenes, welches erst achthundert Jahre nachher einige Gelehrten, ohne sich auf irgend eine geschichtliche Autorität zu stützen, blos aus Gründen, die ganz offen da liegen, zu ertheilen für gut finden.

in Anwendung gebracht werden. Nur die Römer machten diesfalls eine Ausnahme, und nur in Rom allein fand der von Arnold so reichlich ausgestreute Samen einen Boden, in welchem er, ohne jedoch tiefe Wurzeln zu fassen, schnell aufkeimen, reifen und noch vor der Zeit Früchte bringen konnte; besonders da die erbärmlichen Streitigkeiten, welche die Römer seit einiger Zeit mit dem Papste angefangen hatten, gleichsam Sonnenschein und Spatregen waren, die jene saubere Produktion ganz ungemein beförderten.

5. Nachdem nämlich Innocenz den innern und äußern Frieden in der Kirche wieder hergestellt, und durch den mit dem Könige von Sicilien geschlossenen Frieden auch alle Besorgniß eines feindlichen Angriffes von Rom und dessen Gebiete abgewandt hatte, war auf einmal der alte römische Uebermuth wieder erwacht und, wie wir schon berichtet, völlig uneingedenk, daß eine Handvoll Normänner eine zehnmal stärkere Anzahl römischer Helden gleich Flugsand bei San Germano zerstreut hatte, begehrten sie von dem Papste, die mit Roger eingegangenen Verträge wieder zu brechen, und auf das neue Feindseligkeiten gegen ihn zu beginnen. Als nun der verständige Papst diese Foderung mit Unwillen von sich zurückwieß, gab dieß ihnen schon den ersten Grund zu ihrer Unzufriedenheit mit der bisherigen päpstlichen Regierung. Aber noch größer ward ihr Mißvergnügen und stieg sogar auf einen hohen Grad von Erbitterung, als Innocenz die Stadt Tivoli gegen die Wuth der Römer in Schutz nahm. Gleich den übrigen Städten Italiens hatte auch diese Stadt der Freiheitsschwindel ergriffen, sie wollte nicht mehr von Rom und den Päpsten abhängig seyn, sich ebenfalls zu einem völlig unabhängigen, eigenen kleinen Freistaat constituiren. Um sie zu demüthigen, schickte der Papst römische Schaaren gegen dieselbe.

Aber die Einwohner von Tivoli, obwohl an Zahl ihren Gegnern weit nachstehend, machten dennoch einen Ausfall, griffen die Römer muthig an, schlugen sie in die Flucht und machten große und reiche Beute. Diese ihren Waffen zugefügte Schmach konnten die Römer den Einwohnern von Tivoli nicht verzeihen; und als im folgenden Jahre Innocenz, mehr durch seine geistlichen als weltlichen Waffen, die Stadt zur Unterwerfung zwang, stellten die Römer an den Papst die unverschämte, grausame Foderung, den jetzt wieder zur Besinnung gekommenen, und für die Zukunft Treue und Gehorsam gelobenden Einwohnern von Tivoli unter keiner andern Bedingung den Frieden zu schenken, als daß die Mauern der Stadt alsogleich geschleift und alle Einwohner auf immer aus derselben vertrieben würden; diese sollten alsdann, über der ganzen Oberfläche Italiens zerstreut, sich in andern Gegenden neue Wohnsitze suchen. Mit Abscheu verwarf der Papst diese unmenschliche Foderung. Aber dafür entbrannte nun ganz Rom in Wuth gegen den heiligen Vater. Arnolds zahlreiche Anhänger in Rom wollten diesen Augenblick nicht unbenutzt lassen, und in der Hoffnung, große Vortheile für sich daraus zu ziehen, suchten sie die ohnehin schon erbitterten Gemüther immer noch mehr zu erhitzen. In zahllosen Haufen strömte endlich das leicht zu bethörende Volk nach dem Capitol, und als hier Arnolds geschwätzige Schüler die versammelte Menge an die ehemalige Größe Roms erinnerten, und daß hier auf demselben Capitolium, auf welchem sie jetzt stünden, ihre Vorfahren einst das Schicksal aller Völker und Reiche entschieden hätten, gerieth das Volk, unter dem sich auch ein großer Theil des römischen Adels befand, in eine solche Begeisterung — wenn man anders einem durch Tollkraut erzeugten besinnungslosen Rausch diesen Namen beilegen will, — daß es auf der Stelle die Wie-

derherstellung der alten römischen Republik proclamirte, mehrere Volksbeschlüsse erließ und endlich auch die unverzügliche Ernennung eines neuen römischen Senates decretirte. Papst Innocenz gab sich alle mögliche Mühe, Rom wieder zur Vernunft und zum Gefühle seiner wahren Würde zurückzuführen. Aber die von der Hoffnung künftiger Weltherrschaft schon völlig berauschten Römer verschmäheten alle Bitten, Ermahnungen wie auch Drohungen des heiligen Vaters, und dieser starb nun bald darauf offenbar aus Kummer über diesen so unerwarteten Ausbruch menschlicher Bosheit und Geistesverwirrung.

6. Unter des Cölestinus II. kurzer kaum sechsmonatlicher Regierung fing der neue römische Freistaat an, sich immer mehr und mehr auszubilden. Die Stadt ward in dreizehn Viertel getheilt, deren jedes jährlich zehn Wahlmänner ernennen sollte, die alsdann die sechsundfünfzig Mitglieder des Senates zu wählen hätten. Das Amt des bisher von dem Papste abhängigen Stadtpräfects ward abgeschafft, dafür aber ein Patricius ernannt, der gleich den alten römischen Consuls den Vorsitz in dem Senat führen, dessen Berathungen leiten und die Majestät der römischen Republik repräsentiren sollte, und Jordano, ein Bruder des verstorbenen Gegenpapstes Anaclet, mit dieser hohen Würde bekleidet. Bei allem diesem blieb Cölestin, wie es scheint, ganz ruhig, wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß der Römer gegenwärtiger Schwindel, wenn er seinen Wendepunkt erreicht hätte, von selbst wieder verfliegen würde. Aber unter Cölestins Nachfolger, dem Papste Julius II., machte der neue römische Senat und das zu seiner alten Größe erhobene römische Volk (senatus populusque romanus) schon einen sehr ernsten Versuch, in Zukunft auch alle äußern Angelegenheiten des bisherigen päpstlichen Staa-

tes nach ihrer eigenen Weisheit zu leiten. Sie untersagten nämlich dem neuen Papste, die von seinem Vorfahren mit dem König Roger geschlossenen Verträge zu bestätigen. Anfänglich wollte auch wirklich Lucius sich den gebieterischen Zeitumständen fügen. Als er aber bald darauf, durch einen feindlichen Einfall des Königes von Sicilien in das römische Gebiet, dennoch zur Bestättigung eben jener Verträge gezwungen ward, dann kannte der dadurch auf das höchste beleidigte Stolz der Römer kein Maß, kein Ziel und keine Grenzen mehr. An den Papst ward eine Deputation abgeordnet, welche dem heiligen Vater ankündigen mußte: Er habe für die Zukunft sich aller Ausübung zeitlicher Macht zu begeben, in keine weltliche Angelegenheiten und Regierungsgeschäfte sich mehr zu mischen, blos mit seinem priesterlichen Amte sich zu beschäftigen, alle Regalien und übrigen Einkünfte an die Republik, das heißt, an den römischen Senat zurückzugeben, und seinen und seiner Kirche Unterhalt blos aus dem Zehnten und den freiwillig dargebrachten Opfern zu bestreiten. — Jetzt glaubte Lucius zu ernstern Mitteln schreiten zu müssen. Der römische Adel, in der Hoffnung, die dem Papste entrissene weltliche Herrschaft wieder in seine Hände zu bekommen, hatte sich bisher der Revolution nichts weniger als abgeneigt erwiesen, im Gegentheil das Volk immer noch mehr aufzureizen gesucht. Indessen war doch für einige besonnenere und edlere Männer alles, was bisher vorgefallen, ein wahrer Greuel. Mit ihrer Hülfe und auch von der mächtigen und angesehenen Familie Frangipani unterstützt, brachte Lucius ganz im Stillen eine sehr ansehnliche bewaffnete Mannschaft zusammen. Das Capitol war der Sitz wie der Mittelpunkt der Empörung, der Sammelplatz aller unruhigen Köpfe und wohin, auf das erste Signal eines zu befürchtenden Angriffes, alle Römer zur Verthei-

digung ihrer neuen Republik sich verfügen sollten. Dahin zog nun auch jetzt mit seinem kleinen Heere der Papst, und zwar sogar geschmückt mit einem Theile seines päpstlichen Ornats. Aber die Römer hatten das Capitol stark befestiget. Des Papstes Gegenwart machte auf die wüthende Menge keinen Eindruck; die päpstliche Schaar ward mit großem Verlust zurückgeschlagen und der heilige Vater selbst durch einen Steinwurf tödtlich verwundet.

7. Schon am zweiten Tage nach Lucius Tod ward ein Florentiner, Namens Bernhard, ehemals Mönch in der Abtei zu Clairvaux, mithin Schüler des heiligen Bernhards, unter dem Namen Eugen III. zum Papste erwählt. Aber hocherfreut über den Gang der Dinge in Rom und die glückliche Anwendung seiner dort ausgestreuten Grundsätze, war jetzt Arnold von Brescia, in Begleitung von ein paar tausend Helvetiern wieder über die Alpen gegangen, und kam jetzt gerade zur Zeit der neuen Papstwahl in Rom an. Von den, von leeren Hoffnungen trunkenen Römern ward Arnold mit dem größten Jubel empfangen. Darüber erschrack der neue Papst; nicht minder erschracken darüber auch sämmtliche Cardinäle. Sie wagten es nicht, dem Neugewählten in Rom die Weihe zu ertheilen. Bei nächtlicher Weile verließen sie, Eugen in ihrer Mitte, die Stadt und eilten nach dem Kloster Farva, wo Eugen nun die päpstliche Weihe erhielt. Aber in Rom brachte in das Treiben der Römer Arnolds Ankunft neues Leben und Bewegung. Mit allen bisher getroffenen Einrichtungen und genommenen Beschlüssen ward in Gegenwart und unter dem Vorsitz Arnolds eine allgemeine Revision vorgenommen. Auf den Antrag des Reformators ward es zu einem Fundamentalgesetz der neuen Republik gemacht, daß für immer die Päpste aller weltlichen Herrschaft fremd,

und bloß auf ihre geistliche Funktionen beschränkt bleiben müßten. Nach dem Muster der alten Roma, ward aus dem Adel und den Bürgern, um diese beiden Stände mit einander zu verknüpfen, ein Ritterstand geschaffen, eigene Statuten für ihn entworfen und noch eine Menge anderer, die neue Verfassung regulirender Beschlüsse genommen. Aber eben dadurch ward auch der Feuereifer für die neue Republik bei dem Volke, das sich jetzt schon das alte, einst der ganzen Welt Gesetze vorschreibende römische Volk zu seyn deuchte, bis zum Fanatismus gesteigert. Alle, die es im Verdacht hatte, der neuen Ordnung der Dinge nicht hold zu seyn, wurden proscribirt, die Wohnungen mehrerer Cardinäle geplündert und dem Erdboden gleich gemacht, Leute auf den Straßen angefallen und verwundet, selbst Kirchen entweiht. Sogar die Peterskirche ward in eine Festung verwandelt, und fremde Pilger, die gekommen waren, um an den Schwellen der heiligen Apostel zu beten, wurden beraubt, ansehnliche Beiträge zum Besten der neuen Republik von ihnen erzwungen, und wenn sie diese nicht leisten wollten, oder zu leisten nicht im Stande waren, auf das grausamste mißhandelt, mehrere sogar ermordet. Bald gab es nirgends mehr Sicherheit weder der Person noch des Eigenthums. Sehr unsanft wurden aber nun auch Manche aus ihren so süßen republikanischen Träumen aufgeweckt. Es war mit Grund zu befürchten, daß, wenn den Unruhen und Gewaltthätigkeiten nicht bald gesteuert würde, die Stadt endlich in die Gewalt der schlechtesten und verwegensten Menschen kommen könnte. Besonders befürchteten dieses gerade die Reichen und Wohlhabenden, und wegen des Ihrigen jetzt ängstlich besorgt, wünschten sie die bisherige, ihnen Sicherheit ihres Eigenthums verbürgende päpstliche Regierung zurück, und wurden der nun eingetretenen Ordnung oder vielmehr Unordnung der Dinge um so abholder, je

weniger sie ihre Besorgnisse kund geben durften. In dem neuen römischen Gemeinwesen entstand nun ein großer Spalt, den aber der Papst und dessen Getreuen sogleich sehr klug zu benutzen wußten. Seit der erhaltenen Weihe hatte sich Eugen die ganze Zeit über in Viterbo aufgehalten. Mit Hülfe der Einwohner von Tivoli und mehrern aus dem römischen Adel gelang es ihm, jetzt eine bedeutende bewaffnete Macht zusammen zu bringen. Mit dieser zog er unverzüglich gegen Rom. Aber schon bei seiner Annäherung entsank den Republikanern der Muth. Sie suchten Unterhandlungen mit dem heiligen Vater anzuknüpfen, und ordneten diesfalls Einige aus ihrer Mitte an ihn ab. Ueber die Natur dieser Unterhandlungen und deren Gang haben wir nur unzusammenhängende, wenig befriedigende Nachrichten. Was wir mit Bestimmtheit wissen, ist blos, daß in Folge derselben Eugen III. wieder nach Rom zurückkehrte; aber schon nach einigen Monaten mit den Römern in neue Streitigkeiten gerieth, daß die Parthei der Republikaner mit allen ihren überspannten, alles weltliche Ansehen der Päpste vernichtenden Forderungen in Rom wieder die Oberhand gewann, und daß der heilige Vater, den jetzt ohnehin schon ein großes, die gesammte Christenheit interessirendes Unternehmen beschäftigte, aller dieser Schwindeleien und Wirrnisse endlich müde, und in der festen Ueberzeugung, daß das Uebel und die Krankheit, an denen jetzt Rom und die Römer litten, bald in ihrer eigenen Unnatur die beste Remedur finden würden, abermals die Stadt verließ, zuerst nach Sutri, dann nach Pisa, Lucca und endlich über Piacenza nach Frankreich ging, um dort die große Angelegenheit eines zweiten Kreuzzuges, die schon die ganze französische Nation und besonders deren König, Ludwig VII., in Bewegung gesetzt hatte, noch mehr zu befördern und zu beschleunigen (1147).

8. Die Entfernung des Papstes nicht nur aus Rom, sondern aus ganz Italien setzte den römischen Senat und das römische Volk, wie sie sich jetzt nannten, in nicht geringe Verlegenheit, besonders da sie erfuhren: der Papst habe einige Cardinäle als seine Legaten nach Deutschland geschickt, und König Conrad dieselben äußerst gütig und freundlich aufgenommen. Wohl fühlten sie, daß ihr neuer Freistaat trotz der, ihrer Meinung nach, ihm einwohnenden That- und Lebenskraft, doch noch einer fremden schützenden Hand bedürfte. Sie beschlossen also auf das Fundament ihrer Republik, um diese noch mehr zu befestigen, das ehemalige römische Kaiserreich wieder zu errichten. Diesem Beschlusse zu Folge schickten sie Abgeordnete an König Conrad nach Deutschland mit einem, in den schwülstigsten Ausdrücken abgefaßten, und Alles an Aberwitz überbietendem Schreiben. Den Inhalt desselben hat, seinem ganzen Umfange nach, der Bischof Otto von Freisingen uns aufbewahrt. Wir glauben jedoch, daß unsere Leser sich auch schon mit folgendem, aus demselben gemachten Auszuge begnügen werden. Die Aufschrift des Briefes lautet: „Dem herrlichsten und mächtigsten Gebieter der Stadt Rom und des ganzen Erdkreises (?), Conraden, von Gottes Gnaden römischem Könige und beständigem Augustus, wünscht der Senat und das Volk von Rom Heil und glückliche Regierung des römischen Reiches. — Gleich im Anfange des Schreibens suchen sie Conraden gegen den Papst auf alle mögliche Weise aufzureizen. Sie erinnern den König, welchen großen Schaden der päpstliche Hof und dessen Anhänger den Kaisern, seinen Vorfahren, schon zugefügt hätten, auch jetzt noch mit Hülfe des Sicilianers, mit dem sie ein Bündniß geschlossen, zuzufügen gesonnen seyen. Gegen diese Rebellen gegen das kaiserliche Ansehen, gegen diese Reichsfeinde hätten nun sie, die Römer, und zwar

blos aus Liebe und Treue zu dem Kaiser sich erhoben, dem einen Theil seine Macht benommen, den andern Theil zu Boden geschlagen und dessen feste Schlösser, Burgen und Thürme erstürmt. Mehrere davon hätten sie niedergerissen und dem Erdboden gleich gemacht, die andern hielten sie im Namen des Kaisers besetzt. Sie laden hierauf Conraden ein, sich unverzüglich nach jener Stadt zu begeben, welche das Haupt der Welt wäre, aus ihren Händen die Kaiserkrone zu empfangen, Rom sodann für immer zu seiner bleibenden Residenz zu machen, und von da aus, wie einst August, Constantin und Justinian, durch die Weisheit des römischen Senats und die Kraft des römischen Volkes den Erdkreis zu beherrschen. Alle Gemüther der Römer und alle Kräfte ihrer Stadt stünden zu seinem Gebote, und Er würde, wenn Er ihrer Einladung folgen wollte, größer, herrlicher und mächtiger seyn, als es noch irgend einer seiner Vorfahren gewesen wäre." — Daß dieser Brief nur in einem Paroxismus von Wahnsinn könnte geschrieben worden seyn, wird jeder unserer Leser von selbst begreifen. Indessen geht doch aus dem übrigen Inhalt desselben hervor, daß die Römer schon früher ein paar Mal an Conrad geschrieben hatten, ihre Briefe aber stets unbeantwortet geblieben sind. Auch dieses Schreiben machte an Conrads Hofe keinen Eindruck. Man kannte der Römer Ohnmacht, ihre Großsprecherei, ihren Wankelmuth und wie wenig Verlaß auf sie sey. Bei vielen aus den Umgebungen des Königes war der Brief der Römer eher ein Gegenstand des Spottes nnd des Gelächters als einer ernsten Berücksichtigung, besonders da die tolle Zumuthung, die der sogenannte römische Senat und das sogenannte römische Volk an den König gemacht hatte, nämlich seine Residenz für immer in Rom aufzuschlagen, bei der damaligen Lage und Verfassung Europens, und dem in allen Ländern

eingeführten und in Deutschland ganz eigen gestalteten Feudalwesen, in jedem auch noch so trüben Auge als ein baarer, heller Unsinn erscheinen mußte. Auf das wortreiche und hochtönende römische Schreiben ward also abermals nicht die mindeste Rücksicht genommen; im Gegentheil der Papst durch seine Legaten, die zu derselben Zeit ebenfalls an Conrads Hofe angekommen waren, der unwandelbaren Freundschaft des Königs versichert; und da zudem auch noch die neu eingetretenen Zeitereignisse die Aufmerksamkeit Deutschlands und dessen Beherrschers nach einer ganz andern Seite hinzogen; so hielt auch Conrad es für das beste, für jetzt noch einstweilen die Römer und deren thörichte Schwindeleien ihrem eigenen Conflict zu überlassen.

XI.

Conrad zieht nach dem Orient. — Dessen Rückkehr nach Deutschland und bald darauf erfolgter Tod.

1. Ungefähr zur Zeit, als Lucius II. auf dem apostolischen Stuhle saß, drang auf einmal und ganz unerwartet aus dem fernen Orient ein Schrei des Jammers und flehentlicher Bitte in alle Länder des christlichen Europa's. Edessa, die Vormauer und das Bollwerk von Jerusalem, war gefallen und die heilige Stadt von neuem in Gefahr, wieder in die Hände der Ungläubigen zu fallen. An Geistliche und Weltliche kamen eine Menge Briefe, ja sogar Gesandtschaften, welche sämmtlich die Gefahr der orientalischen Christen und deren demüthiges Flehen um schleunige Hülfe schildernd, in den dringendsten und rührendsten Ausdrücken um Beistand baten. Natürlich ward dabei das wohlwollende Herz des gemeinschaftlichen Vaters der gesammten Christenheit am meisten erschüttert, am tiefsten gerührt. Eugen III., sobald er nach

dem gleich darauf erfolgten Tode des Lucius die päpstliche Weihe erhalten hatte, schrieb demnach sogleich an Könige, Fürsten und Bischöfe, sie bittend, ermahnend und im Namen Gottes ihnen befehlend, ihren bedrängten Brüdern in Palästina zu Hülfe zu eilen, nicht zu gestatten, daß die Stadt des Herrn, daß Bethlehem, die Wiege unsers Heils, und die übrigen heiligen Oerter und besonders das Grab unsers göttlichen Erlösers auf das neue wieder den Lästerungen und Entweihungen der Ungläubigen Preis gegeben würden. Da jedoch Eugen wohl wußte, daß dem todten Buchstaben nicht die Kraft des lebendigen Wortes inwohne; so gab er dem heiligen Abte von Clairvaux den Auftrag, den Völkern und deren Beherrschern die Sache des Heilandes zu verkündigen, sie zu einem neuen Kreuzzuge zu begeistern. Unstreitig war zu Ausführung dieses Auftrages Niemand mehr geeignet als der heilige Bernhard. Kein Mensch besaß je noch so sehr, wie er, die Macht der Rede; und weil schon zu Lebzeiten von Gott vor der Welt durch Wunderkräfte verherrlichet, war er auch allen Christen ein Gegenstand der höchsten Verehrung. Obschon kränklich und schwach, so daß er stehend sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte, übernahm Bernhard doch den ihm ertheilten Auftrag, verließ sogleich sein Kloster und eilte den Wünschen des heiligen Vaters zu entsprechen *).

---

*) Der heilige Bernhard war zwar damals erst in seinem vier und fünfzigsten Jahre. Aber durch seine vielen harten und schweren Abtödtungen, durch die ungemeine Anstrengung, mit der er dem Dienste seines Herrn, dem Heil seiner Nebenmenschen und auch den Wissenschaften, jedoch diesen blos, weil er sie als Mittel zu Erreichung höherer und heiliger Zwecke gebrauchen wollte, sich von frühester Jugend an hingegeben, hatten seinen, ohnehin von Natur aus nicht sehr stark constituirten Körper völlig er-

2. Zuerst begab sich der heilige Bernhard nach Frankreich, wo die Wirkung seiner begeisternden Reden überall, wohin er kam, alle Erwartungen übertraf. Alles drängte sich herbei, Grafen, Edle und Ritter, und eine Menge aus dem gemeinen Volke, um aus den Händen des wunderthätigen, heiligen Abtes das auf die Schultern zu befestigende Kreuz zu empfangen. — Aus Frankreich eilte Bernhard nach Deutschland. In Frankfurt kam er zu König Conrad. Als diesem aber der heilige Mann den Zweck seiner Reise nach Deutschland bekannt machte, unterbrach ihn derselbe mit der Aeußerung, daß er unter den gegenwärtigen Umständen durchaus nicht gesonnen sey, eine Heerfahrt nach dem Orient zu unternehmen. Diese Aeußerung schloß dem heiligen Bernhard den Mund. — „Er sehe ein," erwiederte er blos, „daß es ihm nicht gezieme, bei seiner königlichen Hoheit wegen irgend einer Angelegenheit zudringlich zu seyn." — Dieser Beweis von Demuth und Bescheidenheit machte auf den König tiefen Eindruck, der auch dem scharfen Blicke des heiligen Bernhards nicht entging. Voll zuversichtlicher Hoffnung folgte er also dem König nach Speier. Hier feierte der von Gott so sehr begnadigte Bernhard in Gegenwart des Königes, vieler Großen und einer Menge Volkes am 28. December 1146 das heilige Opfer. Nach dem Evangelium hielt er plötzlich inne, wandte sich zu dem erstaunten Volke, und sprach von dem Zwecke seiner Sendung nach Deutschland, richtete aber sogleich seine Rede vorzüglich an den

schöpft und gebrochen. Aber eben daher kann auch der heilige Bernhard uns zum Beweise dienen, welche außerordentliche Macht und Gewalt der Geist über den Körper habe, besonders wenn der Mensch ausschließlich nur heilige Zwecke, das heißt, nur Gott im Auge hat, einfältigen Herzens ist, und einen reinen, lautern und doch kräftigeu Willen besitzt.

König, erinnerte diesen an alle, ihm von Gott erwiesene Wohlthaten, an Thron und Reich, an Vermögen und Verstand, an alle geistliche wie zeitliche, aus den Händen Gottes erhaltene Gnaden; sprach aber hierauf auch von dem, einst alle Große und Mächtige dieser Erde erwartenden strengen Gerichte Gottes, und fragte dann den König, wie er an diesem furchtbaren Tage zu bestehen gedenke, und mit welchen frommen Werken er die vielen erhaltenen Gnaden und Erbarmungen Gottes erwiedert habe. — Der alles überwältigenden Macht dieser Rede vermochte Conrad nicht länger zu widerstehen. Mit Thränen im Auge rief er aus: „Ich erkenne die zahllosen Wohlthaten göttlicher Erbarmung; nicht undankbar will ich mich dagegen erweisen, und, weil zu seinem heiligen Dienste jetzt feierlich aufgefodert, will ich auch mein Leben und alle meine Kräfte meinem Gott und Herrn widmen." — In lautes Lob Gottes brach nun die ganze zahlreiche Versammlung aus. Der heilige Bernhard nahm von dem Altar die Fahne des Kreuzes, überreichte sie dem Könige, und heftete mit eigener Hand ihm das Kreuz auf die Schulter. Aus den Händen des heiligen Bernhards empfingen das Kreuz jetzt die meisten anwesenden Fürsten und Herren, und unter diesen auch der junge Friederich, Conrads Neffe, Sohn seines ältern Bruders, des Herzogs Friederich von Schwaben. — Ueber das ihm jetzt so glücklich gelungene Werk war der heilige Bernhard ungemein erfreut. Den römischen König Conrad zur Annahme des Kreuzes bewogen zu haben, nannte Bernhard das größte Wunder, das er je noch mit und durch die Kraft Gottes gewirkt habe*).

---

*) Des jungen Friederichs Vater, der Herzog Friederich von Schwaben, war an jenem Tage in Speier nicht gegenwärtig gewesen. Er lag auf einem seiner Güter jenseits des Rheins gefährlich krank danieder. Als er

die Nachricht erhielt, daß sein Sohn das Kreuz genommen, entbrannte er in heftigen Zorn gegen seinen Bruder, daß dieser den Jüngling nicht davon abgehalten habe. Friederich war dem Herzen des kranken Vaters vorzüglich deswegen theuer, weil seine erste Gemahlin, die Schwester des Herzogs Heinrich von Bayern und Sachsen (Lothars Schwiegersohn) ihn geboren hatte. Diese Gemahlin hatte Friederich bis zu ihrem Tode auf das zärtlichste geliebt; und selbst die zwischen ihm und dem welfischen Hause eingetretenen Zerwürfnisse waren nicht vermögend gewesen, diese Liebe zu schwächen, die er nach dem Tode der Geliebten auf den ihm von ihr gebornen Sohn übergetragen hatte. Der brennende Schmerz, den er darüber empfand, daß dieser Sohn, dieses theure, von seiner so sehr geliebten Gemahlin ihm hinterlassene Unterpfand ihrer Zärtlichkeit, ihm nun sollte entzogen werden, und daß er ihn wahrscheinlich niemals wieder sehen würde, in Verbindung mit der heftigen Erschütterung, die ihm die erste Nachricht davon verursacht hatte, wirkte ungemein nachtheilig auf den Zustand des Herzogs, dessen Krankheit ohnehin schon die Aerzte für höchst gefährlich erklärt hatten. Sobald der heilige Bernhard dieses erfuhr, verließ er sogleich Speier und eilte zu den kranken Friederich, um in dessen zerrissenes Gemüth wieder Ruhe und Frieden zu bringen, und in das so schmerzhaft verwundete Vaterherz jenen heilenden Balsam zu gießen, den nur Religion und lebendiger Glaube uns zu reichen im Stande sind. Schon die Erscheinung des heiligen Bernhards auf der Burg des Herzogs war im höchsten Grade wohlthätig für den Kranken; noch mehr Linderung brachten ihm die salbungsvollen, tröstenden Worte des heiligen Abtes, dem es nun auch bald gelang, den Herzog so vollkommen zu beruhigen, daß er nicht nur allen Unwillen gegen den König, seinen Bruder, aus seinem Herzen verbannte, sondern im Gegentheil ihm noch dankte, seinen Sohn zu einem so frommen Unternehmen bewogen zu haben. Ruhig und vollkommen in den allerheiligsten Willen Gottes ergeben, starb der Herzog noch während der Anwesenheit des heiligen Bernhards in Bietengau, worauf sein Sohn, der junge Friederich, dem Erbrecht nach das Herzogthum Schwaben übernahm.

3. Der heilige Bernhard zog hierauf den Rhein herab, predigte überall mit gleichem Erfolge die Annahme des Kreuzes *), und kehrte hierauf nach Frankreich zurück. Aber Conrad ging nach Bayern und hielt zu Regensburg einen öffentlichen Tag. An der Stelle des heiligen Bernhards unternahm es hier der Abt Adam von Eberach das Kreuz zu predigen; aber seitdem König Conrad es angenommen hatte, war eine ungemeine Bewegung durch alle Gauen Deutschlands gegangen. Es bedurfte jetzt keiner großen Beredsamkeit mehr, und kaum hatte der Abt Adam ein Schreiben des heiligen Bernhards vorgelesen, als Alles sich herbei drängte, um das Kreuz aus den Händen des Abtes von Eberach zu empfangen. Unter denen, welche es jetzt annahmen, befanden sich auch Conrads beide Halbbrüder, der Bischof Otto von Freisingen und der Herzog Heinrich Jasomirgott von Bayern, ferner die Bischöfe von Regensburg und Passau, und eine Menge Grafen, Edeln und Ritter; und da der Herzog Welf, obgleich zwischen ihm und den Hohenstaufen der Friede noch nicht geschlossen war, demungeachtet auf seiner Burg Bietengau, in der heiligen Nacht des Geburtsfestes des Erlösers, das Kreuz angenommen und zu der Heerfahrt nach dem Orient sich verpflichtet hatte; so verschwand nun bei dem König alle Besorgniß, daß, während seiner Abwesenheit, die Ruhe in Deutschland durch Welf und dessen Anhänger könnte gestört werden. — Bald nach dem Tage von Regensburg verlobten sich zu der Kreuzfahrt auch der Herzog von Böh-

*) Ungemein Vieles trugen dazu bei die vielen Wunder in Heilung unheilbarer Krankheiten, welche, wie des heiligen Bernhards Lebensbeschreiber berichtet, den ganzen Weg des Heiligen den Strom hinab bezeichneten, und die seinen Worten ein Gewicht gaben, das alle Zweifel und alle menschliche Berechnung weit überwog.

men, der Markgraf von Steier und der Graf Bernhard von Kärnthen. Auch alle Völkerschaften des nordwestlichen Deutschlands und deren Fürsten, nämlich aus den Ländern am Niederrhein, aus Holland, Flandern, aus Friesland und Westphalen bis zur Mündung der Weser, waren dem frommen Unternehmen beigetreten und trugen auf ihren Kleidern das gemeinsame Zeichen der Kreuzfahrer; nur baten sie um die Erlaubniß, die man ihnen auch, obgleich nicht sehr gerne, ertheilte, ihren Weg nicht zu Lande durch Ungarn und über Constantinopel nehmen, mithin auch nicht dem großen Heere unter dem Könige sich anschließen zu dürfen.

4. Ganz Deutschland hatte sich also zu der Heerfahrt nach dem Orient verpflichtet. Nur die Sachsen machten eine Ausnahme. Aber die Ursachen, warum sie sich weigerten daran Theil zu nehmen, waren so gegründet, daß auf dem öffentlichen Tage in Regensburg weder von dem Könige, noch von irgend einem der zahlreich anwesenden Fürsten eine Einwendung dagegen erhoben ward. Sachsen war nämlich wieder von den Einfällen der heidnischen Wenden bedrohet; unmöglich konnten also jetzt dessen Fürsten das Land verlassen, unmöglich es von dem größten Theile seiner kriegerischen Mannschaft entblößen. Dafür jedoch gelobten sie einen Kreuzzug gegen ihre heidnischen Nachbarn, nahmen daher ebenfalls das Kreuz, trugen es aber auf eine andere Weise als die übrigen Kreuzfahrer. Sie hatten einen doppelten Zweck: erstens Verbreitung und Befestigung des Christenthums in allen slavischen und wendischen Ländern, und dann Unterwerfung und Vereinigung derselben mit dem deutschen Reiche*). Offen-

*) Daher auch die abweichende Weise, in der die Sachsen das Kreuz trugen. Die Kreuzfahrer nach dem Orient hatten es ganz einfach auf ihren Kleidern; Jene aber trugen auf ihrer Kleidung eine runde Scheibe, auf

bar war das Letztere bei den sächsischen Herren die Hauptsache, das Erstere nur Nebensache; daher auch, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, der Sachsen Kreuzzug in jenen Ländern dem Christenthum wenig, ja beinahe gar keinen Gewinn brachte. — Ueberall war man nun mit den Vorbereitungen zu der bevorstehenden Heerfahrt beschäftiget. Ganz Deutschland erschon von den Schlägen der Waffenschmiede, die eine ungeheure Menge Harnische, Helme, Lanzen und Schwerter zu liefern hatten. Uebrigens herrschte in dem ganzen Reiche Friede und eine seltene Ruhe; denn die, welche das Kreuz genommen, dachten nur an ihre Zurüstungen, und besonders die Herren und Ritter vorzüglich an Herbeischaffung des Geldes, das sie, um mit Anstand bei dem Heere zu erscheinen, dazu nöthig hatten; und was die andern betrifft, die sich zum Kreuze nicht verpflichtet hatten, so durfte es keiner derselben auch nur von weitem wagen, seine Waffen gegen einen Kreuzfahrer zu erheben; denn nicht nur war durch einen vom Könige mit sämmtlichen geistlichen und weltlichen Fürsten genommenen Beschluß verordnet und festgesetzt worden, daß alle Privathändel und Streitigkeiten während der Heerfahrt ruhen, auch keine Klagen gegen einen Kreuzbruder, bis zu dessen Rückkehr in das Vaterland, sollten angenommen und gehört werden*), sondern der Papst hatte auch die Familien und das Eigenthum jedes Einzelnen während dessen Abwesenheit unter den ganz besondern Schutz und Schirm der Kirche gestellt.

deren oberm Rand sich ein Kreuz erhob. Dieses stellte das Christenthum, die Scheibe aber das Reich vor, wodurch sie zu erkennen geben wollten, daß sie sich verbindlich gemacht hätten, jene heidnische Nationen nicht blos für das Christenthum, sondern auch für das Reich zu gewinnen.

*) Sogar wenn sie Schulden hatten, durften für die Zeit ihrer Abwesenheit keine Zinsen von ihnen gefordert werden.

Conrad wünschte wo möglich noch vor Anfang des Sommers die Heerfahrt antreten zu können; da zwischen dem Tage in Speier, an welchem er das Kreuz genommen, und jenem, an welchem die Heere nach seinem Wunsche aufbrechen sollten, nur die kurze Zwischenzeit von fünf Monaten lag, so betrieb er auch mit ungemeinem Eifer überall die nöthigen Zurüstungen. Mit dem Könige von Frankreich traf er die Uebereinkunft, daß die Kreuzfahrer noch vor Pfingsten sich in Bewegung setzen, das französische Heer in der Gegend von Metz, das deutsche aber bei Regensburg sich sammeln sollte.

5. Um das Nöthige wegen der Verwaltung des Reiches während der Abwesenheit des Königes zu ordnen, berief Conrad sämmtliche Fürsten und Herren zu einem großen öffentlichen Tage nach Frankfurt. Seit der Annahme des Kreuzes hatte Conrad in der öffentlichen Meinung Deutschland's außerordentlich gewonnen. Sämmtliche Fürsten und Herren folgten also dem Rufe des frommen Königes, und keiner blieb aus, der nicht durch schwere Krankheit oder irgend ein gebieterisches Zeitverhältniß zurückgehalten war. Aber auf das angenehmste überrascht und für seine Bemühungen um das Wohl Deutschlands reichlich belohnt ward jetzt Conrad, als sämmtliche zahlreich anwesende Fürsten einstimmig seinen noch ziemlichen unmündigen Sohn Heinrich nicht blos zum Reichsverweser ernannten, sondern ihn auch zum Nachfolger seines Vaters auf dem Throne von Deutschland erklärten. Conrad hatte jetzt erreicht, was er sich zur Aufgabe seines ganzen Lebens, Ringens und Mühens gemacht hatte, nämlich seines Hauses Größe und deren Dauer und feste Begründung. — Conrad eilte mit seinem Sohne, nach dessen Wahl, sogleich nach Aachen, wo er am dreißigsten März des Jahres Ein tausend, ein hundert und sieben und vier-

zig über dem Grabe Carls des Großen zum Könige der Deutschen gesalbt und gekrönt ward. Zum Vormünder des jungen Königes ordnete Conrad den höchst ehrwürdigen Erzbischof Heinrich von Mainz, dem er natürlicher Weise auch die Verwaltung des Reiches übertrug, und in diesem schweren Geschäfte den edeln, wohlmeinenden und gelehrten Abt Wibald von Corvei, den er ihm an die Seite setzte, zum Gehülfen gab. — Das Osterfest feierte Conrad zu Bamberg, wo auch dem neugewählten Könige und Reichsverweser das Reich förmlich übertragen ward.

6. In zahlreichen Schaaren waren indessen die Kreuzfahrer aus allen Theilen Deutschlands nach Regensburg gezogen und hatten dort in mehreren Lagern sich versammelt. Das ganze Heer war beinahe unübersehbar. Blos die Anzahl an schwer Geharnischten zu Pferde belief sich auf achtzig tausend Mann; die Menge an Fußvolk und leichten Reitern vermochte man gar nicht zu zählen, ohne noch des aus Weibern, Kindern und Knechten bestehenden Trosses zu erwähnen, der füglich hätte zurückbleiben können und zu nichts diente, als blos alle kriegerische Bewegungen, wo nicht völlig zu hemmen, doch wenigstens um vieles zu erschweren. Als das ganze Heer versammelt war, kam auch der König wenige Tage vor dem Feste Christi Himmelfahrt im Lager an. Unter dem lauten Jubel aller Edeln, Ritter wie auch gemeiner Kreuzfahrer ward Conrad empfangen, und brach nun auch gleich am andern Tage nach dem Feste mit dem ungeheuern Heere bei Regensburg auf. Der Zug ging durch Oesterreich, Ungarn und Bulgarien nach Constantinopel. — Das französische Heer, an Zahl der Streitkräfte dem deutschen vollkommen gleich, nur reicher und prachtvoller ausgerüstet, brach, um dessen Verpflegung auf dem Marsch zu erleichtern, zwei Monate später auf, kam erst gegen

Ende des Monates Junius am Rhein an, ging bei Worms über den Strom, zog hierauf nach Regensburg und folgte dann dem deutschen Heere, obgleich auf andern Straßen, nach Constantinopel. — Schon früher waren die Kreuzfahrer des nordwestlichen Deutschlands zu Schiffe gegangen und aus dem Rhein in die Nordsee gesegelt. Einen Hafen in England hatten sie zum Sammelplatz sämmtlicher Schiffe bestimmt. Viele Fahrzeuge, ebenfalls mit bewaffneten englischen Pilgern bemannt, gesellten sich hier zu ihnen und vermehrten sehr bedeutend ihre Anzahl und Stärke. Sobald die ganze Flotte beisammen war, wurden die Anker gelichtet. Aber bald hatte die Flotte mit Stürmen zu kämpfen, und ward endlich an die Küste von Portugal verschlagen. Das Erscheinen einer Flotte von Kreuzfahrern an einer Küste seines Reiches suchte König Alphons sogleich zum Besten der spanischen Christenheit zu benutzen. Unter ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen forderte er die fremden Kreuzbrüder zum Dienste gegen die Saracenen in Spanien auf. Die Kreuzfahrer, in der vollen Ueberzeugung, daß der Kampf gegen die Ungläubigen in Spanien eben so verdienstlich sey, als der Kampf gegen die Muselmänner im Orient, nahmen das Anerbieten des Königes an, zeichneten sich durch Kühnheit und Tapferkeit im Kriege mit den Mauren aus, verrichteten herrliche und glorreiche Thaten, eroberten nach harter Belagerung die Stadt Lissabon und den noch übrigen Theil von Portugal, und kehrten endlich nach Verlauf eines Jahres, mit Ruhm und Ehre bedeckt, und dabei auch nicht mit leeren Händen, wieder in ihr Vaterland zurück.

7. Aber desto größer war das Unglück, das die beiden großen, zu Lande nach dem Orient ziehenden Heere beinahe vom Anfange an bis zum Ende ver-

folgte. Durch die Uneinigkeit der Fürsten, durch den Ungehorsam, den Trotz und die Raubsucht undisciplinirter wilder Krieger, durch die zahllosen Mißgriffe und Fehler ihrer Führer, und endlich auch durch die List und Schlauheit der, von den Abendländern nur zu oft mißhandelten Griechen, mißlang das ganze große Unternehmen so völlig und so schauervoll, daß, nachdem der Säbel der Türken in Verbindung mit Hungersnoth und jeder Art des Elends schrecklich und furchtbar in den Reihen der Kreuzfahrer gewüthet hatte und die Gebeine von einer Million erschlagener Christen die Gefilde Kleinasiens bedeckten, endlich beide Heere sich von selbst auflößten; alles, was dem Verderben noch entronnen war, theils einzeln, theils in schwachen Haufen nach dem Vaterland zurückeilte, und selbst beide große Monarchen, Conrad von Deutschland und Ludwig von Frankreich, an jedem fernern, bessern Erfolge verzweifelnd, tief gebeugt und über den Verlust so vieler hundert tausend braver Männer schmerzhaft trauernd, zwar ohne empfangene persönliche Schmach, jedoch ohne Ruhm und Ehre, ganz still und nur in äußerst schwacher Begleitung in ihre Staaten wieder zurückkehrten*).

*) Eben so fruchtlos, jedoch nicht mit so ungeheuerem Verlust verbunden, war auch der Kreuzzug der Sachsen gegen die heidnischen Wenden. Die sächsischen Fürsten wollten, wie sie sagten, das Heilige mit dem Irdischen verbinden. Aber offenbar sollte das Erstere, das Heilige, nur die Folie seyn, die sie ihren irdischen, selbstsüchtigen Zwecken unterlegen wollten, um diese alsdann, wenn ein glücklicher Erfolg ihre Unternehmung krönen würde, in einem desto herrlichern Glanz vor den Augen der Welt strahlen zu lassen. — Die großen Zurüstungen der Sachsen entgingen den wendischen Fürsten nicht. Aber nur Einer derselben, nämlich Pribislav, Fürst der Heveller in dem Brandenburgischen erschrack, davor so sehr, daß er sich in aller Eile taufen ließ, den Hauptgötzen seines Landes, den Triglav nebst den andern untergeordneten Götzenbildern

stürzte, sich in den Schutz des Markgrafen Albert des Bären begab, und diesen zum Erben seiner Länder einsetzte. Auch der tapfere und kluge Niklot, Fürst der Obotriten, wollte, um der ihm drohenden Gefahr desto kühner entgegen treten zu können, mit dem Grafen Adolph von Holstein, dem er früher sehr wichtige Dienste geleistet hatte, sich jetzt verbünden. Als dieser aber alle ihm von dem Fürsten gemachte Anträge ablehnte, glaubte Niklot, es sey besser dem Feinde zuvorzukommen, als dessen Angriff ruhig abzuwarten. Plötzlich lief er also mit seiner Flotte in die Mündung der Trave ein, setzte in der Nacht, ohne Widerstand zu finden, sein Heer an das Land, überrumpelte Lübeck, erschlug darin mehr als drei hundert Menschen, plünderte und steckte die Stadt in Brand. Auch Siegbert ward geplündert, Dargum verbrannt, ganz Wagrien schrecklich verwüstet, und grenzenloser Jammer verbreitete sich über die ganze Gegend. Diese unerwarteten Ereignisse zwangen nun die Sachsen eiligst ihre Heerfahrt anzutreten. In zwei Abtheilungen rückten sie vor, die Eine 60,000, die Andere 40,000 Mann stark. Sämmtliche Bischöfe und Fürsten Sachsens befanden sich bei diesen beiden Heeren, mit denen nun auch noch ein dänisches, eben so starkes, von den beiden Kroncompetenten Kanut und Sueno geführtes Heer sich vereinigte. Beide dänische Fürsten hatten, als auch in Dänemark das Kreuz geprediget ward, einen Waffenstillstand geschlossen und sich mit den Sachsen zu der heiligen Unternehmung gegen die heidnischen Wenden vereint. Vor einer solchen Uebermacht mußte Niklot sich zurückziehen. Die vorliegenden Gegenden wurden nun zwar von den Kreuzfahrern verwüstet, aber in das Innere einzudringen vermochten sie nicht, theils wegen des sumpfigen, morastigen, von Flüssen und Seen durchschnittenen Bodens, theils auch weil die Einwohner mit ihrer Habe sich tiefer in ihr Land zurückgezogen hatten, und die Kreuzfahrer nur leere Dörfer und nirgends Lebensmittel fanden. Indessen hatte Niklot zwei Städte, nämlich Dimin an der Poene und Dubin auf das beste befestiget. Beide Städte wurden belagert, aber alle Arbeit und alle Anstrengungen der Belagerer wurden durch die Tapferkeit der wendischen und slavischen Besatzungen

vereitelt. Dadurch wurden nun bald die Kreuzfahrer, ohnehin der bisherigen Mühseligkeiten und Entbehrungen schon überdrüßig, nur noch mehr entmuthiget, und als jetzt die Wenden aus Dubin gegen die Dänen einen Ausfall machten, und diesen, weil die, obgleich in ihrer Nähe stehenden Sachsen ihnen nicht zu Hülfe kamen, einen sehr bedeutenden Verlust beibrachten, geriethen die Dänen darüber so sehr in Zorn, daß sie mit ihrer bisher gemachten Beute zu ihren Schiffen eilten und, das Heer der Kreuzfahrer auf immer verlassend, nach Dänemark zurückkehrten. Aber auch unter den Fürsten selbst ward mit jedem Tage die Uneinigkeit größer. Sie waren nur des Eroberns wegen gekommen. Da es aber nicht ausgemacht war, wer das Eroberte bekommen, oder was ein Jeder davon erhalten sollte, so belauerte jetzt Einer den Andern mit eifersüchtigem, neidischem und mißtrauischem Blick. Der junge Herzog Heinrich der Löwe sah endlich ein, daß, um die wendischen Länder oder einen Theil derselben sich unterwürfig zu machen, er gar keines Kreuzheeres bedürfte, und da er ein Land, das er schon als das seinige ansah, nicht noch länger von Fremden wollte ausrauben und verwüsten lassen, so hemmte und durchkreuzte er jede fernere Bewegung, und brachte es endlich dahin, daß ein Vergleich zu Stande kam, dem zu Folge die Wenden versprachen sich taufen zu lassen und die dänischen Gefangenen ohne Lösegeld zurückzugeben, die Kreuzfahrer aber das Land sogleich zu verlassen. Wirklich ließen viele Wenden sich taufen; ob sie aber auch wahrhaft christliche Gesinnungen annahmen, dieß muß man dahin gestellt seyn lassen; aber gewiß ist es, daß sie dadurch mit den Deutschen eben so wenig als auch vorher befreundet wurden. Was die dänischen Gefangenen betraf, so gaben sie nur solche zurück, die, weil kränklich und schwach, sie nicht mehr als Knechte gebrauchen konnten. Ohne Ehre und ohne Gewinn gingen die Kreuzfahrer nach Hause, und der ganze, sogenannte heilige Kreuzzug hatte zu nichts anders geführt, als daß große Strecken Landes waren schrecklich verwüstet und gränzenloser Jammer über die dortige Menschheit, über Christen wie Heiden war, gebracht worden.

8. Nach zweijähriger Abwesenheit kam Conrad Ende Aprils des Jahres Eilf hundert und neun und vierzig wieder in Deutschland an*), feierte zu Salzburg das Pfingstfest und begab sich hierauf nach Regensburg. Hier hielt er einen öffentlichen Tag, auf welchem sich die Fürsten sehr zahlreich einfanden, theils um ihm Glück zu seiner Ankunft im Vaterlande zu wünschen, theils auch um durch Beweise zuvorkommender Bereitwilligkeit, Treue und Ergebenheit ihn wegen des Unglückes, daß ihn und sein Heer getroffen, einigen Trost zu gewähren. Aber Conrad war nicht mehr derselbe, der er vor seinem Zuge nach dem Morgenlande gewesen war. Der lange und schmerzhaft an seinem Herzen nagende Kummer über schändlichen Verrath, Treulosigkeit, Unverstand und Verkehrheiten jeder Art, dabei die eigenen Anstrengungen auf dieser so unglücklichen, mit den größten Mühseligkeiten, Entbehrungen und Elende verbundenen Heerfahrt hatten seine Gesundheit untergraben, seine sonst so starke Seele gebeugt, und den Muth und die Kraft früherer Jahre gebrochen. Auf seiner Rückreise nach dem deutschen Vaterlande war er schon einige Zeit in Constantinopel an einer sehr gefährlichen Krankheit schwer darnieder gelegen. Aber bei allem dem war dennoch der Gedanke, der ihn den größten Theil seines Lebens über beschäftiget hatte, nämlich der Gedanke an eine Heerfahrt nach Italien, auf das neue wieder in ihm erwacht. Schon in Thessalonich, wohin er sich, als er in Constantinopel wieder genesen war, begab, hatte er mit dem griechischen Kaiser Manuel ein förmliches Bündniß gegen den König

*) Wir geben hier nur das Endresultat dieses so unglücklichen Zuges. Die eigentliche detaillirte Geschichte des zweiten Kreuzzuges kann und darf erst dann folgen, nachdem wir vorher noch die Geschichte des Königreiches Jerusalem, von dessen Gründung (1099) an, bis zu diesem zweiten Kreuzzuge (1147) werden vorgetragen haben.

Roger von Sicilien geschlossen. Dieser ward von den Griechen nicht nur gehaßt, sondern auch gefürchtet; gehaßt, weil er Herr von Unteritalien war, von diesem volkreichen, herrlichen Lande, dessen Verlust die Griechen noch immer nicht verschmerzen konnten; aber auch gefürchtet, und zwar noch mehr als gehaßt, weil er erst unlängst, und zwar mit nicht kleinem Erfolge, seine Waffen gegen das griechische Reich selbst gewandt hatte. Die Insel Corfu war von Roger erobert und, weil er dieselbe zur Grundlage und Basis seiner fernern, noch weiter aussehenden Unternehmungen gegen das griechische Reich machen wollte, ungemein befestiget worden. Von Corfu segelte er nach dem eigentlichen Griechenland, plünderte die vornehmsten Städte, wie Korinth, Theben, Athen, Euböa ꝛc. rein aus und kehrte mit ungeheurer Beute nach Sicilien zurück*). Aber einen Beweis seiner Staatsklugheit gab Roger bei diesem Raubzuge, daß er die besten und geschicktesten Arbeiter in den vorzüglichsten bürgerlichen Gewerben, und besonders alle Seidenweber und Fabrikanten von Seidenwaaren aus Griechenland fortführte, sie nach Sicilien verpflanzte, ihnen dort Wohnsitze anwies und auf alle Weise sie begünstigte. Bis dahin hatte das griechische Reich das ganze Abendland mit Seidenwaren versorgt; aber von jetzt an mußten sie an diesem einträglichen Handelszweige auch die Sicilianer Theil nehmen las-

*) Diesen Angriff von Seite Rogers hatte der griechische Kaiser durch grobe Mißhandlung der sicilianischen Gesandten verdient. Roger hatte eine Prinzessin aus dem comnenischen Hause zur Gemahlin begehrt, und die darüber angeknüpften Unterhandlungen schienen anfänglich einen günstigen Ausgang zu versprechen. Als aber König Roger sich auf gleiche Linie mit dem griechischen Kaiser stellen wollte, und daher in allem gleiche Behandlung begehrte, fand sich der Kaiser durch diese Forderung so sehr beleidiget, daß er Rogers Gesandten ergreifen und in das Gefängniß werfen ließ.

sen, die denselben endlich sogar völlig an sich rissen. — Nicht minder erbittert wurden die Griechen gegen Roger auch wegen der Schmach, die ein sicilianischer Admiral erst unlängst der kaiserlichen Flagge zugefügt hatte. König Ludwig VII. wurde auf seiner Rückkehr zur See aus dem unglücklichen ruhmlosen Kreuzzuge gegen Ehre und Völkerrecht von einem griechischen Geschwader angehalten, aber von einer, in den dortigen Gewässern kreuzenden sicilianischen Flotte wieder befreit. Doch damit noch nicht zufrieden, segelte Georg, König Rogers Admiral, geradezu nach Constantinopel. Der Kaiser war abwesend, der Hellespont ohne Vertheidigung, die Hauptstadt ohne Besatzung, und in dem Hafen lag nur eine kleine, nicht einmal gehörig bemannte Anzahl von Kriegsfahrzeugen. Zu ihrem größten Erstaunen und Schrecken erblickten nun auf einmal die ganze Geistlichkeit und alle Einwohner von Constantinopel die Annäherung einer langen Reihe feindlicher Galeeren, die kühn im Angesicht der Kaiserstadt ihre Anker warfen. Um die ungeheuer große und volkreiche Stadt zu belagern oder gar zu erstürmen, war freilich die Kriegsmacht des sicilianischen Admirals zu schwach. Aber er wollte blos den griechischen Stolz demüthigen; ließ also nur eine kleine Schaar von seinen Soldaten landen, die kaiserlichen Gärten plündern, deren kostbarsten Früchte pflücken und segelte hierauf, nachdem er vorher noch, zum Trotz und Hohn, einige feurige Pfeile gegen den Palast des Kaisers hatte abschießen lassen, mit seiner Flotte wieder zurück. — Des griechischen Kaisers dem Könige Conrad gemachte Zusagen, ein Heer und eine Flotte nach Italien zu schicken, waren diesmal keine leeren Worte, und würden sicher in Erfüllung gegangen seyn, hätte nur Conrad den, in seinem mit dem griechischen Kaiser geschlossenen Vertrage übernommenen Verbindlichkeiten entsprechen können. Aber kaum in Deutschland angekommen, ward Conrad von einem hartnäckigen, lange

Zeit allen Künsten der Aerzte widerstehenden Terzianfieber ergriffen, während zu derselben Zeit auch die welfischen Unruhen, wovon sogleich nähere Rede seyn wird, auf das neue wieder ausbrachen. Unter diesen Umständen und Verhältnissen mußte nothwendig eine Heerfahrt nach Italien auf unbestimmte Zeit wieder vertagt werden.

9. Während des Kreuzzuges hatte Conrad dem Herzog Welf so viele Güte erwiesen, bei jeder Gelegenheit ihn so sehr ausgezeichnet, daß er mit Grund hoffen konnte, den ehemaligen Feind für die Zukunft zu seinem Freunde gemacht zu haben. Aber Welf konnte das schöne Herzogthum Bayern nicht vergessen. Da er die Zeit der Abwesenheit Conrads aus dem Reiche für den günstigsten Zeitpunkt hielt, etwas Bedeutendes gegen die Hohenstaufen in Deutschland zu unternehmen, so ging er, eine Krankheit vorschützend, von welcher er im Orient nicht genesen könnte, weit früher als Conrad, nämlich schon während der fruchtlosen Belagerung von Damaskus zu Schiffe, nahm seinen Weg über Sicilien, ward zu Palermo von seinem alten Freunde und Verbündeten, dem König Roger, auf das prächtigste empfangen, erhielt von demselben große Geldsummen und erneuerte mit ihm das alte Bündniß gegen Conrad und die Hohenstaufen. Von Sicilien schiffte er nach Italien; ging heimlich und verkleidet nach Rom, und trat auch hier mit Conrads anerkannten Feinden, an deren Spitze das Haus der Frangipani stand, in Verbindung und geheime Unterhandlungen. Aber der römische Senat, der noch alle seine Hoffnung auf den deutschen König setzte, entdeckte Welfs Aufenthalt in Rom; zwar entging dieser noch der Gefahr, aber mehrere seiner Leute wurden verhaftet. Bei diesen fand man nun Briefe von dem Könige Roger an mehrere deutsche Fürsten, namentlich an den Herzog Heinrich von Sachsen und den Herzog Conrad von

Zähringen. Unter großen Verheißungen wurden sie sämmtlich aufgefordert, die Unternehmungen des Herzogs Welf auf alle Weise zu befördern und zu unterstützen. Diese Briefe sandte der römische Senat unverzüglich an Conrad. An den feindlichen Planen und Gesinnungen des Herzogs Welf konnte der König nun nicht länger mehr zweifeln. Seinen Neffen, den jungen Herzog Friederich von Schwaben, sandte er eiligst zu Lande nach Deutschland, um Welfs Bewegungen zu beobachten, und wenn allenfalls Feindseligkeiten ausgebrochen wären, den Lauf derselben zu hemmen. Wirklich hatte auch Welf schon auf mehreren, dem hohenstaufischen oder waiblingischen Hause gehörigen Gütern feste Burgen aufzurichten angefangen. Die plötzliche Erscheinung des Herzogs von Schwaben in Deutschland, und wahrscheinlich auch die Wegnahme der Briefe des Königs von Sicilien in Rom, zerrütteten nun allem Ansehen nach die Pläne Welfs und der in Geheim mit ihm verbündeten Fürsten, hielten wenigstens den Erstern von jeder fernern Unternehmung ab, und wie es sich aus den spärlichen, durchaus unzusammenhängenden Nachrichten jener Zeit ergibt, so blieb es nun einige, jedoch nicht sehr lange Zeit, wieder ruhig in Deutschland. Als aber Conrad auch nach seiner Genesung sich noch so entkräftet fühlte, daß er mehrere Monate, nämlich vom September 1149 bis zum Osterfeste des folgenden Jahres 1150, zu allen öffentlichen Geschäften unfähig war; so rief, wie es scheint, diese Unthätigkeit des Königes den Herzog Welf wieder unter die Waffen. Er begann seine neue Schilderhebung mit einem Angriff auf die in Schwaben, unweit Nördlingen gelegenen, dem hohenstaufischen Hause gehörige, sehr feste Burg Flochberg. Zwar stand nicht sehr weit davon mit einer hinreichenden Anzahl von Truppen der junge König Heinrich; demungeachtet hoffte Welf die Besatzung der Burg zu überraschen und durch plötzlichen Ueberfall sich derselben zu bemächtigen. Aber der junge

Monarch ward bei Zeiten von den Bewegungen des Herzoges unterrichtet, rückte ihm unverzüglich in angestrengten Märschen nach, ereilte ihn vor Flochberg, griff ihn, obschon es schon des Nachmittags drei Uhr und zwar im Monate Februar war, dennoch sogleich an und schlug ihn so völlig auf das Haupt, daß Welf und alle Edle und Ritter, die mit ihm waren, wenn nicht die eingebrochene Nacht ihre Flucht begünstiget hätte, in Heinrichs Gefangenschaft gerathen wären.

10. Die Schlacht bei Flochberg war die erste, und zugleich auch glorreiche Waffenthat des jungen Königes. Conrad hatte ein ungemeines Vergnügen darüber; denn seines Sohnes Sieg bei Flochberg schien ihm ein Unterpfand der künftigen Heldengröße desselben zu seyn. Aber die Freude des Vaters verwandelte sich bald in Trauer und grenzenlosen Kummer; denn wenige Monate darauf war der kaum zum Jüngling gereifte, und doch schon mit Lorbeern gekrönte König eine Leiche. Der Verdacht einer Vergiftung blieb nicht aus, verdient aber um so weniger eine Berücksichtigung, da derselbe beinahe bei dem Tode eines jeden hochgestellten Mannes sich regte, wenn dessen Leben nur einigermaßen mit den damaligen Ereignissen und stürmischen Welthändeln verzweigt war. Um so mehr also auch bei dem Tode eines Königes, der in der frühesten Blüthe seines Lebens schon so viele Thatkraft bewiesen, die Welt schon zu so großen Erwartungen berechtiget hatte. Heinrich starb im Sommer des Jahres Eilf hundert und fünfzig.

11. Indessen hatte die verlorne Schlacht bei Flochberg die Hoffnungen Welfs und seiner Freunde um vieles herabgestimmt, ihren Stolz nicht wenig gebeugt. Zudem war auch jene Niederlage gar nicht geeignet, die in Geheim mit Welf Verbündeten zu bewegen, jetzt ebenfalls hervorzutreten und zu handeln. Aber auf seine eigenen Kräfte beschränkt, war sein völliger Unter-

gang die unvermeidliche Folge eines noch länger fortgesetzten Krieges. Er wünschte also sehnlichst den Frieden, und wandte sich diesfalls an den jungen Herzog Friederich von Schwaben. Von Seite seines Vaters war dieser ein Neffe Conrads, und von Seite seiner Mutter auch ein Neffe Herzog Welfs. Gerne übernahm Friederich die Vermittelung zwischen seinen beiden Oheimen; und da auch Conrad Deutschland vollkommen beruhiget zu sehen wünschte, so reichte er ebenfalls sehr gerne die Hand zu einem Vergleich. Ohne sehr lange, viele Zeit raubende Unterhandlungen kam es also sehr rasch zu dem Abschluß eines Friedens, dem zu Folge Herzog Welf mehrere Reichslehen, worunter Merdingen das bedeutendste war, erhielt, dafür aber seinen Ansprüchen auf Bayern entsagte, für die Zukunft ein Freund des hohenstaufischen Hauses zu seyn versprach, und alle seine bei Flochberg gefangenen Ritter ohne Lösegeld zurück erhielt. — Um dieselbe Zeit wurden auch einige, von dem jungen Herzog Heinrich dem Löwen erregte Unruhen — man weiß jedoch nicht wie und auf welche Weise — wieder beigelegt. Heinrich hatte das Herzogthum Bayern, weil es seinem Vater ungerechter Weise wäre entrissen worden, als ein ihm gebührendes Erbe zurückverlangt, auch einen Versuch gemacht, seine Forderung durch Waffengewalt zu unterstützen. Allem Ansehen nach ward Heinrich dadurch beruhiget, daß man ihm versprach, zu einer bequemern Zeit seine Ansprüche auf Bayern auf einem öffentlichen Tage untersuchen und prüfen, und dann der Entscheidung der versammelten Fürsten zu überlassen.

12. Da jetzt Ruhe in allen Theilen Deutschlands herrschte, so fing auch Conrad wieder an, und zwar lebhafter als je, sich mit dem Gedanken einer Heerfahrt nach Italien zu beschäftigen, zwar nicht aus eigener Lust und eigenem Antriebe, sondern offenbar blos wegen der Zudringlichkeiten, denen er sich der Angelegenheiten Ita-

liens wegen, von so vielen Seiten her ausgesetzt sah. Schon durch sein, zu Thessalonich mit dem griechischen Kaiser gegen den König Roger von Sicilien geschlossenes Bündniß, glaubte er sich zu einer Heerfahrt über die Alpen verbunden, besonders da Manuel nicht aufhörte, ihn zur Erfüllung seiner eingegangenen Verbindlichkeiten zu mahnen und zu treiben, und er den Kaiser um so weniger beleidigen wollte, da dieser sein Schwager, das heißt, der Gemahl einer Schwester der Gemahlin Conrads war. Aber auch von den Römern ward Conrad, seit seiner Rückkehr aus dem Morgenlande, unaufhörlich mit den schmeichelhaftesten Briefen und den dringendsten Bitten bestürmt, seine Heerfahrt nach Italien nicht länger zu verschieben. Erst unlängst hatten sie abermals geschrieben: sie hätten seine und der Deutschen ärgsten Feinde, nämlich das Haus Frangipani und dessen Anhänger, wie die Brüder und Söhne Leo's aus Rom vertrieben, und bäten ihn daher auf das dringendste, unverzüglich an der Spitze eines Heeres nach Rom zu kommen, dort sein Haupt mit der Kaiserkrone zu schmücken und dann als wahrer Cäsar mit der ganzen, ihm gebührenden Machtvollkommenheit das römische Reich zu beherrschen. — Es ist sehr möglich, daß der Gedanke an den Ruhm: der Wiederhersteller der ehemaligen Macht der frühern römischen Kaiser zu seyn, nun ebenfalls anfing, ihn zu einem Unternehmen, wozu er ohne solchen äußern Andrang wenig Lust gehabt hätte, immer mehr und mehr zu befeuern. Gewiß ist es indessen, daß Conrad jetzt fest zu einer Heerfahrt nach Italien entschlossen war. Gleich im Anfange des Jahres 1152 ordnete er demnach eine, aus vornehmen Geistlichen und Weltlichen bestehende Gesandtschaft nach Italien, um den Römern wie auch dem heiligen Vater seine baldige Ankunft anzukündigen, mit dem Letztern, zur Vermeidung aller zwischen der geistlichen und weltlichen Macht leicht eintretenden Mißverständnissen, gewisse Verabredungen zu treffen, und endlich auch einen

Versuch zu machen, den Papst mit den Römern wieder auszusöhnen. — Auch den Fürsten des Reiches machte Conrad seinen Entschluß, nach Italien zu ziehen, bekannt, und alle, sowohl aus dem südlichen Deutschland als auch aus Sachsen, zeigten die größte Bereitwilligkeit, dem Könige dahin zu folgen. An einer Heerfahrt über die Alpen war jetzt nicht mehr zu zweifeln, daher auch eine neue Gesandtschaft nach Constantinopel abging, um den Schwager des deutschen Königes, den Kaiser Manuel, davon in Kenntniß zu setzen. — Die von Conrad an den Papst abgeordnete Gesandtschaft erwiederte Eugen durch eine ähnliche Gesandtschaft. Die päpstlichen Legaten versicherten den König: der heilige Vater sehe seiner baldigen Ankunft in Italien mit Sehnsucht entgegen, und werde ihn mit Freuden zum römischen Kaiser krönen. — Schon fünf Jahre hatten jetzt die Römer dem Papst getrotzt. Zwar war vor zwei Jahren, bevor noch Conrad von seinem Kreuzzuge in Deutschland angekommen war, Eugen III. wieder in Rom eingezogen; aber es dauerte nicht lange, so mußte er auf das neue in schleuniger Flucht seine Sicherheit suchen. Noch immer bestanden die Römer hartnäckig auf ihrem sacrilegischen Gedanken, alle Regalien wie andere Einkünfte des apostolischen Stuhles als ein, ihrer neuen Republik gehörendes Staatsgut zu betrachten, das Papstthum von aller weltlichen Macht gänzlich zu entkleiden, es ausschließlich blos auf das Kirchenregiment zu beschränken, und daher zu dessen zeitlichem Unterhalt nur die Zehnten und freiwillige Opfergaben anzuweisen. Um diesen widerlichen, offenbar bestandlosen Verhältnissen der römischen Kirche zu den Römern einmal ein Ende zu machen, mußte freilich dem heiligen Vater Conrads Ankunft in Italien höchst erwünscht seyn; aber leider waren mit derselben wieder so mancherlei andere Umstände verbunden, die nicht ohne Grund in der Brust des Papstes sehr große Besorgnisse erregen mußten.

Erstens hatte es alles Ansehen, daß Conrad wirklich in die Plane und Anträge der Römer einigermaßen einzugehen gesonnen sey. Schon die Aufschrift, die er seinem Schreiben an die Römer gab, schien den neuen römischen Freistaat, zwar nicht in allen dessen Einrichtungen, doch der Hauptsache nach zu bestätigen *). Zudem mußte es dem Papste auch sehr aufgefallen seyn, daß Conrad in dem Briefe, in welchem er ihm seine bevorstehende Ankunft in Italien meldete, auch noch beifügte: er sey längst schon Willens gewesen, Gesandte an ihn abzuordnen, um sowohl wegen den Angelegenheiten seiner heiligen Mutter, der römischen Kirche, als auch *de Imperii Romani reformanda dignitate*, mithin wegen Wiederherstellung des Ansehens und der Macht der ehemaligen römischen Kaiser mit ihm zu unterhandeln. Was aber Eugen und dessen sämmtliche Cardinäle in noch weit größere, wahrhaft peinliche Verlegenheit setzte, war König Conrads mit dem griechischen Kaiser gegen Roger von Sicilien eingegangenes Bündniß. Weit mehr, als auf Conrad, hatten der Papst, die Cardinäle und die gesammte römische Geistlichkeit auf Roger von Sicilien ihre Hoffnungen gestellt, und hatte dieser auch jetzt, weil in einen Krieg mit den Griechen verwickelt, nicht augenblickliche Hülfe leisten können, so war man doch überzeugt, daß er, da dieß in seinem eigenen Interesse lag, es zu seiner Zeit thun, Ruhe und Ordnung in Rom wiederherstellen, und die Stadt ihrem rechtmäßigen Oberhaupte, dem Papste, wieder unterwerfen würde. Ward aber nun der König von Sicilien von einem zahlreichen griechischen Heere, das gewöhnlich eine combinirte griechische und venetianische Flotte zu begleiten pflegte, und zu gleicher Zeit

*) Die Aufschrift lautete: Conradus Dei gratia Rom. Rex et semper Augustus *Praefecto* urbis, *Consulibus*, *Capitaneis* et omni *Populo Romano* tam minoribus quam majoribus gratiam suam et salutem.

von einem nicht minder zahlreichen Heere der ohnehin in Italien so sehr gefürchteten Deutschen angegriffen; so war dessen Untergang unvermeidlich, aber dann auch der Papst und die römische Kirche ohne weltliche Stütze, und völlig schutzlos der deutschen Willkühr blosgestellt *).

13. Aber alles Menschenwerk ist eitel, daher auch alle Hoffnungen oder Besorgnisse, die man auf Menschen stellt oder von ihnen erregt werden; und so verschwanden nun ebenfalls, ehe man es sich versah, sowohl bei den Römern deren große und feurige Hoffnungen, als auch bei dem Papste und dessen Cardinäle deren bisherige Besorgnisse, denn schon im Anfange desselben Jahres, in welchem Conrad seinen Zug nach Italien antreten wollte, starb er zu Bamberg am fünfzehnten Februar des Jahres eilf hundert und zwei und fünfzig, im acht und fünfzigsten Jahre seines Alters. Obschon Conrad schon seit zwei Jahren immer gekränkelt, zwei sehr schwere Krankheiten überstanden, und selbst über fühlbare Abnahme seiner Kräfte geklagt hatte, so entstand doch nach seinem Tode schon wieder das Gerücht einer Vergiftung durch italiänische Aerzte. So unbe-

*) Wie unzufrieden der Papst und dessen Cardinäle mit dem zwischen Conrad und dem griechischen Kaiser geschlossenen Bündnisse waren, und es sogar als gegen sie selbst gerichtet betrachteten, geht ganz deutlich aus einem Briefe des Cardinals Guido an den Abt Wibald hervor. Der Cardinal behauptet: der Papst habe während der Abwesenheit des Königes dessen Sohne, dem jungen Könige Heinrich, sehr wesentliche Dienste geleistet, und durch seine Dazwischenkunft und Vermittelung Ruhe und Friede in ganz Deutschland erhalten. Der Cardinal beschuldiget also Conrad der Undankbarkeit und sagt: Nunc autem pater ipsius rex Conradus mala pro bonis reddere nititur et cum Constantinopolo Imperatore sanctam Roman. ecclesiam catholicorum omnium matrem graviter, si potuerit, affligere et infestare disponit.

deutend auch dieses leere Gerücht an sich ist, so hat es doch in so ferne für uns einiges Interesse, als es einiger Maßen zum Beweise dienen könnte, daß die Italiäner der Ankunft des deutschen Königes an der Spitze eines Heeres in ihrem Lande nicht mit Freude, sondern mit Schrecken entgegen blickten. — Durch Conrads Tod blieben die Angelegenheiten des Papstes wie der Römer und deren gegenseitige gespannte und unnatürliche Verhältnisse auch noch ferner in ihrem bisherigen schwankenden Zustande. Aber diesen endlich doch gehörig zu ordnen und in den in Rom herrschenden Wirrwarr wieder Licht und Ordnung zu bringen war nicht dem jetzt erlöschenden, sondern erst dem darauf folgenden Geschlechte vorbehalten; indem jetzt alle, welche bisher in dem großen Weltdrama die bedeutendsten Rollen gespielt hatten: als König Conrad von Deutschland, König Roger von Sicilien, Papst Eugen der Dritte, der heilige Bernhard, der ganz Frankreich beherrschende, in den Angelegenheiten der Kirche so einflußreiche Abt Suger, beinahe zu gleicher Zeit, wenigstens sehr schnell nach einander durch den Tod von dem geräuschvollen Schauplatz abgerufen wurden.

14. Deutsche wie fremde Geschichtschreiber stimmen in den, größtentheils gerechten Lobsprüchen überein, die sie dem Charakter Conrads des Dritten beilegen. Er hatte ein ungemein schönes und zugleich Ehrfurcht einflößendes Aeußere. In dem wohl und stark gebauten Körper wohnte eine nicht minder kräftige Seele. Je kühner eine That war, je schneller ließ er sich in frühern Jahren zu derselben hinreissen, ohne gewöhnlich die Mittel, die ihm zu Gebote standen, gehörig zu berechnen. Zwar weiß man, daß der mehr als gewöhnliche Mensch nicht gerne lange und ängstlich berechnet, sondern weit lieber sogleich handelt; aber dieses rasche Handeln darf doch nicht, wie Anfangs bei Conrad, in das

Abentheuerliche hinüber spielen. Sobald jedoch Conrad den deutschen Königsthron bestiegen hatte, lag in allen seinen Handlungen eine weit größere Besonnenheit und zeitgemäßere Haltung. Die Zeichen seiner Zeit wußte Conrad sehr richtig zu deuten, und alle seine Entwürfe theils mit vieler Klugheit ihnen anzupassen, theils auch, wo es nöthig war, sie ihnen völlig unterzuordnen. Mit ruhigem Blicke überschaute er das deutsche Reich und dessen so mannichfaltig in einander verschlungenen Verhältnisse, und rastlos und unermüdet thätig, war er überall und stets mit Nachdruck da, wo es seiner Gegenwart bedurfte. Conrad liebte die Gerechtigkeit; und Ruhe, Ordnung und Friede im Reiche zu erhalten, war der würdige Gegenstand seiner steten, ununterbrochenen Sorgfalt. Damit scheint nun freilich sein langes hartnäckiges Streben, das welfische Haus völlig zu unterdrücken, im Widerspruch zu liegen; beweißt aber auch, daß Conrad als König die nämliche Bahn einschlug, die auch seine Vorfahren, die fränkischen Kaiser, betreten hatten, und gleich diesen ganz dieselben Plane verfolgte, nämlich Erhöhung des königlichen Ansehens und der königlichen Gewalt, größere Beschränkung der sogenannten ständischen Freiheit, und Herabdrückung der großen Vasallen in ein schärferes Abhängigkeitsverhältniß von dem Throne. — In dem Orient hatte Conrad, wozu die Geschichte des zweiten Kreuzzuges uns die nöthigen Belege liefern wird, sich als einen eben so tapfern und unerschrockenen Krieger, als einsichtsvollen, des Krieges kundigen Feldherrn erwiesen. — Conrads Leiche ward in der Cathedrale zu Bamberg begraben, und noch jetzt ruhen seine Gebeine neben jenen Kaiser Heinrichs des Heiligen. — Mit Umgehung seines zweiten, noch im Knabenalter stehenden Sohnes Friederich, übergab der sterbende Conrad die Reichsinsignien seinem Neffen, dem Herzog Friederich von Schwaben, und empfahl ihn den anwesenden Fürsten als den Würdig-

sten ihm auf dem Throne zu folgen. Von der Wirksamkeit seiner Empfehlung war, wie es scheint, Conrad schon so überzeugt, daß er sich von dem Herzog von Schwaben, als seinem nun muthmaßlichen Nachfolger, das Versprechen geben ließ, daß er, sobald er König seyn würde, seinen, nämlich Conrads jetzt noch unmündigen Sohn, mit dem Herzogthum Schwaben belehnen wolle. Auch dieser letzte Wunsch des dem Tode schon ganz nahen Königes ging in Erfüllung, und die Krone, die er einem Knaben nicht hinterlassen konnte, blieb doch wenigstens bei seinem Hause und ward das Erbe seines Neffen, des Herzogs Friederich von Schwaben; jedoch nicht sowohl auf den Grund der Empfehlung seines sterbenden Oheims*), als vielmehr, weil Friederich über alle damaligen Fürsten Deutschlands weit hervorragte; keiner mit ihm zu vergleichen war. Jetzt bei dem Tode Conrads zählte Friederich erst zwei und dreißig Jahre, stand mithin noch in der vollen und schönsten Blüthe des Lebens, und hatte von dem Tage an, an welchem er wehrhaft gemacht und mit dem Ritterschwert war umgürtet worden, sich durch eine beinahe ununterbrochene Reihe von Heldenthaten ausgezeichnet. Als neunzehnjähriger Jüngling hatte er in einer harten und blutigen Fehde die beiden mächtigen Grafen von Wolfrathshausen und Dachau besiegt, Letztern im Angesicht des Feindes gefangen fort-

*) Nur die Ursperger Chronik ganz allein legt in die Empfehlung des sterbenden Königes ein so großes Gewicht, daß sie behauptet, Friederich habe das Reich blos durch seines Oheims Uebertragung an ihn erhalten. Dem widersprechen jedoch alle übrigen Geschichtschreiber, und am stärksten der ehrwürdige Bischof Otto von Freisingen. — Uebrigens gehört die Geschichte von Friederichs I. Thronerhebung und der damit verbundenen, ziemlich interessanten Nebenumständen, nicht mehr in den gegenwärtigen, sondern erst in den darauf folgenden Zeitlauf.

geführt, und nachher durch Freilassung desselben ohne Lösegeld seinen ächt fürstlichen Rittersinn bewährt. Noch mehr Ehre und Ruhm erndtete er in dem noch weit schwereren Kampfe mit dem Herzog von Zähringen. Er überwand ihn in zwei Schlachten, erstürmte seine Städte und Burgen, wovon man einige sogar für unüberwindlich gehalten hatte, und zwang den Herzog, zu den Füßen König Conrads Gnade zu suchen. Auch während des so unglücklichen Kreuzzuges war Friederich seinem Oheim, dem Könige, stets mit Rath und That treu an der Seite gestanden, hatte bei jeder Gelegenheit Beweise seiner Besonnenheit, seiner Kriegskunde und persönlichen Tapferkeit gegeben, und durch seinen unerschütterlichen Muth, den auch die größten Unfälle und Widerwärtigkeiten nicht zu brechen vermochten, sich die Achtung, Liebe und Bewunderung aller Kreuzfahrer, selbst der grauesten Krieger erworben. Kurz, für alle Fürsten und Herren, die nicht nur König Conrad, sondern auch Ludwig VII. nach dem Morgenlande begleitet hatten, war in jenen unglücklichen, verhängnißvollen Tagen Herzog Friederich von Schwaben stets Muster und Vorbild gewesen. — Was aber noch überdieß dem Herzog Friederich die Bahn zum Throne ebnen mußte, war dessen Geburt und Abstammung. Von Seite seines Vaters war er ein Hohenstaufer, und von Seite seiner Mutter Judith, einer Schwester Herzog Heinrichs des Stolzen von Bayern, ein Welf; und da er schon einmal als Vermittler zwischen seinen beiden Oheimen gestanden, und die Fortsetzung eines verderblichen Krieges dadurch verhindert hatte; so konnte man mit Zuversicht hoffen, daß Friederich, in welchem sich die beiden Häuser der Hohenstaufen und Welfen vereinten, auch beide mit einander aussöhnen und für die Zukunft von Deutschland all das Elend abhalten werde, was bisher die Eifersucht beider, bis jetzt so feindselig einander gegenüber gestandenen Häuser,

schon so viele Jahre lang über dasselbe gebracht hatte. Wenn man nun alle, theils angeborne, theils erworbene Vorzüge und Verdienste Friederichs von Schwaben zusammen stellt, und den Eindruck erwäget, den sie auf sämmtliche deutsche Fürsten machen mußten; besonders bei dem von der ganzen Nation allgemein gefühlten Bedürfniß, auf dem Thron einen Fürsten zu sehen, der, gleich stark an Kraft und Willen, dem Reiche seinen ehemaligen Glanz wiederzugeben im Stande wäre; so darf man sich nicht wundern, daß schon am zwanzigsten Tage nach Conrads Tod Friederich von Schwaben, unter dem Namen Friederich der Erste, auf dem Königsstuhle Carls des Großen zu Aachen saß.

XII.

Geschichte des Königreichs Jerusalem von seiner Gründung 1099 an bis nach dem zweiten Kreuzzuge 1149 *).

Verfassung und Gesetzgebung des neuen Königreiches.

1. Für den hohen Orient mußte es, gewiß eine höchst seltsame Erscheinung seyn, als jetzt unter

*) Quellenschriften erster Klasse sind: *Alberti Aquensis* Historia Hierosolimitana; sie endiget sich mit der Regierung König Balduins II. — Gesta Francorum expugnantium Hierusalem, in zwei Abtheilungen; die erste befaßt sich mit der Geschichte des ersten Kreuzzuges und der Eroberung der heiligen Stadt; die zweite mit der Regierung Balduins des Ersten und des Zweiten, und geht bis 1124. — *Jacobi de Vitriaco*, Anconensis episcopi Historia Hierosolimitana. — *Willelmi* Tyrensis Archiep., Histor. rer. in partibus transmarinis gestarum. Wilhelms Geschichte reicht bis zu dem Jahre 1184. — Am vollständigsten ist *Maruni Sanuti* Liber secretorum Fidelium Crucis. Dieses Buch geht bis zur zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und endiget mit dem Verluste von Ptolomis, der letzten den Abendländern gehörigen Stadt im Orient. — Diese

demselben Himmelsstrich, unter welchem man bisher nur unbeschränkte Willkühr der Beherrscher und blinden, willenlosen Gehorsam der Völker kannte, sich plötzlich ein, von dem Geiste der Freiheit erzeugtes und durchdrungenes europäisches Feudalreich erhob. Dieses zu errichten und vollkommen zu ordnen war jedoch dem ersten König von Jerusalem, dem Gottfried von Bouillon, nicht gegönnt; denn seine Regierung hatte nur die kurze Dauer eines Jahres *). Indessen gab er doch die ersten Grundlinien dazu an, nachdem er vorher, wie erzählt wird, unter den Pilgern der mancherlei Nationen, die mit ihm und unter ihm nach dem Orient gezogen waren, einige der erfahrendsten und seiner Einsicht nach weisesten Männer gewählt, und einem jeden davon den Auftrag gegeben hatte, die Gewohnheiten und Gebräuche (coutumes) seines Landes aufzuzeichnen und schriftlich ihm mitzutheilen, woraus er hierauf dasjenige auswählte, was er für die gegenwärtigen Verhältnisse und augenblicklichen Bedürfnisse seines kleinen, noch in äußerst engen Grenzen eingeschlossenen Staates als das zweckmäßigste anerkannte.

---

sämmtlichen hier angezeigten Schriften findet man in der, unter dem Titel: Gesta Dei per Francos, sive Regni Francorum Hierosolimitani Historia, von Pithonus veranstalteten Sammlung. — Neuere Hülfsschriften sind die, unsern Lesern längst schon ruhmvoll bekannten Werke eines Schlossers, Wilkens, Raumers rc. rc. Auch l'histoire de Jerusalem par *Pajalou* enthält manche noch nicht sehr bekannte und doch nicht uninteressante Notizen.

*) Daß das unter dem Namen: „Die Assisen von Jerusalem", so berühmte Gesetzbuch, dieses schätzbare Denkmal des Lehnrechts, ein Geschenk des ersten Königes Gottfried gewesen sey, ward zwar lange Zeit beinahe allgemein behauptet, wird aber jetzt von einigen der neuesten Geschichtsforscher sehr in Zweifel gezogen, und die Gründe der Letztern scheinen jene der Erstern weit zu überwiegen.

inanz vollendet und in sich geschlossen trat nicht auf Gemal, wie einst Minerva aus dem Haupte Jupiters, auch die Staatsverfassung des Königreiches Jerusalems in das Leben, und so wie das Königreich selbst erst bei allmähliger Erweiterung seiner Grenzen und einer, durch Ansiedlung neuer Pilger vermehrten Bevölkerung, nur nach und nach wahrhaft entstand; eben so bildete sich auch dessen Verfassung erst im Laufe der Zeit aus, womit nun auch die Gesetzgebung gleichen Schritt hielt, deren Satzungen, Verordnungen, Rechtsgewohnheiten und Gerichtsformen ebenfalls nur nach und nach wahrscheinlich das Werk der sehr häufig zu Akka gehaltenen Reichsversammlungen waren, denen jedesmal die Könige, Patriarchen und vornehmsten Barone des Reiches beiwohnten.

2. Am Ende der Regierung König Balduins II. von Jerusalem, also in dem Laufe von zwei und dreißig Jahren und gerade in jener Periode, in welcher das Königreich in seiner schönsten Blüthe stand und seinem Territorialumfang nach ungefähr schon dem Reiche der alten Könige von Juda und Israel gleich kam*), hatte sich die Verfassung desselben vollkommen ausgebildet, und das Königreich von Jerusalem war ein vollkommenes, aristokratisches Feudalreich, ganz nach dem Muster der

*) Nur mit dem Unterschiede, daß die damalige Bevölkerung des Königreiches Jerusalem jenem der alten Könige von Israel und Juda bei weitem nicht gleich kam. Wir lesen in dem ersten Buch der Chronik, daß, als David sein Volk zählen ließ, sein Reich 1,300,000 streitbare Männer enthielt. Rechnet man nun noch die Weiber, Kinder, Greise, Gebrechlichen und Sclaven hinzu, so würde sich daraus eine Bevölkerung von wenigstens zwölf Millionen Einwohner ergeben; während das neuere Königreich Jerusalem mit der größten Anstrengung kaum ein Heer von vierzig tausend Mann in das Feld zu stellen im Stande war.

abendländischen Feudalreiche, besonders nach dem Muster Frankreichs, dessen Statuten, Gewohnheiten (coutumes) und andere Einrichtungen größtentheils beibehalten wurden. Immerhin war es im höchsten Grade zu bedauern, daß ein jugendlicher, von allen Seiten von zahllosen Feinden umgebener Staat, dessen höchstes Bedürfniß es demnach war, daß alle seine inneren Kräfte in der Hand eines Einzigen vereint würden, und deren Gebrauch nicht durch die Selbstsucht, den Trotz und die Widerspenstigkeit übermüthiger Vasallen könnte gelähmt und gehemmt werden, nun gleich im Anfange in mehrere Herrschaften zersplittert ward, deren Herren in Gesammtheit die Vertheidigung des Landes anvertraut war, die aber, in ihren Ländern völlig unabhängig, nur in der Anerkennung eines gemeinschaftlichen Oberhauptes, nämlich des Königes, ein gemeinsames, ziemlich lockeres Band hatten. — So wie ein König von Frankreich nur in seinem, unter den ersten Capetingern so sehr beschränkten Familienerblande, oder auch ein deutscher König nur auf seinen Familiengütern eigentlicher Gebieter war; eben so waren es auch die Könige von Jerusalem nur in den paar Städten, Burgen und Dörfern, die sie sich besonders vorbehalten hatten, hingen mithin, gleich jenen, in allen großen Unternehmungen, welche den Verein und die Anwendung gesammter Staatskräfte erforderten, stets von dem guten oder bösen Willen ihrer Vasallen ab.

3. Das einzige Gute, was in der Verfassung lag, war, daß das Königreich kein Wahl-, sondern Erbreich war. Die Krone war erblich, und zwar nach derselben auch in den Lehen eingeführten Successionsordnung. Nur wenn der König keine männlichen Nachkommen und auch keine Seitenverwandten hinterließ, stand das Recht, einen neuen König zu wählen, der hohen Geistlichkeit und den ersten Baronen des Reiches zu. Waren

aber Seitenverwandten vorhanden, welche auf die Krone Ansprüche machten, die jedoch blos von dem letzten Regenten abgeleitet werden konnten, so mußte der, welcher der nächste Erbe zu seyn glaubte, die Geistlichkeit und ersten Barone zusammenberufen, die alsdann seine Ansprüche zu untersuchen und darüber zu entscheiden hatten. — Der König unterschied sich von den großen Kronvasallen nicht blos dadurch, daß er nicht, wie diese, einen Oberlehnherrn hatte, sondern auch, daß sein Reich untheilbar war, da im Gegentheil die Lehen unter mehrere Anverwandten von gleichen Ansprüchen konnten getheilt werden. — Krönung und Salbung waren bei der Thronbesteigung jedes Königes durchaus nothwendige Erfordernisse. Der Krönungsceremonie ging die Huldigung voran. In voller Versammlung der hohen Geistlichkeit und sämmtlicher Reichsbarone (cour plénière) ward das heilige Evangeliumbuch herbeigebracht; der König legte die Hand darauf; Einer der Vasallen sagte ihm den zu schwörenden Eid vor, und sobald der König diesen geleistet hatte, ließ er sich auf dem Königsstuhle nieder und alle Vasallen, Einer nach dem Andern, traten hinzu und huldigten dem neuen Monarchen. — Der Ort der Krönung war die Kirche zum heiligen Grabe, und nachher, als Jerusalem den Christen wieder war entrissen worden, die Cathedrale in Tyrus; vollzogen ward sie von dem Patriarchen in Jerusalem; war jedoch der Patriarchenstuhl nicht besetzt, so mußte sie der Bischof von Tyrus, als erster Bischof des Reiches, und war auch dieser Stuhl unbesetzt, der Bischof von Cäsarea oder, wenn alle älteren bischöflichen Kirchen erlediget seyn sollten, der Bischof von Nazareth die Krönung verrichten. — In der Kleidung eines Diacons, mit geschorenem Kopfe und von den vier höchsten Kronbeamten, nämlich dem Seneschall, dem Connetable, dem Marschall und obersten Kämmerer, nebst deren Unterbeamten umgeben, erschien

der König bei der Krönung. Bevor er gekrönt ward, wiederholte er noch einmal, und zwar vor dem Altar, den Eid, den er schon in der Versammlung der Barone geschworen hatte, worauf der Patriarch oder Bischof ihm die Krone aufsetzte, dann in seinem, wie im Namen der ganzen Geistlichkeit ihm Treue und Beistand gelobte, und hierauf ihn als König dem versammelten Volk vorstellte. Nun ertönte der ambrosianische Lobgesang, und als dieser beendiget war, begann das heilige Meßopfer. Der König saß dem Altar gegenüber auf einem Lehnstuhle. Nach der Wandlung erhob er sich von seinem Sitze und ward von zwei der vornehmsten anwesenden Prälaten an den Altar geführt, wo der, das heilige Opfer celebrirende Bischof ihn mit dem heiligen Oel salbte, ihm die Insignien der königlichen Würde überreichte und dem neuen Könige zu seiner Erhebung Glück wünschte. Der König küßte hierauf alle anwesende Prälaten und empfing das heilige Abendmahl, wobei er jedoch die Krone von seinem Haupte ablegte. Nach beendigtem Gottesdienste nahm der, welcher die Krönung vollzogen hatte, von dem Connetable die Reichsfahne, näherte sich damit dem Könige, besprengte ihn auf das neue mit Weihwasser und übergab dessen Händen die Reichsfahne, die dieser jedoch sogleich dem Connetable wieder zurückgab. — Von der Geistlichkeit und allen Großen des Königreiches begleitet, begab sich der König in den Tempel des Herrn und opferte an der Stätte, wo jetzt ein Altar stand und an welcher das göttliche Kind Jesus einst seinem himmlischen Vater war dargebracht worden, seine Krone, um sie für eine Gabe wieder einzulösen; so wie der Heiland einst dargebracht und durch das Opfer von einem Paar Turteltauben wieder war gelöst worden. Von hier aus begab er sich in die Wohnung der Tempelherren, wo er mit seinen Baronen öffentlich speiste und die Bürger von Jerusalem die Ehre hatten, bei der Tafel aufzu-

warten und den König und dessen Gäste zu bedienen. — Die Volljährigkeit des Königs trat mit dem Schlusse des fünf und zwanzigsten Jahres ein: eine Bestimmung, von welcher man jedoch, wenn die Umstände es erforderten, abzuweichen berechtiget war.

4. Die eigentlichen Herren und Besitzer des Königreiches waren jedoch die Vasallen und deren Untervasallen, die unter sich selbst gegen einander, wie zu dem König, als ihrem Oberherrn, durch die Bestimmungen des Lehnrechts, wie dieses damals in Frankreich bestand, verbunden waren, und in den ihnen als Lehen übertragene Länndertheilen die nämlichen Rechte hatten und dieselbe Gewalt ausübten, wie auch der König in dem ihm eigenen Kronlande, das daher ebenfalls blos als eine Baronie betrachtet ward. — Der Vasallen gab es drei Hauptklassen. Erstens die großen Barone, welche unmittelbare Vasallen der Krone waren. Zweitens diejenigen, welche von den Kronvasallen ihre Lehen empfangen hatten, und drittens endlich Jene, welche Lehnsträger der Letztern waren. — Da das in dem Königreiche Jerusalem eingeführte Lehnrecht größtentheils das französische Lehnrecht war, so waren auch dessen Bestimmungen dieselben hier wie dort. Doch wich das Erstere bisweilen von dem Letztern ab. So z. B. waren die Untervasallen, so wie auch die in den Städten und Burgen der Kronvasallen lebenden Bürger dem Könige eben so sehr zum Gehorsam verpflichtet, wie die unmittelbaren Lehnträger, und mußten, gleich diesen, wenn der König es verlangte, den Eid der Treue leisten: was dem französischen Lehnrecht ganz entgegengesetzt war. Uebrigens war das Verhältniß der Untervasallen zu den Baronen, gerade wie das Verhältniß der Letztern zu dem Könige. Da, wie in dem Abendlande, der Fall eintreten konnte, auch wirklich öfters eintrat, daß ein und dasselbe Individuum von mehrern

Lehnsherren Lehen trug; so gingen die mit den Ersteren eingegangenen Verbindlichkeiten jenen vor, welche er mit dem spätern Lehnsherrn eingegangen war. Geschah es nun, daß Beide mit einander in Streit geriethen und zu den Waffen griffen, so mußte er bei dem Letztern seinen persönlichen Dienst durch einen andern Ritter ersetzen lassen, durfte auch in Person demselben nicht feindlich gegenüberstehen, sondern mußte sich zurückziehen, und konnte blos seine Leute dem erstern Lehnherrn überlassen. — Die Erblichkeit der Lehen war ebenfalls eingeführt; diese war zweifacher Art, entweder nur auf die unmittelbaren Nachkommen desjenigen beschränkt, dem das Lehen war gegeben worden, oder auch auf dessen sämmtliche Verwandten ausgedehnt. Auch die Töchter konnten bei Mangel männlicher Descendenz Lehen erben, aber sie durften alsdann nicht nach Willkühr, sondern blos mit Genehmigung des Lehnherrn sich einen Gemahl wählen. Indessen war es ihnen doch auch nicht gestattet, unvermählt zu bleiben, und erst nach vollendetem sechzigsten Lebensjahre konnte der Lehnherr sie nicht mehr mahnen, sich zu vermählen. Wenn aber eine Unvermählte ihren Lehnherrn aufforderte, ihr einen Gemahl zu geben, so hatte dieser die Verbindlichkeit, seinem Lehnhof aufzutragen, binnen vierzehn Tagen drei Ritter zu ernennen, unter welchen dieselbe die Wahl hatte; und ward dieses von dem Lehnherrn oder dessen Lehnhofe versäumt, so war die ledige Dame berechtiget, sich mit jedem, welchen sie wollte, zu vermählen, ohne den Lehnherrn mehr darüber zu befragen. Fügte sich die Besitzerin eines Lehens nicht diesen Bestimmungen, so verlor sie auf ein Jahr und einen Tag ihr Lehen. Nach Verlauf dieser Zeit ward sie zwar in dasselbe wieder eingesetzt, aber auch ihr Lehnherr ermächtiget, seine Mahnung zur Vermählung zu wiederholen. Obgleich nicht in allen, doch in den meisten Ländern Frankreichs hatten die Lehnherren über ihre

Lehnsträgerinnen dasselbe Recht. In dem neuen Königreich Jerusalem war es um so nothwendiger, da dieses nur durch männliche Tapferkeit und die Menge rüstiger Kämpfer sich gegen die, es von allen Seiten umgebenden Feinde erhalten konnte. — Vasallen, die pflichtwidrig gehandelt hatten, ihren Verbindlichkeiten waren untreu geworden, verloren, nach Beschaffenheit des begangenen Verbrechens, ihre Lehen auf ein oder mehrere Jahre, oder auch für ihr ganzes Leben, oder sogar für alle künftige Zeiten, das heißt, selbst für ihre Erben und Verwandten.

5. Die Rechtspflege war drei Gerichtshöfen von ungleicher Würde und untergeordnetem Range übertragen. Die Erstere waren die Lehenhöfe. Der höchste derselben war der königliche Oberhof in Jerusalem, der Hof der Pairs, bei welchem der König den Vorsitz führte und die ersten Barone des Reiches Beisitzer waren, bei welchem jedoch alle Vasallen, die ihre Lehen unmittelbar von der Krone hatten, erscheinen konnten, und selbst, wenn von dem Könige dazu aufgefordert, dabei zu erscheinen, verbunden waren. In dem Bereich desselben gehörten alle unter dem Adel vorfallenden Civil- und Kriminalfälle, Besitzstand der Lehen wie alle, zu Folge des Erbrechts darauf gemachten Ansprüche. Da aber die großen Kronvasallen ebenfalls Untervasalle, und diese sogar wieder Lehnträger hatten, so gab es auch in den Herrschaften der großen Vasallen eigene Lehenhöfe, vor welche die zwischen ihrem Adel sich ergebenden Streitigkeiten, sey es nun der Untervasallen untereinander selbst, oder auch dieser gegen ihre Lehnherren, mußten gebracht werden. Die Errichtung eines solchen Lehnhofes hing jedoch nicht von der Willkühr des Kronvasallen ab, sondern er mußte erst von dem Könige und dessen obersten Lehnhof in Jerusalem dazu berechtiget werden. Die Lehnträger jener Kronvasallen,

die keine Lehnhöfe hatten, wandten sich in ihren Klagen und Forderungen an den höchsten Lehnhof des Königes selbst. — Die zweite Art von Gerichtshöfen, obgleich von minderer Würde, bildeten die sogenannten Bürgerhöfe. Die Gerichtsbarkeit derselben erstreckte sich über alle, die Personen und das Eigenthum der Bürger, wie auch deren Rechte und Freiheiten betreffende Angelegenheiten. Dieselben bestanden aus einer gewissen, mit großer Sorgfalt gewählten Anzahl der verständigsten und würdigsten Bürger von mackellosem Wandel, anerkannter religiöser Gesinnung, und die einen feierlichen Eid abgelegt hatten, über das Eigenthum und die Handlungen ihrer Mitbürger, den bestehenden Gesetzen gemäß, zu richten. Ein Vicomte führte dabei den Vorsitz. Auch in den Gebieten der großen Kronvasallen wurden dergleichen bürgerlichen Gerichtshöfe eingeführt. Mit der Erweiterung des Königreiches vermehrte sich auch ihre Anzahl, so daß man gegen das Ende desselben mehr als dreißig Bürgerhöfe darin zählte: unstreitig eine zur Erhebung und Belebung der Städte, des bürgerlichen Lebens und Kunstfleißes ungemein wohlthätige Einrichtung, wovon man selbst im Abendlande, zu dessen Unehre, damals noch nichts Aehnliches kannte*). Da es in dem Königreiche Jerusalem noch eine andere Art von Unterthanen gab, nämlich die Syrer oder orientalischen Christen, zu denen auch die Melchiten, Jacobiten und Nestorianer gehörten, die als Schismatiker sich von den Abendländern verachtet und unterdrückt fühlten; so ward auf deren Begehren noch ein dritter, jedoch blos auf Privatrechtspflege beschränkter Gerichtshof errichtet. Die geschwornen Mitglieder desselben waren geborne Syrer von einerlei Sprache und Religion. — Mit dem Schicksal der Leibeigenen,

*) Der berühmte Abbé Suger, Minister Ludwigs VII.' war der Erste, der dergleichen bürgerliche Gerichtshöfe auch in Frankreich errichtete.

Sclaven und Kriegsgefangenen glaubte die Gesetzgebung des Königreiches sich nicht befassen zu müssen, und machte nur einige Verordnungen zur Wiedererlangung eines verlornen, geraubten oder entflohenen Sclaven, ohne jedoch über die Bestrafung desselben etwas zu verfügen *). Die barbarische Gewohnheit gerichtlicher Zweikämpfe, welche selbst in Europa erst weit später, bei größerer legislativer Einsicht und milder gewordenen Sitten abgeschafft ward, hatte, obgleich größtentheils blos auf Kriminalfälle beschränkt, bei den Lehnhöfen in dem Königreiche Jerusalem ebenfalls Statt, während bei den Bürgerhöfen noch die verschiedenen Gottesurtheile durch siedendes Wasser, glühendes Eisen, Feuerprobe ꝛc. ꝛc. in Anwendung gebracht wurden. — Da eine Feudalverfassung ohnehin schon die Keime des frühzeitigen Unterganges jedes Staates, dem sie zum Grunde gelegt wird, in sich trägt; so mußte dieses um so mehr und um so nothwendiger das Loos des neuen Königreiches Jerusalem werden, da in demselben gleich vom Anfange an alles geschah, was nur geschehen konnte, um die Kräfte zu vereinzeln, statt sie zu vereinen, um das Königreich zu schwächen, statt es zu stärken. Wenn daher beim Anfange des zweiten Kreuzzuges, also ein ganzes halbes Jahrhundert nach Eroberung Jerusalems, diese heilige Stadt doch noch in den Händen der Christen sich befand; so ist dieses ein wahres Wunder, aber ein noch weit größeres ist es unstreitig, daß erst im Jahre eilf hundert und sieben und achtzig Jerusalem und ganz Palästina für die Christen verloren ward, und endlich, daß selbst nach diesem großen Verlust es sogar doch noch in der Mitte

*) Sclaven und Falken, welche letztern in den Ritterzeiten ungemein geschätzte Thiere waren, hatten gleichen Werth. Aber noch weit höher standen die Streitrosse; denn drei Sclaven oder zwölf Ochsen machten erst den Preis eines Streitrosses.

des dreizehnten Jahrhunders von abendländischen christlichen Staaten in dem Orient die Rede seyn konnte *).

XIII.

Gottfried,

erster König von Jerusalem.

1. Der Saame der Zwietracht, des Neides, der Herrschsucht und des Dünkels, den die Kreuzfahrer aus dem Abendlande mitbrachten, fand auch in dem Orient einen günstigen Boden, und eben so schnell, wie diesseits und jenseits der Alpen, reifte er auch hier, selbst in der Nähe des heiligen Grabes. — Kaum war also die heilige Stadt von den Christen erobert, und diese Eroberung, durch den glorreichen, vier Wochen darauf bei Askalon über das zahllose ägyptische Heer erfochtenen Sieg **), den Christen gesichert worden, als auch sogleich zwischen den Fürsten sich wieder Zwietracht und Streit erhob. Es war mit der größten Zuversicht zu erwarten, daß die Besatzung von Askalon, geschreckt durch die furchtbare Niederlage des ägyptischen Heeres, keinen Widerstand leisten würde. Gottfried kehrte demnach mit dem Heere nicht wieder nach Jerusalem zurück; sondern blieb mit sieben hundert Rittern und zwei tausend Mann Fußvolkes vor Askalon stehen, in der Hoffnung, daß die Stadt ihm freiwillig ihre Thore öffnen würde. Aber Graf Raimund, welcher, weil fest entschlossen, nicht mehr nach Europa zurückzukehren, ebenfalls, wie Balduin in Edessa und

*) Ungefähr vierzig Jahre nachher kam zwar durch Kaiser Friederich II. Jerusalem sammt einem Stücke von Palästina wieder in die Hände der Christen. Aber dieser Besitzstand war äußerst schnell vorübergehend, denn schon drei oder vier Jahre nachher ward es ihnen durch einen Schwarm Chorawesen, und diesen ebenso bald darauf von den ägyptischen Sultanen wieder entrissen.

**) Man sehe der Forts. B. XXV. Abschn. 22. §. 14.

Boemund in Antiochien, ein eigenes Fürstenthum in dem Orient gründen wollte, war dem Könige schon zuvorgekommen, und mit den Einwohnern von Askalon wegen der Uebergabe in Unterhandlung getreten. Wegen seiner bei der Eroberung Jerusalems gegen die Sarazenen auf der Burg Davids bewiesenen Menschlichkeit, stand Graf Raimund bei den Muselmännern in großem Ansehen. Die Askalonitten versprachen also sich zu unterwerfen, jedoch mit der Bedingung, daß nur ihm ihre Stadt zum Eigenthum gegeben würde. Raimund setzte von dem Erfolge seiner Unterhandlung den König unverzüglich in Kenntniß, erbot sich auch, sobald er in dem Besitze der Stadt und deren Gebiete seyn würde, ihm den Lehnseid zu leisten. Aber Gottfried wollte keine fernere Zerstückelung des neuen Reiches zugeben*). Zudem war für ihn der Besitz von Askalon von der größten Wichtigkeit. Die Stadt war nur drei Tagreisen von Jerusalem entfernt, hatte ungemein hohe und feste Mauern und Thürme, ward von den Sarazenen für unbezwingbar gehalten, und daher von ihnen die Braut von Syrien genannt. Den Ungläubigen diente sie zu einem Bollwerk, aus welchem sie bis nahe an die Thore von Jerusalem streifen, die ganze umliegende Gegend unsicher machen konnten; endlich würde auch, wenn es dem ägyptischen Sultan einfiel, ein neues Heer zu senden, um den Christen Jerusalem wieder zu entreißen, Askalon jede Unternehmung und Bewegung eines solchen Heeres ungemein erleichtert und befördert haben. Alle Vorstellungen Raimunds so wie der übrigen Fürsten,

*) Darüber weichen jedoch die Berichte von einander ab. Einige sagen: Gottfried habe dem Grafen Askalon überlassen wollen, jedoch unter der Bedingung, daß er es als ein Lehen von dem Königreiche empfangen, und daher auch den Lehnseid leisten sollte, welches jedoch Raimund, der ein völlig unabhängiger Fürst zu seyn wünschte, nicht habe eingehen wollen.

die für ihn sprachen, wieß daher Gottfried mit allem Ernste zurück. Aber dadurch fühlte sich Raimund so sehr beleidiget, daß er nicht nur — was er auch wirklich zu thun berechtiget war — die Askalonitten von dem ihm gemachten Versprechen entband, sondern, uneingedenk der heiligen Sache, für welche er bisher gekämpft hatte und alle Pflichten vergessend, denen er sich, als Einer der Anführer der Kreuzfahrer, gegen die gesammte Christenheit unterzogen hatte, sogar die Einwohner zum tapfern Widerstand ermunterte, ihnen entdeckte, daß, da jetzt alle Fürsten im Begriffe stünden, in ihr Vaterland zurückzukehren, dem Könige Gottfried nur eine äußerst schwache Macht zu Gebote stünde, mit welcher er unmöglich die förmliche Belagerung einer so großen, festen und volkreichen Stadt unternehmen könnte. Zu seinem größten Erstaunen erblickte also der König am folgenden Tage die Mauern von Askalon mit einer Menge streitbarer Männer besetzt, zu dem heftigsten Widerstand entschlossen, und die, von ihrem Befehlshaber an bis auf den letzten Soldaten, durchaus von keiner Art von Uebergabe mehr etwas hören wollten. Gottfried, der mit seinen fünf hundert Rittern und zwei tausend Mann Fußvolkes nichts gegen die Stadt unternehmen konnte, und wohl ahnen mochte, daß irgend eine Verrätherei von Seite Raimunds dabei im Spiele sey, brach also, ohne länger zu zögern, voll Unmuths vor Askalon auf und zog längs der Meeresküste gegen Arsuf.

2. Aber auch hier war ihm Raimund zuvorgekommen. Er hatte am vorigen Tage bei der Stadt gelagert, und wie bei Askalon auch hier gleichen Verrath begangen, den Befehlshaber von Arsuf zu kräftigem Widerstand aufgefordert, und ihn ebenfalls von der schwachen, dem Könige zu Gebot stehenden Kriegsmacht in Kenntniß gesetzt. Gegen alle seine Erwar-

tungen fand nun auch Gottfried vor Arsuf den hartnäckigsten Widerstand. Aber jetzt machte er auch die schmerzhafte Entdeckung, daß blos Raimunds Verrätherei ihn um die Besitznahme dieser beiden, für sein Königreich so wichtigen Städte gebracht hatte. In gerechtem Zorn gegen den Grafen, forderte er alle seine Ritter auf, diesen Frevel nicht ungestraft zu lassen, und zog nun unverzüglich mit seinem kleinen Heere dem Grafen nach. Dieser hatte sich indessen mit den zurückkehrenden Fürsten vereint, und stand mit denselben in dem Lager zwischen Chaifa und Cäsarea. Sobald er hörte, daß Gottfried sich nähere, stellte er sogleich seine Schaaren in Schlachtordnung, aber auch Gottfried und dessen Heer rückten, zur Schlacht gerüstet, mit erhobenen Panieren gegen ihn an. Eine blutige Schlacht zwischen Christen und Christen schien nun unvermeidlich, und nur den vereinten Bitten, Vorstellungen und größten Anstrengungen der übrigen Fürsten, besonders des Grafen Robert von Flandern, gelang es endlich, dem Blutvergießen zuvorzukommen, den brennenden Zwist zwischen beiden Gegnern zu beschwören, und diese wieder mit einander zu versöhnen. Eine Aussöhnung, die wahrscheinlich nur von kurzer Dauer gewesen seyn würde, wäre nicht gleich darauf Graf Raimund mit den Seinigen weiter nördlich nach Laodicäa gezogen. — Man möchte beinahe glauben, Raimund habe sogar den Einwohnern von Arsuf seinen Beistand versprochen; denn als diese jetzt Gottfrieds und Raimunds Aussöhnung erfuhren, entfiel ihnen der Muth. Sie sandten Abgeordnete an den König, baten um Frieden, verpflichteten sich zu einem bedeutenden monatlichen Zins, und überlieferten einige der angesehendsten Einwohner dem König als Geißeln, wofür ihnen nun aber auch von Gottfried der Ritter Gerhard von Avesnes als Bürge ihrer künftigen Sicherheit übergeben ward. Leider gelang es bald darauf den

muselmännischen Geißeln zu entwischen, worauf die Arsufer von allen, in dem Vertrage mit dem Könige eingegangenen Verbindlichkeiten sich wieder frei glaubten, den versprochenen Zins zu bezahlen sich weigerten, und zur Vertheidigung ihrer Stadt auf das neue sich rüsteten.

3. Mit einem nur aus dreitausend Christen bestehenden Heere zog Gottfried vor die Stadt, um diese nun förmlich zu belagern. In der Belagerungskunst waren jedoch die Franken damals weit hinter den Italiänern zurückgeblieben. Es dauerte mehrere Wochen, bis die Belagerungsmaschinen erbaut waren. Als aber endlich das Geschoß der Kreuzfahrer aufgepflanzt war und der Angriff beginnen sollte, suchten die Arsufer die Christen dadurch von einem Sturm abzuhalten, daß sie den Ritter Gerhard von Avesnes, der ihnen als Geißel war übergeben worden, mit Ketten und Stricken in der Stelle eines Gekreuzigten an einen Mastbaum banden und diesen auf der Mauer, da, wo sie am stärksten von dem Geschosse bedrohet zu seyn schien, aufrichteten. Schon glaubten die Belagerer, ihr Bruder sey des Todes am Kreuze gestorben. Als dieser aber den König erblickte, erhob er plötzlich seine Stimme und rief flehentlich ihm zu: er möchte ihn doch nicht seinen Feinden zu so grauenvollen Martern preisgeben, daher von der Belagerung der Stadt ablassen. Gerhard war des Königs Landsmann; aber bei Gottfried war alles der heiligen Sache Gottes tief untergeordnet. „Ich kann dir, edler Ritter!" erwiederte der König, „deine Bitte nicht gewähren. Wenn selbst mein Bruder Eustach an deiner Stelle wäre, so würde ich seine Bitte zurückweisen müssen. Das Wohl der Christenheit und der heiligen Stadt erfordern deinen Tod. Du hast bisher als ein tapferer Ritter für die Sache des Heilands ge-

kämpft, ergib dich also jetzt in den Willen Gottes, und erringe durch deinen Tod nun auch die noch weit herrlichere Krone eines Märtyrers." Auf das fromme Gemüth des gottergebenen Ritters machten Gottfrieds Worte tiefen Eindruck. Er bat nicht mehr um Schonung seines Lebens, sondern nur, daß man sein Pferd und seine Rüstung den Brüdern des heiligen Grabes geben, und diese für das Heil seiner Seele zu Gott beten möchten. Kaum hatte Gerhard diese wenigen Worte gesprochen, als auch sogleich der Angriff begann, und mehr als zehn Pfeile den Körper des Ritters durchbohrten. Aber gerade daß die Kreuzfahrer Einen ihrer Mitbrüder so schonungslos einem grausamen Tode überlieferten, welches die Sarazenen, weil sie keinen Sinn für das Große hatten, das dieser Handlung zum Grunde lag, für Unmenschlichkeit hielten, entflammte dieselben zu solcher Wuth, daß ihre Tapferkeit allen Anstrengungen wie den heftigsten Angriffen der Christen widerstand. Endlich ward auch der große Belagerungsthurm von drei Stockwerken, welchen Gottfried mit so vieler Mühe hatte erbauen lassen, und in welchem sich dreißig der tapfersten Ritter befanden, um den Feind von der Mauer zu vertreiben, von dem griechischen Feuer ergriffen. Zwar waren die Hürden am Thurm, um das Feuer abzuhalten, mit Stierhörnern bedeckt; aber auch an diese hing sich das Feuer an, verbreitete sich mit einer solchen Schnelligkeit, daß jede Anwendung von Gegenmitteln unmöglich ward, und alle drei Stockwerke des Thurms sammt den darin befindlichen dreißig Rittern ein Raub der Flammen wurden. Der Verlust dieses, mit so großem Aufwand an Zeit und Mühe erbauten Wandelthurms setzte den König außer Stand, die Belagerung fortzusetzen. Er zog also mit seinem Heere wieder nach Jerusalem, legte aber in das nahe dabei liegende Städtchen Rama eine Besatzung, welche die

Einwohner von Arsuf unaufhörlich beunruhigte. Da Gottfried diese, in nicht großer Entfernung von Jerusalem liegende Feste nicht aus dem Auge ließ, so mußten ihm seine ausgesandten Späher von Allem, was in Arsuf vorging, Nachricht bringen. Als er nun durch diese den Tag erfuhr, an welchem die Arsufer mit Frauen und Kindern aus der Stadt gingen, um in ihren Weinbergen sich zu vergnügen, sandte Gottfried vierzig Ritter, welche zwischen Rama und Arsuf sich in Hinterhalt legten, dann plötzlich auf die nichts besorgenden Arsufer hervorbrachen, viele erschlugen, über fünf Hundert an Nasen, Händen und Füßen verstümmelten, und deren Weiber und Kinder gefangen nach Jerusalem führten. Die Einwohner wandten sich nun an den Vezier des Sultans von Aegypten, ihn bittend, sie gegen die ferneren Ueberfälle der Franken zu schützen. Der Vezier sandte ihnen zweihundert arabische Reiter und einige hundert mit Kolben und Schwertern bewaffnete Mohren. Sobald Gottfried dieses erfuhr, schickte er sogleich nach Rama hundert und vierzig Ritter, die einen günstigen Augenblick abwarten sollten, die neu angekommene ägyptische Bedeckungsmannschaft zu überfallen. Bald bot sich eine solche Gelegenheit dar. Im vollen Vertrauen auf die Tapferkeit der arabischen Reiter und afrikanischen Mohren wagten sich die Arsufer mit allem ihrem Vieh wieder aus der Stadt. Aber die Ritter, denen dieses nicht unbemerkt geblieben, legten sich in einen Hinterhalt, und als zehn derselben, die unter dem Scheine, als wollten sie sich einiger Heerden bemächtigen, hervorgesprengt waren, und die sogleich herbeieilenden Araber und Mohren durch verstellte Flucht bis zu dem Orte des Hinterhalts gelockt hatten, brachen die Ritter auf einmal aus demselben zum größten Schrecken des Feindes hervor, und griffen diesen mit solcher Heftigkeit an, daß nur wenige der Ungläubigen ihren Schwertern entrannen; die Einwohner von Arsuf flohen ei-

ligst in ihre Stadt zurück, und zwar mit Zurücklassung aller ihrer Heerden, die nun sämmtlich eine Beute der Sieger wurden. — Jetzt sahen die Arsufer ein, daß nichts sie gegen die kühnen und unternehmenden Franken zu schützen im Stande sey, sie daher auch sich nie mehr außerhalb der Mauern ihrer Stadt dürften erblicken lassen, während ihre umherliegenden Gründe, ihre Aecker, Wiesen und Weinberge immer mehr verheert und verwüstet würden. Diesem unseligen Zustande beschlossen sie nun durch freiwillige Unterwerfung ein Ende zu machen. Sie ordneten also an König Gottfried eine Gesandtschaft, die ihm die Schlüssel zu den Thoren und Thürmen von Arsuf überreichte, Treue und Gehorsam gelobte, und auf das Neue zu einem monatlichen Zins sich verpflichtete, der auch von jetzt an von den Einwohnern ununterbrochen entrichtet ward. — Den von Arsuf eingehenden Tribut überwieß der König dem tapfern Ritter Robert von Apulien als ein Geldlehn.

4. Aber noch eine ganz andere, gar nicht erwartete Freude sollte jetzt das edle und fromme Herz Gottfrieds erheitern. Längst schon hatten der König und dessen Ritter und alle christlichen Einwohner von Jerusalem den Ritter Gerhard von Avesnes, als einen frommen Märtyrer unter den seligen Freunden Gottes geglaubt, als dieser jetzt gegen alle Erwartung auf einmal wieder in Jerusalem erschien. Folgendes ist die Geschichte seiner wunderbaren Erhaltung. Obgleich König Gottfried im vorigen Jahre unverrichteter Dinge vor Askalon wieder hatte abziehen müssen, so herrschte dennoch auch unter den zahlreichen Einwohnern dieser Stadt dasselbe, in dem ganzen Orient verbreitete Vorurtheil von der völligen Unüberwindlichkeit und mehr als menschlichen Stärke der abendländischen Kreuzfahrer. Zwar theilte vielleicht der

Emir von Askalon dieses Vorurtheil nicht mit dem gemeinen Volke. Aber alles, was er bisher von König Gottfried, von dessen außerordentlicher Stärke, Tapferkeit und Edelmuth vernommen, hatte ihm eine ganz ungemeine Ehrfurcht gegen denselben eingeflößt. Um jeden Preis wünschte er also mit Gottfried in friedlichen und freundschaftlichen Verhältnissen zu stehen. Gleich den Emirs von Cäsarea und Akka hatte er also ebenfalls nach Jerusalem Gesandte geordnet, die dem Könige im Namen ihres Emirs ein Geschenk von zehn der schönsten Pferde und drei Maulthieren überbrachten, auch einen Tribut von fünftausend Goldstücken versprachen, wenn Gottfried einen Friedens- und Freundschaftsvertrag mit dem Emir errichten wollte. Der Antrag ward angenommen, und von diesem Augenblick an auch des Emirs Zuneigung gegen Gottfried immer aufrichtiger, und das gegenseitige Band des Zutrauens und der Freundschaft immer enger und fester. Als nun der Emir von Askalon vernahm, mit welcher frommen Ergebung Einer von Gottfrieds Rittern bei der Belagerung von Arsuf sich einem grauenvollen Märtyrertode geweiht habe, daß jedoch von allen Wunden, so er empfangen, keine einzige tödtlich sey, begehrte er, voll Bewunderung einer so seltenen Seelengröße, von den Arsufern die Auslieferung des schwer Verwundeten, übergab ihn den Händen der geschicktesten Aerzte, pflegte desselben mit der größten Sorgfalt, machte ihm endlich, als er vollkommen geheilt war, ein stattliches Streitroß, nebst ganz neuer Kleidung und Rüstung zum Geschenke, und schickte ihn seinem Freunde, dem Könige, als einen Beweis seiner Freundschaft und treuen Anhänglichkeit zurück. Gottfried umarmte auf das zärtlichste den edeln frommen Ritter, und um ihm für seine Duldung, seine ausgestandenen Leiden und die vielen früher schon geleisteten treuen Dienste einigermaßen zu lohnen, schenkte er ihm

das, am todten Meere gelegene, sogenannte Schloß Abrahams, und fügte diesem Geschenke auch noch als Lehen mehrere Ländereien von einem jährlichen Ertrag von fünfhundert Mark Silbers hinzu. Alle in Jerusalem wohnenden Christen jubelten und dankten Gott, ihren wackern, einem schmerzhaften Märtyrertode so wunderbar entrissenen Mitbruder nun wieder vollkommen wohl und stattlich ausgerüstet in ihrer Mitte zu sehen.

5. Gottfried fühlte jetzt wohl, daß wenn der fromme Zweck der abendländischen Kreuzfahrer vollkommen erreicht werden sollte, noch manches Große zu thun, noch manche gefahrvolle Unternehmung nothwendig sey. Bei ruhiger Betrachtung des Landes und der Verhältnisse des Orients sah er wohl ein, daß auch eine völlige Eroberung Syriens noch lange nicht genüge, und daß nur durch die Eroberung Aegyptens das neue Königreich Jerusalem festen Bestand und Dauer erhalten könne. Aber mit den geringen Streitkräften, die ihm zu Gebote standen, mit den vier bis fünfhundert Rittern und einigen tausend Mann Fußvolkes, die das zahllose Heer der Kreuzfahrer bei ihm zurückgelassen hatte: was konnte er Entscheidendes damit unternehmen? Indessen geschah durch ihn doch alles, was für jetzt noch geschehen konnte. In einzelen, oft überraschenden Waffenthaten beurkundeten sich noch immer der Heldenmuth und die Kühnheit der Kreuzritter. Der tapfere Tancred gewann noch in demselben Jahre von den Sarazenen die Stadt Tiberias, eroberte die ganze Landschaft Galiläa, und erhielt diese als ein Lehen von dem Könige. Auch gegen den mächtigen Emir von Damaskus unternahm Tancred manches kühne Abentheuer, trieb ganze, den Einwohnern von Damaskus gehörige Viehheerden vor sich fort, machte öfters bedeutende Gefangenen, die zwar stets sehr menschlich behandelt wurden, deren Lösegeld aber Tancred und sei-

n Rittern, besonders bei dem gewöhnlich unter ihnen
rrschenden Geldmangel sehr willkommen war, und
stets zu fernern ähnlichen Wagestücken ermunterte.
urz, Tancred beunruhigte den Emir von Damaskus
lange und so ununterbrochen, bis dieser endlich, nach
uhe sich sehnend, ebenfalls um Frieden bat und zu
iem monatlichen Zins sich verpflichtete*). Da gegen
e möglichen Ueberfälle der Sarazenen die größte
Bachsamkeit nothwendig war; so übergab Gottfried
le feste Burgen zu deren Bewahrung den tapfersten
ner Ritter, auch auf mehreren Bergen ließ er feste
chlösser und Burgen errichten. Verschiedene in dem
ebiete des Königreichs liegende und den Sarazenen
ch gehörige Städte wurden ebenfalls durch Ueber-
mpelung gewonnen, da sie wenig oder gar keinen
Widerstand ihrer zerfallenen Mauern wegen leisten
nnten. Diese ließ nun der König sogleich wieder
fbauen, auch die Städte Besan und Tiberias befe-
gen, besonders die letztere, deren Mauern er erhö-
te und die er mit Thürmen und einem tiefen Gra-
n umgab. Da die nach der heiligen Stadt wallen-
n Pilger ihren Weg nach Jerusalem größtentheils
er Antiochien nehmen mußten, mithin durch lauter
ndliches Land, wo von Seite der Türken und Ara-
r Nachstellungen und Gefahren jeder Art ihrer harr-
t, so ließ Gottfried auch die Stadt Joppe (Jaffa)
eder aufbauen und auf das beste befestigen. An
r Küste von Joppe konnten nun die abendländischen

---

*) Wegen seines ungeheuern Körpers und ungemein star-
ken Knochenbaues, wie auch seiner rohen und gro-
ben Sitten wegen, nannten die Franzosen diesen
Emir nur den dicken Bauer. Hic princeps appellatus
est a Gallis grossus Rusticus, prae nimia pinguique
corpulentia vilique persona, in qua totus rusticus
esse videbatur. (Alb. Aquens.) Dieser Emir war
aus dem Geschlechte der Seldschiucken.

Pilger landen, und auf einem weit kürzern, völlig gefahrlosen Weg nach Jerusalem wandern. Die Folge davon war, daß nicht nur selbst aus entfernten Gegenden Kaufleute dahin kamen und Lebensmittel mitbrachten, sondern daß sich auch zusehends die Anzahl die Pilger mehrte, unter denen sich stets Einige befanden, die in der Absicht, im gelobten Lande gegen die Ungläubigen zu fechten, die Wallfahrt unternommen hatten und nun in die Dienste des Königs traten. Da die jenseits des Jordans, in dem Lande der alten Ammoniter wohnenden Araber die Christen auf mancherlei Weise beunruhigten, ihnen nachstellten, sie beraubten und ermordeten; so zog der König einigemal in Person mit ungefähr hundert Rittern gegen diese räuberischen Horden, nahm ihnen alle ihre Viehheerden, worin der größte Reichthum dieser Araber bestand, hinweg und züchtigte sie so scharf für ihre an den Pilgern bisher begangenen Frevel, daß bald darauf einige arabische Emirs nicht nur um Frieden, sondern auch für Handelsleute aus ihren Stämmen um die Erlaubniß bitten ließen, zum Kauf und Verkauf nach Jerusalem, Joppe und den übrigen, den Christen gehörenden Städte kommen zu dürfen. Dies ward ihnen nun sehr gerne gestattet, besonders da jetzt auch alle handeltreibende Pilger sich ihrer Geschäfte wegen ganz gefahrlos nach Askalon, Cäsarea, Akka rc. rc. begeben konnten. Ueberhaupt war durch das gegenseitige Bedürfniß des Handels, sowohl zwischen den Sarazenen und Christen in Jerusalem, als auch in den andern christlichen wie mohamedanischen Städten ein ganz ruhiger, friedlicher und freundlicher Verkehr entstanden. Aber eben dadurch, wie durch alles, was Gottfried bisher gethan und unternommen hatte, war auch das Ansehen des neuen, jungen Königreiches immer höher gestiegen, und zwar nicht blos bei den Christen, sondern auch ganz vorzüglich bei den Sarazenen selbst. Im ganzen Lande herrschten Ruhe

und Friede, und von einem äußern Feinde war für jetzt nicht das Mindeste zu befürchten.

6. Aber dafür entstand nun in dem Innern des Reiches, zwischen der geistlichen und weltlichen Macht ein desto heftiger Zwist, der, wenn des Königs fromme Nachgiebigkeit ihn nicht bei Zeiten hätte beizulegen gewußt, zu den leidenschaftlichsten Partheiungen, vielleicht zu den verderblichsten Spaltungen geführt haben würde. Leider war der Ruhestörer gerade der, welcher der Kirche Friede und Segen hätte bringen sollen, nämlich der Cardinal und päpstliche Legat Daimbert oder Dagobert. Dieser war vor einigen Monaten auf einer pisanischen Flotte nach dem Orient gekommen, mit ihm zugleich eine beinahe zahllose Menge abendländischer, größtentheils italiänischer Pilger, die unter der Führung Daimberts nach Jerusalem zu wallen gelobt hatten. In Laodicäa traf der Cardinal mit Boemund, dem Fürsten von Antiochien und dem Grafen Balduin von Edessa zusammen. Die beiden Letztern hatten ihr Gelübde noch nicht erfüllt, an dem heiligen Grabe noch nicht gebetet, standen aber Beide jetzt im Begriffe, dieser heiligen Pflicht Genüge zu leisten und mit ihren Leuten nach Jerusalem zu ziehen*). Mit ihnen vereinigten sich nun auch alle auf der pisanischen Flotte angekommene Pilger, die, bei zwanzig Tausend an der Zahl, bisher in Laodicäa auf günstigen Wind zur Fahrt nach Joppe gewartet hatten, nun aber, um in Gemeinschaft mit jenen beiden Fürsten und deren Gefolge reisen zu

*) Man wird sich erinnern, daß Boemund und Baldnin bei der Eroberung von Jerusalem nicht gegenwärtig waren. Man hatte sie zurücklassen müssen, um ihre Staaten, besonders die für die Christen so wichtigen Städte Antiochien und Edessa gegen die möglichen Ueberfälle der Türken zu schützen. Ihr Gelübde war also bis jetzt noch unerfüllt geblieben.

können, den ungleich beschwerlicheren Weg zu Lande jenem zur See vorzogen. Diese Reise war jedoch mit den größten Mühseligkeiten verknüpft, zum Theil auch sehr gefahrvoll, besonders für Einzelne, die aus Ermüdung hinter den Uebrigen zurückblieben. Größtentheils wurden diese von den herumstreifenden Sarazenen erschlagen, und die Anzahl derer, die dieses Unglück traf, soll nicht unbedeutend gewesen seyn. Mit frohem Muth ertrugen jedoch die Wallfahrtsbrüder alle Beschwernisse, Gefahren und Entbehrungen, und erreichten demnach auch glücklich nach langen und harten Tagereisen das Ziel ihrer frommen Wünsche. Sobald der König hörte, daß die beiden Fürsten Boemund und Balduin, und mit ihnen ein päpstlicher Legat und viele Tausende neuer Pilger sich der heiligen Stadt näherten, ging Gottfried und Jerusalems ganze christliche Bevölkerung ihnen entgegen, um die Neuangekommenen auf heiligem Boden brüderlich zu begrüßen. Die Freude war groß und allgemein, und besonders jubelten die Christen darüber, daß sie jetzt, ohne es erwartet zu haben, auf einmal das Glück und den Trost hätten, einen so würdigen und hochgestellten Prälaten, einen päpstlichen Legaten, in ihrer Mitte zu verehren.

6. Seit dem Tode des letzten, noch vor der Eroberung der heiligen Stadt gestorbenen Patriarchen, war die Patriarchalkirche von Jerusalem noch immer eine Waise geblieben. Zwar hatte der, dem Leser schon aus der Geschichte des ersten Kreuzzuges nicht sehr ehrenvoll bekannte Arnulf sich einstweilen allen bischöflichen Verrichtungen unterzogen, auch sogar, weil von seinen Anhängern dazu ermuntert, den Patriarchentitel sich beigelegt. Aber seiner übel berüchtigten Sitten wegen war Arnulf von Vielen im höchsten Grade verachtet, von noch Mehrern seines Stolzes und seiner Herrschsucht wegen nicht minder gehaßt. Alle diese Gegner erhoben

jetzt ihre Stimmen, und nun ward, ob mit Grund oder Ungrund, dies müssen wir dahin gestellt seyn lassen — sogar behauptet, Arnulf sey der Sohn eines Priesters, mithin, zu Folge der Dekrete Papstes Gregors des Siebenten, jeder kirchlichen Würde unfähig. Als Arnulf sah, daß er dem, gegen ihn sich erhebenden Sturm nicht lange die Stirne würde bieten können, war er klug genug, seinem Schicksale sich mit einem gewissen äußern Anstand zu fügen, und legte demnach, und zwar wie er und seine Freunde vorgaben, blos um den Frieden in der Kirche zu erhalten, seine bisherige Würde nieder, worauf alsogleich der Kardinal Daimbert von dem Könige, den Fürsten, der gesammten anwesenden Geistlichkeit und allem christlichen Volke zum Patriarchen gewählt, auf den uralten, so ehrwürdigen und, wie von Einigen behauptet wird, von Christo selbst gegründeten Stuhl von Jerusalem erhoben, und von dem Bischofe Robert von Rama geweihet. Von dem Könige wurden jetzt nicht nur die ehemaligen, sehr beträchtlichen Güter des Patriarchats dem neuen Patriarchen sogleich wieder zugewiesen, sondern um der jetzt wahrhaft auf das Neue auferstandenen Kirche von Jerusalem, der Mutterkirche aller über dem Erdkreise verbreiteten Kirchen, ein noch höheres, ganz eigenes Ansehen zu geben, hatten sogar Gottfried und Boemund die Unklugheit, der Eine sein Königreich, der Andere sein Fürstenthum als Lehen von der Kirche von Jerusalem zu übernehmen, und von dem Patriarchen Daimbert sich förmlich investiren zu lassen. Unstreitig eine an sich sehr schöne und fromme Handlung, ein anschaulicher Beweis von der tiefen Ehrfurcht, welche beide Fürsten der Kirche des Sohnes Gottes schuldig zu seyn fühlten. Uebrigens verpflichteten sie sich durch ihren Lehnseid zu nichts, als daß sie die von den Todten nun wieder erstandene Kirche von Jerusalem und das heilige Grab aus allen Kräften, und kein

auch noch so großes Opfer scheuend, gegen die Ungläubigen vertheidigen wollten. Dieses würden sie ohnehin gethan haben; denn es war ja der einzige Zweck, der sie durch so viele Mühseligkeiten, durch so viele Wagnisse, Gefahren und mörderische Schlachten nach Jerusalem geführt hatte. Zudem ward dadurch in allen zeitlichen Dingen und Angelegenheiten die königliche Macht in dem Reiche Jerusalem keiner andern Macht untergeordnet, und nach wie vor war von König Gottfried, wie von allen völlig unabhängigen Fürsten, nur Gott der einzige oberste Lehnsherr. Aber auf der andern Seite war es im höchsten Grade unklug, indem beide, ohne gerade mit Seherskraft begabt zu seyn, dennoch hätten voraussehen können, daß sie dadurch zu manchem Zwist und manchem bittern Conflikt zwischen Kirche und Staat eine traurige Veranlassung geben würden. Nach vollbrachter Patriarchenwahl kehrten Boemund und Balduin, der Eine nach Antiochien, der Andere in sein Fürstenthum Edessa zurück. Aber von den neu angekommenen Pilgern blieben viele in dem Dienste des Königes zurück; und da damals die großen Städte in Oberitalien die ersten und vorzüglichsten Schulen der Kriegsbaukunst waren, auch unter den zurückbleibenden Pisanern sich mehrere Kriegsbauleute befanden, so leisteten diese jetzt bei fernerer Befestigung Joppe's und noch anderer Städte dem Könige sehr wesentliche Dienste. In dem ganzen, obgleich noch kleinen Königreiche herrschte jetzt vollkommene Eintracht, und an dem Fortbestand des innern Friedens zweifelte nun schwerlich irgend Jemand in ganz Jerusalem, als vielleicht — blos der neue Patriarch selbst.

7. Daimberts Charakter war nichts weniger als sehr liebenswürdig. Sein hochfahrendes Wesen mißfiel Jedermann. Man beschuldigte ihn des Stolzes und ungemessener Herrschsucht. Man machte ihm den Vor-

warf, daß er den sinnlichen Vergnügungen mehr ergeben sey, als es seinem Stande gezieme, daß er das Geld liebe, daher gerne Geschenke nehme, und von seinen Reichthümern nicht immer einen sehr edeln Gebrauch mache, und wollen wir dem Albertus von Aix glauben*), so hatte Daimbert, als päpstlicher Legat in Spanien, die vom Könige Alphons für den Papst erhaltenen Geschenke für sich behalten, große Reichthümer nach Palästina gebracht, und mit einem Theil derselben schon in Laodicäa einige Fürsten, besonders den Boemund von Antiochien**) bestochen und in sein Interesse gezogen; selbst dem Könige Gottfried soll Daimbert, jedoch gleich bei seiner Ankunft in Jerusalem, und bevor noch von einer neuen Patriarchenwahl die Rede seyn konnte, denselben goldenen Widder, den er von dem spanischen Könige für den heiligen Vater erhalten hatte, zum Geschenke gemacht haben. Wollte man auch annehmen, daß an diesen Beschuldigungen wohl auch boshafte Verläumdung einigen Antheil haben könnte; so würde man doch immer gestehen müssen, daß Daimberts Betragen als Patriarch wenigstens den Vorwurf umbegrenzter Herrschsucht vollkommen rechtfertige. Die

*) Albert Aquensis Chronicon Hierosolimitanum, sive de bello sacro historia. (Bong. Gesta Dei per Francos. T. I.) — Albertus, auch Albericus genannt, war Chorherr zu Aix in der Provence, und hatte zu seiner Geschichte die Nachrichten der glaubwürdigsten Augenzeugen gesammelt.

**) Diese letztere Beschuldigung gewinnt auch dadurch einen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß Boemund, obgleich er dem Cardinal, weil dieser ihn auf Anstiften Raimunds an der Eroberung der, dem griechischen Kaiser gehörigen Stadt Laodicäa, ja zu Aufhebung der Belagerung ihn gewisser Maßen nicht sehr hold seyn konnte, dennoch den Daimbert dringend zur Patriarchenwürde empfohlen, auf das thätigste dabei mitgewirkt, und zur Erhebung desselben das Meiste beigetragen haben soll.

außerordentlichen Beweise von Ehrerbietung, die man gleich in den ersten Tagen dem Daimbert gegeben, hatten denselben nur noch übermüthiger gemacht, und kaum seit vier Wochen auf den Patriarchenstuhl erhoben, ging schon sein Streben nach nichts Geringerm als, nach dem Beispiel der alten jüdischen Hohenpriester, die zugleich auch die Richter des Volkes Gottes waren, nun ebenfalls mit seiner Patriarchenwürde auch jene eines weltlichen Regenten zu vereinigen, kurz, die aristokratisch-monarchische Verfassung des Königreiches in eine rein theokratische umzuwandeln. Von demselben Grundsatze, den schon Arnulf aufgestellt hatte, ging nun auch Daimbert aus: Jerusalem sey die heilige Stadt, Palästina das heilige Land, Beide dürften daher von keinem weltlichen, sondern geistlichen Fürsten beherrscht werden. Seinem Ziele wollte er jedoch, wie es scheint, nur Schritt vor Schritt sich nähern; aber demungeachtet setzte doch gleich die erste Forderung, mit der er auftrat, den König und alle dessen Ritter und Diener in das größte Erstaunen. Am Tage Mariä Lichtmeß, mithin kaum einen Monat nach seiner Erhebung, foderte er nicht nur die heilige Stadt sammt der Burg Davids, als ein Eigenthum Gottes von dem Könige zurück, sondern auch die erst neu wieder auferbaute Stadt Joppe mit deren Zubehör und ganzem Gebiete. Nichts ist sonderbarer und, man möchte, wenn der Gegenstand nicht zu ernst wäre, wohl sagen, auch lächerlicher, als die Gründe worauf Daimbert seine Forderung stützte. Nachdem der Erzbischof Wilhelm von Tyrus lange geforscht hatte, was den Patriarchen zu einer so übertriebenen Forderung könnte bewogen haben, glaubte er endlich Folgendes gefunden zu haben. Unsere Leser werden wahrscheinlich aus der Geschichte des oströmischen Reiches sich noch erinnern, daß der Kaiser Constantinus Monomachus, als der ägyptische Kalif den christlichen Einwohnern von Jerusalem befahl, ein Vier-

tel der Stadt zu befestigen und mit einer weit höhern Mauer zu umgeben, den theils ganz armen, theils nur wenig bemittelten Christen das zu dieser Arbeit nöthige Geld unter der Bedingung zu geben versprach, daß der Kalif den Christen jenes Viertel ausschließlich zu ihrer Bewohnung überlassen, auch ihnen unter ihrer eigenen Gerichtsbarkeit zu leben gestatten sollte. Der Kalif ging diese Bedingung ein; jenes Viertel der Stadt ward ausgebaut und befestiget, und die Christen darin standen in allen ihren Angelegenheiten blos unter der Gerichtsbarkeit des Patriarchen, der demnach jetzt mit seiner geistlichen Gewalt auch die richterliche und polizeiliche Gewalt verband. Daraus argumentirte nun Daimbert, daß, da die Christen jetzt nicht mehr auf jenes Viertel beschränkt wären, sondern sich in der ganzen Stadt verbreitet und diese in Besitz genommen hätten, nun auch die Gewalt des Patriarchen ebenfalls sich über ganz Jerusalem verbreiten, daher auch alle Abgaben und andere Regalien nur der Kirche von Jerusalem, das heißt, ihm selbst, gehören müßten. Der König war anfänglich gar nicht gesonnen, den unsinnigen Foderungen des anmaßungsvollen Prälaten sich zu fügen, widersprach ihm mit Ernste, und selbst mit einer seiner friedfertigen Natur gar nicht eigenen Heftigkeit. Aber auch Daimbert blieb unbeweglich, und obgleich der König jenes, vor vierzig Jahren von den Christen bewohnte Viertel, welches die griechischen Patriarchen besaßen, nun auch ihm, dem lateinischen Patriarchen, zugewiesen hatte; so beharrte derselbe doch am nächsten Osterfeste, vor allen zur Feier dieses hohen Festes in Jerusalem versammelten Christen, hartnäckig auf dem, wie er sagte, ihm zustehenden Recht über ganz Jerusalem und der Stadt Joppe. Eine höchst ärgerliche, großen Anstoß gebende Spaltung, und zwar selbst am Fuße des Grabes des Erlösers, zwischen dem Staate und der Kirche war jetzt zu befürchten. Aber eben deßwegen

glaubte nun Gottfried, der an der Spitze seines Heeres ein furchtbarer Löwe, im Kreise seiner Räthe der weiseste Regent, jedoch auch in der Kirche des Sohnes Gottes der sanftmüthigste, alle zeitliche Größe verachtende, demüthigste Christ war, nun nachgeben, und dem Frieden ein, wenn auch noch so schweres Opfer bringen zu müssen, und so ward nun zwischen Beiden folgender Verein geschlossen. Dem Patriarchen ward ganz Jerusalem sammt der Burg Davids, wie auch die Stadt Joppe, von welcher er jedoch jetzt gleich schon in den Besitz eines Viertels gesetzt ward, unter der Bedingung zugesprochen, daß dem Könige der Besitz und Genuß sowohl von der heiligen Stadt, als auch den drei übrigen Vierteln von Joppe so lange bleiben sollten, bis das Königreich durch Eroberung zwei oder drei anderer Städte erweitert seyn würde; falls aber König Gottfried, bevor dies hätte geschehen können, unbeerbt sterben würde, dann sollten beide Städte, Jerusalem und Joppe, dem Patriarchen alsogleich ohne Widerrede zufallen. — Dieser Vergleich gereichte den Rittern des Königes, wie allen Einwohnern von Jerusalem zum größten Anstoß, und erbitterte die Gemüther gegen den Patriarchen um so mehr, da man für dessen stolze Anmaßungen auch nicht von weitem einen nur einigermaßen vernünftigen Grund anführen konnte; und da jetzt noch überdies der schlaue und boshafte Arnulf*), der dem Daimbert nicht verzeihen konnte, ihn von dem Patriarchenstuhl verdrängt zu haben, auf alle Weise ihm Feinde zu erregen suchte, die Blößen und Mißgriffe des Patriarchen, und besonders dessen Hang zu sinnlichen Vergnügungen listig ausforschte, und dann mit boshaften Zusätzen vermehrt, überall zu verbrei-

*) Den Arnulf nennt der Erzbischof von Tyrus in seinem gerechten Eifer: den Erstgebornen des Satans, das Kind des Verderbens.

ten wußte; auch Daimberts Stolz und ungefälliges Wesen solchen bösen Nachreden stets ein noch größeres Gewicht gaben; so sank auch mit jedem Tage immer mehr das Ansehen desselben. Auf diese Art ward nun auch bald die Zahl der Feinde und Neider Daimberts, wie auch derer, die ihn haßten und verachteten, weit größer als jene seiner Verehrer und Anhänger; und so bahnte und ebnete sich jetzt gleichsam von selbst der Weg, auf welchem bald nachher Gottfrieds Nachfolger, der weit weniger sanftmüthige und Friede liebende Balduin I. ihn von dem Patriarchenstuhle wieder herabstürzen und selbst das Reich zu verlassen ihn zwingen konnte.

8. Die zum größten Mißvergnügen der kampflustigen Ritter seit einiger Zeit eingetretene Waffenruhe ward jetzt von dem Emir von Damaskus unterbrochen. Zwischen diesem und Tancred war ein Waffenstillstand geschlossen worden, nach dessen Verlauf der Emir sich erklären sollte, ob er sich den Christen unterwerfen, oder für immer deren Feind bleiben wollte. Als der Waffenstillstand sich seinem Ende nahete, sandte Tancred sechs Ritter zu dem Emir und ließ ihn auffodern, die Stadt Damaskus, eine der festesten Städte Syriens, ihm alsogleich zu übergeben. Schon diese kühne Foderung mußte den Emir in Erstaunen setzen; aber nun ließ Tancred ihm dabei noch sagen, daß wenn er ferner in dem Lande bleiben wollte, er durchaus zur christlichen Religion sich bekennen müsse. Darüber ergrimmte Malek Dokak — so hieß der Emir — so sehr, daß er Tancreds Gesandten greifen und alle sechs, bis auf Einen, der zu dem Islam überging, auf der Stelle tödten ließ. Um diese blutige Verletzung des Völkerrechts zu rächen, zogen Gottfried und Tancred ihre sämmtlichen Streitkräfte zusammen, und fielen in das Gebiet von Damaskus ein. Die Sarazenen wagten es

nicht sich außerhalb ihrer Mauern blicken zu lassen; und ohne Widerstand zu finden, verheerten nun die Kreuzbrüder das ganze Gebiet von Damaskus so lange, bis der Emir um Frieden bat, sich unterwarf, Gehorsam gelobte und zu einem jährlichen Zins sich verpflichtete.

9. Des schützenden Arms Gottfrieds hätte das junge Königreich noch eine lange Reihe von Jahren bedurft; aber leider war der Zug gegen den Emir von Damaskus die letzte Waffenthat des Königes. Auf seiner Rückkehr ward er von einer Krankheit, deren Natur kein Arzt erkennen konnte, plötzlich überfallen. Sehr leidend und schon gefährlich krank kam er in Joppe an. Der Anblick einer Menge in dem Hafen liegender Schiffe machte ihn einen Augenblick unruhig. Er befürchtete, es möchte eine feindliche ägyptische Flotte seyn. Aber diese Besorgniß verschwand bald, als man ihm meldete, es sey eine, mit vielen Pilgern angekommene venetianische Flotte von zweihundert Segeln. Der Admiral derselben, Johann Michieli, Sohn des damaligen Dogen von Venedig, nebst dem Bischof Heinrich Contarini und mehreren der vornehmsten venetianischen Herren, schickten an den König und ließen ihn fragen, ob es ihnen erlaubt sey, Ihm, dem Helden, von dessen Ruhm das ganze Abendland erfüllt sey, persönlich ihre Ehrerbietung zu erweisen. Der König ließ ihnen sagen, daß er schwer krank danieder liege. Aber dieß konnte die Venetianer nicht abhalten; sie kamen dennoch, überreichten dem Könige reiche Geschenke an goldenen und silbernen Gefäßen und den kostbarsten seidenen Stoffen; erklärten ihm auch, daß sie bereit wären, jede kriegerische Arbeit, die er ihnen zum Besten seines Königreiches gegen die Ungläubigen auferlegen würde, sogleich zu unternehmen. Gottfried übertrug ihnen die Belagerung von Caipha, versprach auch, wenn anders eine ruhige Nacht seinen Schmerz etwas lindern, und

ihm die dazu nöthigen Kräfte geben würde, sich am folgenden Tage allen auf der Flotte angekommenen Pilgern zu zeigen. Es war ein rührender und zugleich tief und schmerzhaft beugender Anblick zu sehen, mit welcher Liebe und Sorgfalt die ihn umgebenden, und wegen des Lebens ihres theuern Königes ängstlich besorgten Ritter desselben pflegten. Einige knieten zu seinen erstarrten Füßen und suchten diese, schon halb todten Glieder mit ihrem Hauche zu erwärmen; Andere stützten das sinkende Haupt des theuern geliebten Kranken an ihre Brust; alle waren bemühet, auf irgend eine Weise die Schmerzen desselben zu lindern. Aber immer sichtbarer traten jetzt die Merkmale einer Vergiftung hervor. Auf seinem Rückzug von Damaskus war er von dem Emir von Cäsarea sehr freundlich zur Tafel eingeladen worden. Der König nahm die freundliche Einladung an, fühlte aber gar keine Eßlust, und aß blos einen Cedernapfel. Aber kaum hatte er diesen gegessen, als sich schon Symptomen eines Uebels zeigten, das beinahe mit jeder Stunde furchtbarere Fortschritte machte. Sein den venetianischen Herren gemachte Versprechen, der Flotte und den Pilgern sich zu zeigen, war Gottfried unfähig zu erfüllen. Statt Linderung zu fühlen, waren seine Schmerzen nur noch stärker und brennender geworden. Noch vor Anbruch des Tages ließ er sich in einer Sänfte nach Jerusalem zurücktragen. Das Gerücht von der Krankheit des Königes versenkte die ganze Stadt in die tiefste Trauer; schaarenweise strömte alles Volk nach der königlichen Wohnung, um vielleicht über den Zustand des erlauchten geliebten Kranken etwas Erfreuliches zu vernehmen. Auch aus Joppe, als sich dort die Nachricht von dem nahen Tode des Königs verbreitete, eilten Tancred und der edle Ritter Werner von Greiß, mehrere der vornehmsten Venetianer nebst vielen Pilgern nach Jerusalem, um von dem Hinscheidenden noch einige Worte des Trostes zu hö-

ren. Aber er war schon so schwach, daß er kaum mehr sprechen konnte. Um jedoch seine Freunde einigermaßen zu trösten, ließ er ihnen sagen: er befinde sich etwas besser und hoffe, was er jedoch weder selbst glaubte, noch vielleicht auch wünschte, bald wieder völlig hergestellt zu seyn. Indessen ließ er sich mit allen heiligen Sterbsakramenten versehen, und empfing die heilige Eucharistie mit einer solchen tiefen Demuth, einem so lebendigen Glauben, und einer solchen inbrünstigen, glühenden Liebe, daß alle, die Zeugen des gottgefälligen Todes dieses christlichen Helden waren, in Thränen zerflossen. Er verschied am siebenzehnten August des Jahres Eintausend und einhundert. Fünf Tage ward um ihn getrauert. Aber die Trauer war ernst und aufrichtig, und nicht blos bei den Christen, sondern auch die Saracenen, Türken, Araber rc. rc. stimmten in die Klaglieder der Pilger und christlichen Einwohner von Jerusalem mit ein*). Wegen seines frommen Sinnes, seiner stets im liebenswürdigsten Gewand, nämlich im Gewande der Demuth erscheinenden Tugend, so wie seiner ungewöhnlichen Tapferkeit und der ganz ungeheuern Stärke seines Armes wegen, war er für alle ein Gegenstand der höchsten Verehrung, Liebe und Bewunderung gewesen. Wodurch er aber ganz vorzüglich den Saracenen von allen Völkerstämmen eine beinahe grenzenlose Ehrfurcht einflößte, war seine ungemein einfache Lebensweise. Seine Kleidung, seine Tafel wie alle Geräthschaften seiner königlichen Wohnung blieben stets nur die eines demüthigen, frommen christlichen Pilgers. Da nun die Mohamedaner sich erinnerten, daß ihres großen Propheten erste Nachfolger, obgleich sie schon

*) Mortuo eigitur tam gregio Duce, et nobilissimo Christi athleta, maxima lamenta et nimius ploratus omnibus illic Christianis, Gallis, Italicis, Syris, Armeniis, Graecis et Gentilibus plerisque, *Arabibus*, *Saracenis*, *Turcis* fuere perdies quinque (Alb. Aquisc.).

as ganze westliche Asien beherrschten, dennoch eben so
üchtern und mäßig, eben so große Feinde von allem
ußern Glanze, leerem Prunke und kleinlicher Eitel-
:it, wie König Gottfried, waren, so glaubten sie auch
ı den Zügen dieses Königs wieder das Bild jener,
on ihnen als Heilige verehrten ersten Nachfolger Mo-
ameds zu erblicken. — Begraben ward König Gott-
ied am Fuße des Calvariaberg, ungefähr dreißig
Schritte von dem Grabe seines göttlichen Erlösers.
Rührend und erhaben ist die Einfachheit der Grab-
hrift, die man ihm setzte: „Hier liegt Gottfried von
Bouillon, welcher dies ganze Land den Christen wie-
er gewann: seine Seele ruhe in Christo." — Aber
ach das Schwert, mit welchem Gottfried eben dies
and gewann, ward in der Kirche zum heiligen Grabe
's eine Reliquie aufbewahrt, und wird noch heut zu
'age jedem Fremden auf dessen Begehren gezeigt*).

XIV.

Balduin der Erste.

1. Nie wäre vollkommene Eintracht unter den
ürsten und allen Pilgern erwünschter und nothwendi-
:r gewesen, als jetzt nach dem Tode eines gekrönten
elden, dessen persönliche Größe bisher die einzige feste
rundlage des neuen Königreiches war. Aber kaum
itte König Gottfried die Augen geschlossen, als auch
gleich das Spiel gehässiger Leidenschaften wieder be-
ınn. In der Verfassungsurkunde war es deutlich

*) Dieses Schwert, dessen Anblick in Jedem, dem die stumme Sprache ehrwürdiger uralter Denkmäler noch nicht unverständlich geworden ist, die edelsten und erhabensten Gefühle und Empfindungen erzeugen muß, hat Herr Poujoulat während seines Aufenthalts in Jerusalem gesehen, und mit seinen Händen berührt.

ausgesprochen, daß, wenn ein König kinderlos stürbe, demjenigen seiner Seitenverwandten, der ihm am nächsten stünde, die Krone gehören sollte. Unstreitig war also der nächste zum Thron Gottfrieds Bruder, Graf Balduin von Edessa; auch hatte ihn der sterbende König einige Zeit vor seinem Tode dem Patriarchen und dem Fürsten Tancred empfohlen, und von Beiden das Versprechen erhalten, der Erhebung Balduins kein Hinderniß entgegen zu setzen. Aber Beide hielten nicht Wort; und so entstand nun über die Thronfolge ein Streit, der drei verschiedene, einander durchkreuzende Partheien in das Leben rief. Die Eine begehrte den Fürsten Boemund von Antiochien zu ihrem König. Sie war sehr zahlreich, und schien dadurch ein entschiedenes Uebergewicht zu gewinnen, daß der Patriarch Daimbert sich an ihre Spitze stellte. Dieser hatte gleich nach dem Hinscheiden Gottfrieds, zu Folge des mit demselben geschlossenen Vertrages, die Uebergabe Jerusalems sammt der Burg Davids und der Stadt Joppe begehrt; war aber von der Parthei des Hauses Bouillon mit seiner Forderung abgewiesen worden, und der edle Ritter Werner von Greiß, dem die Burg Davids war anvertraut worden, betheuerte, daß er dieselbe niemand als des verstorbenen Königs rechtmäßigem Nachfolger, nämlich dem Grafen Balduin, übergeben würde. Auch die Einwohner von Joppe erklärten, ihre Thore nur dem künftigen Könige eröffnen zu wollen. Da der Patriarch mit Bestimmtheit vorauswissen konnte, daß sein mit Gottfried geschlossener, die königliche Macht so sehr schmälernder Vertrag von Balduin nicht werde anerkannt werden; so sann er auf Mittel, denselben von dem Throne gänzlich zu entfernen, und diesen dem Fürsten Boemund zu verschaffen. In diesen Plan ging auch Tancred ein, den der Patriarch eiligst durch Briefe von der gegenwärtigen Lage Jerusalems in Kenntniß setzte. Selbst Tancreds edles Herz hatte sich in den

letzten Zeiten gegen seinen Herrn und Wohlthäter, zu dem er bisher stets mit so vieler Treue gehalten, merkbar erkaltet. Die Ursache dieser zwischen Beiden eingetretenen Kälte war die Stadt Caipha gewesen. Gottfried hatte dieselbe, bevor sie noch erobert war, dem Ritter Waldemar Carpenel als ein Thronlehen gegeben. Sehr empfindlich kränkte dieß den Tancred, der selbst mit aller Zuversicht diese Stadt von dem Könige zu erhalten gehofft hatte. Als nun Gottfried dem Tancred und den Venetianern, wie wir schon berichtet, den Auftrag gab, Chaifa zu belagern, betrieb Tankred die Belagerung äußerst fahrläßig, befeuerte aber eben dadurch die Einwohner nur noch zu größerem Widerstand; so daß die Venetianer, als sie den Tod Gottfrieds erfuhren, und an demselben Tage auch noch ein Sturm, den sie gewagt hatten, von der Besatzung war zurückgeschlagen worden, der Belagerung müde, sie aufhoben und nach Joppe zu ihren Schiffen zurückzogen. Aber kaum hatten sie sich entfernt, als Tancred seine Ritter aufforderte, die Stadt noch einmal zu bestürmen. Es waren größtentheils Normänner und Lotharinger, Männer von geprüfter Tapferkeit. Nur ein einziger Venetianer war bei Tancred geblieben, eben so befand sich unter seinen Rittern auch nur ein einziger Deutsche; aber dieser galt für eine ganze Schaar; denn es war der tapfere Ritter Wickert aus Schwaben, dem man längst schon, wegen dessen ungewöhnlicher Kühnheit und der außerordentlichen Stärke seines Arms, den Beinamen: der Löwenwürger gegeben hatte. Dieser nebst vier andern Rittern aus dem Hause Gottfrieds, denen sich auch noch zwanzig von Tancreds Rittern anschlossen, bestiegen den Belagerungsthurm, und schwuren sich gegenseitig, entweder zu sterben oder die Ungläubigen von der Mauer zu vertreiben. Vollkommen und ohne einen einzigen der Ihrigen zu verlieren, gelang ihnen dieses Wagestück, das sicher einen weit

größeren Kampf gekostet haben würde, hätten nicht die Einwohner, noch ermüdet von dem Kampfe des vorigen Tages, und keinen zweiten, unmittelbar darauf folgenden Sturm erwartend, an diesem Tage so schwachen Widerstand geleistet. Nach kurzem Kampf wichen sie auf allen Punkten zurück, und in weniger dann zwei Stunden war Caipha in den Händen der Ritter. Von der eroberten Stadt wollte nun Waldemar Carpenel, als von dem, von König Gottfried ihm ertheilten Lehen, Besitz nehmen; Aber Tancred trieb ihn und dessen Mannen aus der Stadt, und besetzte sie mit seinen eigenen Leuten. Tancred sah wohl voraus, daß, wenn Balduin König werden würde, er ihn wegen der gewaltsamen Besitznahme vor das königliche Gericht laden, und den Waldemar in dem Besitze des Lehens bestätigen würde. Schon aus diesem Grunde war er der Erhebung Balduins entgegen, aber noch weit mehr, weil er die ihm von dem Grafen von Edessa auf dem Zuge nach Antiochien bei der Stadt Tharsus zugefügte Beleidigung nicht vergessen konnte*),

*) Auf diesem Zuge hatten die Fürsten sich von einander getrennt, um mit ihren Schaaren einzelne, ihnen reiche Beute versprechende Streifzüge zu machen. Die, dem griechischen Kaiser gehörige Stadt Laodicäa ward zum Sammelplatz bestimmt, wo das ganze Heer sich wieder vereinigen sollte. Tancred kam auf seinem Zuge vor die Stadt Tharsus, und beredete die Einwohner vorzüglich dadurch zur Uebergabe, daß er ihnen sagte, sein Oheim Boemund folge mit einem weit zahlreicherm Heere ihm auf dem Fuße. Aller Widerstand von ihrer Seite würde demnach fruchtlos seyn, blos harte Strafen und großes Unglück über die Stadt herbeiführen. Die Einwohner versprachen also sich zu ergeben, jedoch unter der Bedingung, daß ihnen gestattet würde, die Thoren ihrer Stadt nicht eher den Kreuzfahrern zu eröffnen, als bis Boemund selbst angekommen seyn würde; indessen sollten jedoch Tancreds Fahnen auf den Mauern der Stadt einstweilen aufge-

...her in seiner Brust noch immer bittern Groll gegen
...alduin nährte. Endlich war Boemund sein Oheim,
...d wie es scheint, knüpften ihn Bande des Blutes
...gleich fester an seine eigenen Verwandten, als Dank-
...rkeit und Rückerinnerung an empfangene Wohlthaten
...n an das Haus Bouillon fesseln konnten. Mit
...lem Eifer faßte er also jetzt den Plan des Patri-
...chen auf, eilte auch sogleich aus Caipha nach Jeru-
...lem, um dort die Parthei seines Oheims zu ver-
...irken, und dessen Erhebung desto thätiger zu betrei-
...n.

pflanzt werden. Tancred ging diese Bedingung ein, ließ seine Fahnen zum Zeichen des Sieges auf den Mauern von Tharsus wehen, lagerte aber mit seinen Rittern vor den Thoren der Stadt. Am folgenden Tage lief gegen Abend die Nachricht ein: es zeige sich auf den benachbarten Anhöhen ein stattliches Heer. In Schlachtordnung rückten Tancreds Schaaren dem vermeintlichen Feinde entgegen; aber bald überzeugte man sich, daß es keine Türken, sondern Kreuzbrüder wären. Es war nämlich Graf Balduin, der, nachdem er auf seinem Zuge mit seinem Heere die wahre Straße verloren hatte, und einige Tage in unfruchtbaren, wilden Gegenden mühselig umhergeirret war, nun von dem Zufall geführt, bei Tharsus ankam. Als Balduin am folgenden Morgen Tancreds Fahnen auf den Wällen der Stadt erblickte, und von dem zwischen Tancred und den Einwohnern geschlossenen Vertrag hörte, brach er in die gröbsten Schmähungen über Boemunds und Tancreds Anmaßungen aus, verhöhnte ihr Geschlecht und ihre Abkunft, und da seine Schaaren weit zahlreicher waren als jene Tancreds (er hatte bei zwölftausend Mann und Tancred nur 500 Ritter und 2000 Fußgänger), schreckte er die Einwohner von Tharsus so sehr, daß sie Tancreds Fahnen von der Mauer in einen Sumpf herabwarfen und die des Balduins darauf aufpflanzten. Seinem Gelübde zuwider wollte Tancred nicht gegen Christen kämpfen, und zog daher, voll Zorn gegen Balduin, mit den Seinigen vor Tharsus ab.

2. Aber in Jerusalem hatte sich indessen noch eine andere Parthei erhoben, welche sehnlichst den Grafen Raimund von Toulouse auf dem Throne zu sehen wünschte. Diese war jedoch wenig bedeutend, auch gar nicht zahlreich, und, wie es scheint, gelüstete es dem Grafen Raimund gar nicht nach dem, mit so vielen Gefahren und Unruhen umgebenen Thron von Jerusalem. Entschlossen, sich ein eigenes Fürstenthum in dem Orient zu erkämpfen, hatte er gegen die Emirs von Emessa und Hems manche ritterliche Großthat vollbracht, auch sich immer enger dem griechischen Kaiser angeschlossen, durch dessen Gunst er eine weit ruhigere und sicherere Herrschaft, als das, durch die unaufhörliche Zwietracht der Fürsten, jeden Augenblick erschütterte Königreich Jerusalem wäre, sich errichten zu können hoffte. — Aber am zahlreichsten waren unstreitig die Anhänger des Hauses Bouillon. Sämmtliche große Kronbeamten, die vornehmsten Barone und Ritter gehörten zu denselben, eben so auch der ehemalige Patriarch Arnulph. Alle wollten einstimmig, daß in Ansehung der Thronfolge der letzte Wunsch ihres geliebten großen Königs in Erfüllung ginge. Aber aus Haß gegen den Patriarchen Daimbert, der ihn verdrängt hatte, und dessen Beschützer, den Fürsten Boemund, zeigte Arnulph die größte, offenbar leidenschaftliche Thätigkeit für die Erhebung Balduins*). Auf seinen Antrieb ward einstimmig beschlossen, eine aus den Rittern Günther und Robert und dem Bischofe von Rama bestehende Gesandtschaft

*) Arnulf war Erzdiacon der Kirche von Jerusalem und Hüter des heiligen Grabes. Seine ungemein reichen Pfründen vermehrten seine früher schon gesammelten Reichthümer und setzten ihn in Stand, durch Geld und Geschenke, seine Parthei zu stärken und zu vermehren.

nach Edessa abzuordnen, um den Grafen Balduin einzuladen, unverzüglich nach Jerusalem zu kommen und den durch den Tod seines Bruders erledigten Thron zu besteigen. Sehr weislich verboten sie jedoch den Abgeordneten, dem Grafen Balduin von den geheimen Umtrieben Tancreds und des Patriarchen etwas zu sagen. Sobald Daimbert erfuhr, daß Abgeordnete an Balduin abgegangen wären, um ihn nach Jerusalem einzuladen, sandte er ebenfalls an den Boemund seinen Schreiber Morellus mit einem Schreiben, in welchem er ihn beschwor, unverzüglich nach Jerusalem zu eilen, und dort als Thronbewerber und Beschützer der Kirche aufzutreten; Er, der Patriarch, und alle seine Freunde würden ihn auf das kräftigste dabei unterstützen. Aber Morellus ward unter Weges von dem Grafen Raimund angehalten, das Schreiben an den Fürsten von Antiochien ihm abgenommen, auch ihm nicht gestattet, seine Reise weiter fortzusetzen. Das Schreiben an Boemund schickte höchst wahrscheinlich Raimund an Balduin; denn wir werden gleich sehen, daß dieser auf den Grund dieses Schreibens eine sehr schwere Anklage gegen den Patriarchen erhob. Aber wäre auch Morellus an der Fortsetzung seiner Reise nicht verhindert worden, so würde dennoch der Patriarch seinen Zweck nicht erreicht haben, denn Boemund war, was man jedoch in Jerusalem noch nicht wußte, in die Gefangenschaft eines türkischen Fürsten gerathen.

3. Mit Boemunds Gefangenschaft hat es folgendes Bewandniß. Boemund hatte bisher sein Fürstenthum ungemein erweitert; außer der großen und volkreichen Hauptstadt Antiochien, enthielt es noch eine bedeutende Anzahl anderer festen Städte, Burgen und Schlösser. An Macht war es dem damaligen Königreiche Jerusalem beinahe schon gleich, aber auch, wie dieses, von eben so gefährlichen, oder vielmehr noch

weit gefährlichern Feinden umgeben. Schon der griechische Kaiser betrachtete, und zwar nicht mit Unrecht, den Fürsten Boemund als einen der gefährlichsten Feinde seines Reiches. Ununterbrochen suchte der Hof von Constantinopel seine Ansprüche auf Antiochien, als eine zu dem griechischen Reiche gehörige Stadt geltend zu machen, die jetzt Boemund trotz dem zwischen dem Kaiser und den abendländischen Fürsten gleich im Anfange des ersten Kreuzzuges geschlossenen Vertrage, immer noch dem Reiche vorenthalte. Von den griechischen Waffen hatte zwar Boemund nichts zu fürchten, denn im Kampfe mit diesen blieb er größtentheils Sieger. Aber dafür suchten die Statthalter jener griechischen Provinzen, die an das Fürstenthum grenzten, den abendländischen Christen in Antiochien ins Geheim durch List und Treulosigkeit so vielen Schaden zuzufügen, als sie nur immer konnten. Noch viel furchtbarer würden jedoch die mächtigen, türkischen Emirs dieser Gegenden den Christen geworden seyn, wären sie nicht unter sich selbst in unaufhörlichem, oft blutigen Streit verwickelt gewesen. So z. B. standen die Emirs von Haleb und Emessa sich feindlich einander gegenüber. Der Erstere begünstigte nämlich eine neue, erst unlängst entstandene mohamedanische Sekte, und da der Emir von Emessa ein treuer Anhänger und Bewahrer des Islams war, so zürnte er Jenem von Haleb, und weigerte sich, irgend eine Verbindung mit demselben gegen die Christen einzugehen. Sobald Boemund, der von den Mißhelligkeiten unter den Ungläubigen immer Vortheile zu ziehen gewohnt war, dieses erfuhr, zog er gegen den Rodovan, Fürsten von Haleb, schlug diesen so gänzlich, daß nur wenige dem Schwerte der Christen entrannen, und bemächtigte sich der ganzen, der Stadt Haleb südlich gelegenen Hälfte des Landes.

4. Aber in Armenien hatte sich um diese Zeit ein

neuer türkischer Staat erhoben, dessen Mittelpunkt und Sitz die Stadt Sebaste war. Der Gründer desselben war Kameschtekin, ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten und den schönsten Eigenschaften des Geistes wie des Herzens. Nicht aus fürstlichem Geblüte entsprossen, von ganz niedriger Geburt, der Sohn eines Schulmeisters, hatte er sich durch Tapferkeit und eine ganz eigene, seltene Tüchtigkeit bis zur Würde eines Fürsten von Sebaste emporgeschwungen. Von hier aus suchte er ein neues Reich, gleich jenem der Seldschucken, zu gründen. Was ihm seine Eroberungen sehr erleichterte, war seine ungemeine Milde gegen die Ueberwundenen, seine Gerechtigkeitsliebe und seine zarte, wahrhaft väterliche Sorgfalt für alle, die sich seiner Herrschaft unterwarfen. Den seldschuckischen Türken in Iconium hatte er schon bedeutenden Abbruch gethan, auch dem griechischen Reiche schon mehrere Städte entrissen, deren Einwohner sämmtlich den Augenblick priesen, wo sie, von der raubsüchtigen Tyrannei griechischer Fürsten oder Statthalter, durch Kameschtekin befreit, unter dessen Herrschaft die ihnen bisher unbekannten Segnungen einer gerechten, milden und menschenfreundlichen Verwaltung hatten kennen gelernt. Jetzt war er gegen den griechischen Fürsten Gabriel gezogen, und belagerte denselben in Militene. Gabriel unvermögend, seine Stadt lange gegen Kameschteckin zu vertheidigen, sandte Eilboten an Boemund und bat ihn um Hülfe. Dieser stand gerade im Lager vor Haleb, als Gabriels Boten ankamen. Boemund, in der Ueberzeugung, daß die Sicherheit seines eigenen Fürstenthums es erfodere, Kameschtekins sich immer weiter ausbreitenden Herrschaft endlich Schranken zu setzen, brach sogleich, und sogar mit Zurücklassung aller mitgebrachten Lebensmittel, aus seinem Lager auf, und zog in Eilmärschen nach Mitilene. Aber Kameschteckin ward bei Zeiten von der Annäherung Boe-

18 *

munds unterrichtet, zog ihm mit ungleich zahlreichern Streitkräften entgegen, überfiel ihn in der Ebene von Marosch, schlug ihn, und nahm ihn und seinen Vetter Richard nebst mehreren Rittern gefangen. Alle übrigen Ritter wurden in dem Treffen erschlagen; kein Einziger entrann, weil keiner ein ruhmloses Leben durch die Flucht, dem ehrenvollen Tode eines Helden auf dem Schlachtfelde vorziehen wollte. — Sobald Boemund Gelegenheit gefunden hatte, durch einen Syrer eine Haarlocke seines Hauptes, als Zeichen seiner Gefangenschaft und der dringenden Nothwendigkeit baldiger Befreiung an Balduin zu senden, erschien dieser schon wenige Tage nach der Gefangennehmung Boemunds vor Mitilene, nöthigte den Kameschtekin die Belagerung aufzuheben, verfolgte ihn auch drei Tage lang, wollte aber nicht, weil seine Schaaren nicht sehr zahlreich waren, sich allzu tief in das Innere eines feindlichen Landes wagen, und vermochte daher nicht den Boemund aus der Gefangenschaft zu befreien, der nun vier Jahre zu Sebaste der Gefangene eines edeln und großherzigen turcomannischen Fürsten blieb. Nach Mitilene warf Balduin, bevor er seinen Rückzug antrat, eine Besatzung von fünfzig Rittern, die bei einer bald darauf folgenden zweiten Belagerung so kräftigen Widerstand leisteten, daß Kameschtekin unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte. Indessen fiel dennoch einige Zeit nachher die Stadt und das Fürstenthum Mitilene den Türken in die Hände. Seiner harten Regierung wegen ward Gabriel von seinen Unterthanen eher gehaßt als geliebt. Sobald also Balduin die Besatzung aus Mitilene, unter dem Versprechen, der Stadt, wenn sie auf das neue wieder sollte belagert werden, sogleich zu Hülfe zu eilen, herausgezogen hatte, unternahmen es zwei Einwohner, die Stadt und den Fürsten an Kameschtekin zu verrathen; öffneten ihm daher, als er mit Anbruch des Tages vor den Mauern von

Mitilene erschien, eines ihrer Thore, durch das die Türken in die Stadt drangen, und sich derselben sammt des Fürsten bemächtigten. — Mit den frühern türkischen Eroberern hatte Kameschtekin nichts gemein, als blos deren Tapferkeit und kriegerischen Muth. In allem Uebrigen war er ein über seine Nation und sein Zeitalter weit erhabener, eben so weiser als milder Herr, der zu keiner Zeit, selbst nicht unter dem Geräusch der Waffen und auf blutigem Schlachtfelde sein Ohr der Stimme der Menschheit verschloß. Seinen Türken war er gezwungen Mitilene zur Plünderung zu überlassen; aber er wachte mit Strenge über dem Leben der Einwohner. Keiner ward ermordet, auch kein Privat- oder öffentliches Gebäude zerstört. Geduldig und ruhig, weil gegen jede Mißhandlung geschützt, warteten nun die in den Kirchen und auf öffentlichen Plätzen versammelten Einwohner, bis die den Türken zur Plünderung gegönnte Zeit vorüber war. Kameschtekin führte sie hierauf selbst wieder in ihre Wohnungen zurück, ersetzte ihnen ihren Verlust, ließ sogar aus seinem eigenen Lande eine Menge Getraide, Vieh und noch andere Früchte unentgeldlich nach Mitilene kommen, und setzte endlich seiner Großmuth noch dadurch die Krone auf, daß er die Verwaltung des Fürstenthums einem eben so gerechten als menschenfreundlichen Statthalter übertrug. Wie beschämend für die christlichen Kreuzritter, die jede von ihnen eroberte Stadt mit dem Blute deren Bewohner überschwemmten, wovon selbst jenen, deren die Mordlust der Sieger geschont hatte, nie etwas anderes, als ewige harte Knechtschaft zu Theil ward. Was würde erst aus Kameschtekin geworden seyn, hätte ihm das höhere Licht des Evangeliums geleuchtet.

5. Balduin war so eben von seinem Zuge nach Melitene zurückgekommen, als die, von den Freunden

des Hauses Bouillon an ihn gesandten Abgeordneten von Jerusalem in Edessa eintrafen. Jetzt mochte vielleicht Boemunds Gefangenschaft ihm nicht ganz unerwünscht seyn; wenigstens tröstete der Glanz der ihm angebotenen Krone ihn einigermaßen über den Verlust eines Bruders, den er stets geliebt, dessen große Eigenschaften er gehörig zu würdigen gewußt, und dessen allzufrühem Tod er einige aufrichtige Thränen geschenkt hatte. Von dem ihm von den Abgeordneten aus Jerusalem gemachten Antrag setzte er sogleich seine Ritter in Kenntniß, und als diese ebenfalls sämmtlich in ihn drangen, die ihm angebotene Krone nicht zu verschmähen, sandte er die Abgeordneten mit der frohen Antwort zurück, daß er entschlossen sey, den Wünschen seiner Freunde sich zu fügen. Unter allen Fürsten und Rittern, die nach dem heiligen Lande gezogen waren, war Graf Balduin unstreitig der würdigste, seinem großen Bruder auf dem Throne zu folgen. An Tapferkeit, Kühnheit und Heldenmuthe stand er auf gleicher Linie mit Gottfried, aber tief unter demselben an Eifer für die Sache Gottes, der sich bei ihm nicht selten auch Rücksichten auf eigenen Vortheil beimischten; eben so auch an ächter Frömmigkeit, Reinheit und Lauterkeit des Wandels. Obgleich vermählt, ward er dennoch nur zu oft von den Reizen fremder Schönheiten umstrickt, und alsdann die dem Christen eine höhere Keuschheit zur Pflicht machende Gebote des Evangeliums vergessend, überließ er sich in seiner Trunkenheit ganz ungestört dem Drange seiner unreinen Begierden. Da er jedoch diese Schwachheit — wenn man anders ein offenbares Laster mit einem so milden Namen bezeichnen darf — den Augen der Welt mit großer Sorgfalt zu entziehen suchte, auch gegen Frauen und Jungfrauen nie jene niederträchtigen Künste der Verführung, und noch weit weniger Gewaltthätigkeiten sich erlaubte; so gereichten auch die Ausschweifungen, in die er bisweilen verfiel,

…bst jenen, denen er sie ihrer Stellung wegen nicht
…bergen konnte, nie zu grobem Anstoß oder Aerger-
…i*). Balduin hatte ein ungemein imponirendes,
…rfurcht gebietendes Aeußere; seine hohe Gestalt,
… er mit vieler Würde trug, ragte weit unter allen
…en Rittern hervor, sein starker fester Körperbau ver-
…th den kräftigen, nicht leicht zu besiegenden Ritter,
…d in seinem ganzen Wesen, in Gang, Stellung
…d Gebärden, kurz in seiner ganzen Haltung lag etwas
…les, etwas Großes, dem auch nicht die allergeringste
…meinheit anklebte. Aber so sehr sein hochherziger
…uder ein Feind alles äußern Glanzes und alles
…ßern Prunkes war, eben so sehr liebte Balduin Beides**).
… seinem Fürstenthum Edessa hatte er schon manche,
…er Prachtliebe entsprechende Sitte angenommen.
…in Speisesaal war mit prächtigen, kostbaren Teppichen

---

*) Balduins erste Gemahlin war eine Engländerin, Namens Godehilde, Tochter des Grafen Radulph von Conches. Sie begleitete ihren Gemahl auf dem ersten Kreuzzuge, unterlag aber bald den Mühseligkeiten der Reise und starb schon zu Marasch in Kleinasien. Als er Graf von Edessa geworden war, heirathete er die Tochter eines ungemein reichen armenischen Fürsten, die ihm große Schätze zubrachte, deren ungeachtet er jedoch ein paar Jahre nachher sich wieder von ihr scheiden ließ, und dann zum dritte Male sich mit einer, ihm ebenfalls große Reichthümer zubringenden sicilianischen Prinzessin, der Schwester Königs Roger, vermählte.

**) Wenn er in eine Stadt in seiner Grafschaft einzog, ritten vor seinem Wagen stets zwei Trompeter, die durch Blasen der Stadt die Ankunft ihres Gebieters verkündigten. Auch ließ er sich überall, wohin er ging, einen großen goldenen Schild, worauf ein Adler abgebildet war, vortragen. — Von allem diesem und ähnlichem Wesen wußte der stets im Schleier der Bescheidenheit und Demuth eingehüllte, große König Gottfried nichts.

bedeckt, und ganz ungemein gefiel er sich in der, von seinen Unterthanen ihm nach morgenländischer Weise bezeigten Verehrung, die er dann gewöhnlich mit einer leichten Verbeugung erwiederte. Ohne gerade schön zu seyn, auch gewöhnlich sehr ernst, bisweilen sogar finster, war seine Gestalt nichts weniger als mißfällig. Zwar ragte seine aufgeworfene Oberlippe um vieles über der untern hervor; aber dafür war eine lange, schön gezeichnete, etwas gebogene Nase eine wahre Zierde seines Gesichts, aus dessen Zügen ein etwas scharf beobachtender, geübter Physionomist gar leicht des neuen Königes ganzen Charakter sich enträthselt haben würde. — Balduins ungemeine kriegerische Tüchtigkeit, seine vor nichts zurückweichende Kühnheit, Entschlossenheit und Tapferkeit waren für alle seine Ritter Muster und Beispiel. Am Tag der Schlacht ritt er gewöhnlich ein außerordentlich flüchtiges, schnell laufendes Pferd. Mit diesem sprengte er stets seiner Schaar weit voran, zwang diese dadurch zu eiliger Nachfolge; aber bevor diese noch ankam, hatte seine Lanze, die er mit mehr als gewöhnlicher Kraft und Gewandtheit zu führen wußte, schon furchtbaren Eindruck auf den Feind gemacht und in dessen Reihen Tod und Schrecken verbreitet. — Balduins Regierungsgeschichte ist eine ununterbrochene Kette der kühnsten Abentheuer und der beinahe unglaublichsten Heldenthaten; und hätte Balduin länger gelebt, würde wahrscheinlich ganz Aegypten endlich noch dem Könige von Jerusalem gehuldiget haben *).

*) Zu der vollständigen Lebensgeschichte Balduins I. gehört unstreitig auch, daß er, als der dritte Sohn des Grafen Eustach von Boulogne, in seiner frühesten Jugend auf den Wunsch seiner frommen Mutter Ida von Lotharingen in den geistlichen Stand trat, und in kurzer Zeit sich im Besitze sehr einträglicher Beneficien sah. Aber kaum zum Jüngling gereift, fühlte er, daß der geistliche Stand nicht sein Beruf wäre;

6. Bevor Balduin seine Reise nach Jerusalem antrat, berief er seinen Neffen, den Grafen Balduin

---

und da er noch keine höheren Weihen erhalten hatte, ward ihm gestattet, auszutreten und das geistliche Gewand gegen ritterliche Kleidung zu vertauschen. Indessen hatte er doch von dieser seiner frühern Bestimmung den Vortheil, daß er in Kenntnissen war unterrichtet worden, deren nicht leicht ein Ritter seiner Zeit sich rühmen konnte. Auch erhielt er in seiner frühern geistlichen Bildung jenen Ernst und Anstand in seiner Rede, und jene würdevolle Haltung seines Körpers, die ihm sein ganzes Leben hindurch blieben, und wodurch er sich so sehr auszeichnete, daß die, welche ihn nicht kannten, ihn eher für einen Bischof als für einen König gehalten hätten. — Sobald Balduin die Ritterwürde erhalten hatte, suchte er auch durch ritterliche Thaten einen Namen zu gewinnen. Dazu konnte es ihm in jenen Zeiten nicht an Gelegenheit fehlen. Aber als er schon manche Fehde und manchen Kampf ehrenvoll bestanden hatte, ward er unglücklicher Weise auch in eine Fehde mit dem mächtigen Grafen Robert von Mortan verwickelt, und gerieth in die Gefangenschaft desselben. Robert ließ ihn in Banden legen und hielt ihn in sehr harter Haft, verschmähete auch das, ihm für seinen Gefangenen angebotene, obgleich sehr bedeutende Lösegeld. Sich seiner Fesseln entlediget zu sehen, dazu hatte demnach Balduin noch so bald keine Hoffnung. Aber, wie der Lebensbeschreiber des heiligen Firmatus erzählt, ward Balduin dennoch, durch ein offenbares Wunder dieses Heiligen, aus seiner Gefangenschaft befreit. Als er nämlich, hoffnungslos auf irgend eine Art seine Freiheit wieder zu erhalten, sich diesfalls flehentlich bittend an den heiligen Firmatus wandte, erschien dieser ihm im Traume, und gebot ihm, am andern Tage an seinem Grabe in der Kirche zum heiligen Ebrulf eine heilige Messe lesen zu lassen und dieser mit Andacht beizuwohnen. Dieß geschah; auch erhielt er von dem Grafen die Erlaubniß in die Kirche zu gehen, jedoch nicht anders als gefesselt und mit Banden beladen. Dem Gebote des Heiligen gemäß, betete Balduin mit stets

von Burg, aus Antiochien zu sich und belehnte ihn mit der Grafschaft Edessa, und dieses bis jetzt unabhängige Fürstenthum ward nun ein Lehen des Königreiches Jerusalem. — Mit vier hundert Rittern und tausend Mann Fußvolkes zog nun Balduin über Antiochien nach Jerusalem. In der erstern Stadt hielt er sich einige Tage auf, tröstete die dortigen Ritter wegen des ihrem Fürsten, dem Boemund, widerfahrnen Unglücks, nahm aber die ihm für die Zeit der Gefangenschaft des Fürsten angebotene Regentschaft nicht an. Ohne Unfall erreichte Balduin mit seinem kleinen Heere die Stadt Byblus. Aber hier erfuhr er, daß ein zahlreicher feindlicher Haufe, unter dem Fürsten von Damaskus und dem Emir von Emessa, den Engpaß zwischen dem Berge Klymax und Berythus besetzt hatte. Der eine Viertelmeile lange, durch

zunehmender Inbrunst, und als endlich das heilige Opfer bis zur Communion des Priesters vorgerückt war, zersprangen plötzlich Balduins Fesseln und Banden von selbst. Alles in der Kirche staunte ob diesem offenbaren Wunder, nur nicht Graf Robert. Er mißtraute demselben, wie seinen Augen, ließ daher seinem Gefangenen noch schwerere und engere Fesseln anlegen, gelobte aber dabei feierlich, denselben, wenn das Wunder sich wiederholen sollte, sogleich in Freiheit zu setzen. Schon in der gleich darauf folgenden Nacht erschien der heilige Firmatus dem Balduin wieder im Traume, und gebot ihm, daß, was am verflossenen Tage geschehen wäre, nun auch am folgenden wieder thun zu lassen, und fest vertrauend in seinem Gebete zu beharren. Natürlicher Weise ward dem Gebote des Heiligen auf das pünktlichste Folge geleistet, und zur nämlichen Zeit und in demselben Augenblicke wie am vorigen Tage, zersprangen nun Balduins Bande wieder von selbst. Jetzt vermochte Graf Robert dem klar kundgegebenen Willen des Heiligen nicht länger mehr zu widerstehen, ließ Balduin alsogleich die Fesseln abnehmen, ehrte und umarmte ihn, und setzte ihn auf der Stelle in Freiheit.

den Paß führende Weg hatte nur die Breite von vier Schuhen, und die Anhöhen und schroffen Felsen waren so gut und so stark besetzt, daß der Durchzug unmöglich mit Waffengewalt erzwungen werden konnte. Balduin bediente sich einer List. Er griff die Sarazenen an, lockte sie durch eine verstellte Flucht in die Ebene und schlug sie so völlig, daß die ganze Schaar zerstreut ward und vierzig der vornehmsten Saracenen aus Damaskus und Emessa seine Gefangenen wurden. Unter diesen befand sich selbst der Vezier des Fürsten von Damaskus, der jedoch mit einer großen Summe Geldes sich wieder löste. Sehr viele, ganz vorzügliche Pferde wurden ebenfalls eine Beute der Sieger. Am folgenden Tage, frühe des Morgens, ritt Balduin beinahe ganz allein, weil nur von einigen der Kühnsten seiner Leute begleitet, durch den Engpaß, um sich zu überzeugen, daß nirgends mehr ein Feind im Hinterhalt liege. Da er den ganzen Engpaß frei fand, ließ er auf einer Bergspitze ein großes Feuer anzünden, zum Zeichen, daß jetzt das ganze Heer unbesorgt ihm folgen könnte. Als Balduin sich Jerusalem näherte, kamen ihm viele Ritter, die gesammte Geistlichkeit und eine Menge Volkes mit dem größten Jubel entgegen, führten ihn zuerst nach dem heiligen Grabe, und nachdem er hier, sein Gebet verrichtet und kostbare, zum Geschenke für das heilige Grab mitgebrachte Gefäße niedergelegt hatte, nach der auf dem Berge Moria gelegenen Burg, von der er, als seinem nunmehrigen königlichen Sitze, sogleich Besitz nahm. Unter denen, die den Balduin mit so großer Freude begrüßt hatten, befanden sich jedoch weder der tapfere Tancred noch der Patriarch Daimbert. Dem Letzteren hatte indessen der schlaue und reiche Arnulf sovielen Verdruß gemacht, daß er, aller öffentlichen Geschäfte überdrüßig, sich in die Kirche auf den Berg Sion zurückzog, und dort blos mit Beten und Lesen sich beschäftigte. Tancred hatte, sobald er sah,

daß die Anhänger des Hauses Bouillon die Oberhand behalten würden, Jerusalem verlassen, und als die Stadt Joppe ihm ihre Thore verschloß, sich nach Caipha begeben. In ganz Jerusalem herrschte Freude über Balduins Ankunft. Auch die Zuneigung aller Dienstmannen gewann Balduin besonders dadurch, daß er nicht nur Allen ihre Lehen unbedingt bestätigte, sondern auch die Rechnungen über die Verlassenschaft seines Bruders, ohne sie zu prüfen, annahm; denn als er nach den, von seinem Bruder hinterlassenen Geräthschaften und besonders nach dessen Waffen sich erkundiget, und man ihm geantwortet hatte: Alles sey theils zur Bezahlung der Schulden des verstorbenen Königes, theils zu Almosen verwendet worden, äußerte er zwar seine Verwunderung darüber, gab sich aber doch, nachdem man ihn wiederholt versichert hatte, daß dem wirklich so wäre, wenigstens dem Scheine nach vollkommen zufrieden. Zwischen Balduin und dem Patriarchen brach zwar nicht gleich ein förmlicher Zwist aus. Aber dennoch suchten Daimbert und dessen Anhänger wegen der bevorstehenden Krönung mancherlei Schwierigkeiten zu erregen; besonders wurden die alten Zweifel wieder hervorgesucht, ob es nämlich erlaubt sey, einem sterblichen Menschen eine goldene, von Juwelen schimmernde Krone in derselben Stadt auf das Haupt zu setzen, in welcher einst der göttliche Welterlöser eine Dornenkrone getragen habe. Sehr weislich nahm Balduin, wenigstens für jetzt, an dieser Discussion keinen Antheil, sondern beschloß durch einige kühne und glückliche Streifzüge gegen die Ungläubigen sich der Krone würdig zu erweisen, und so seine Neider und Gegner zum Schweigen zu bringen.

7. Mit hundert fünfzig Rittern und fünfhundert Mann Fußvolkes zog Balduin am siebenten Tage nach seiner Ankunft in Jerusalem, gegen Askalon.

Erst unlängst hatte der ägyptische Kalif zwei tausend arabische Reiter zur Vertheidigung der Stadt dahin gesandt. Balduin forderte dieselben zum Kampfe heraus. Die Ausforderung ward angenommen, jedoch erst am dritten Tage, seitdem Balduin vor der Stadt lag. Die gesammte arabische Reiterei und eine sehr zahlreiche Schaar bewaffneter Einwohner zog zum Angriff aus der Stadt. Es begann ein sehr harter, mehrere Stunden dauernder Kampf. Die Feinde wurden zwar in die Stadt zurückgeworfen, aber auch Balduin verlor einige Ritter und mehrere Fußgänger; und da die Stadt sehr befestiget war, und eine zahlreiche waffenfähige Bevölkerung in sich schloß, so vertagte Balduin deren förmliche Belagerung auf eine bequemere Zeit. Die Ausrottung einer arabischen, zwischen Ramla und Jerusalem in Berghöhlen wohnende Räuberschaar hielt er für ein verdienstlicheres Werk. Diese Araber machten seit einiger Zeit die ganze Gegend unsicher, erschlugen alle Christen, die ihnen in die Hände fielen, und hatten sich vielfacher grausamen Mordfrevel schuldig gemacht. Von dieser Landplage wollte Balduin die Gegend befreien. Aber hiezu bedurfte er einer List, denn keiner der Räuber ging aus seiner unterirdischen Höhle hervor. An einer dieser Höhlen ließ nun Balduin Feuer anzünden, wovon der Rauch die beiden Bewohner, wenn sie nicht ersticken wollten, herauszutreten zwang. Diesen widerfuhr nun eine ungemein freundliche Behandlung, sie erhielten ansehnliche Geschenke, und endlich ward Einem davon der Auftrag gegeben, zu einigen seiner Genossen zu gehen, diesen die freundliche Behandlung, die er erfahren, zu erzählen, und sie dadurch bewegen, sich ebenfalls Balduin zu unterwerfen. Dieß geschah, aber kaum hatte sich derselbe entfernt, als der Andere, der mit ihm gekommen war, hingerichtet ward. Bald kam der Ausgesandte mit noch mehrern seiner Genossen

zurück; auch diese wurden hoch geehrt und beschenkt, und dann mit ihnen dasselbe Spiel wie mit den zwei erstern getrieben, und diese List so lange wiederholt, bis endlich sämmtliche Höhlenbewohner, zweihundert und vierzig an der Zahl, ohne die Weiber und Kinder zu zählen, sich nach und nach selbst ausgeliefert und auf Balduins Befehl waren hingerichtet worden. Die Weiber und Kinder, die, als keiner der Männer zurückkam, endlich Gefahr ahneten, und daher nicht hervorkommen wollten, zwang man durch den Rauch des am Eingange der Höhlen angezündeten Feuers, ihre Schlupfwinkel zu verlassen. Diese wurden die Beute der Ritter und Soldaten, und von denselben nachher als Sclavinnen verkauft. Der König zog hierauf nach Hebron an das todte Meer zu den Gräbern der Erzväter. Wegen der Dürftigkeit des Landes wollte Balduin hier sich nicht lange aufhalten. Er beschloß das arabische Gebirge zu übersteigen. Dazu bedurfte er fünf Tagreisen. Seine Führer wurden einige Muselmänner, die zu dem Christenthum übergetreten waren. Auf diesem Marsch hatte er mit den größten Beschwernissen zu kämpfen. Das Gebirg war mit Eis und Schnee bedeckt, die Witterung im höchsten Grade kalt und stürmisch, und unter immerwährenden Stürmen und oft furchtbarem Hagel kam er endlich völlig erschöpft und mit dem Verluste von dreißig Fußgängern, welche in den mit Schnee angefüllten Gebirgsschluchten zu Grunde gegangen waren, in ein sehr fruchtbares, in der Nähe des Berges Sinai gelegene Thals. Hier kamen sie an den Bach, den einst Moses durch zwei Schläge aus einem Felsen hervorgerufen, der hierauf die Kinder Israels und deren Lastthiere labte, und auch noch damals mehrere Mühlen trieb. Bei dem auf dem Gipfel eines Berges gelegenen Kloster zum heiligen Aron sahen die Kreuzbrüder zu ihrer größten Erbauung den Ort, wo

einst Gott mit Moses von Angesicht zu Angesicht sprach. Sie setzten hierauf ihren Zug weiter fort, und gelangten an eine Stadt, deren Einwohner ihnen entgegen kamen und die Gnade des Königs anfleheten. Von diesen erfuhren sie, daß eine nicht sehr ferne gelegene, weit reichere Stadt, Susum genannt, mit leichter Mühe könnte erobert werden. Balduin zog dahin, und kam schon am Abend des folgenden Tages allda an, fand aber die Stadt und deren Umgebung von Menschen völlig verlassen, jedoch dafür einen Ueberfluß an Lebensmitteln jeder Art. Hier ruheten und rasteten sie so lange, bis alle gefundenen Vorräthe aufgezehrt waren, worauf sie die Stadt in Brand steckten, und mit den Viehheerden, die sie hier erbeutet hatten, weiter zogen. Nach acht nicht sehr beschwerlichen Tagreisen kamen sie wieder bei dem todten Meere an, ruheten einige Tage bei Hebron oder der Palmstädt aus, und traten dann ihren Rückmarsch über Hebron und Bethlehem nach Jerusalem an. — Der Anblick so vieler, in der Geschichte der erbarmenden Offenbarungen Gottes so berühmt und merkwürdig gewordenen Orte, besonders bei den Gräbern der Erzväter, hatte den frommen Sinn der Kreuzritter auf das neue gewirkt, sie zum Kampfe für die Ehre Gottes gegen die Ungläubigen noch mehr begeistert. Aber auch Balduin vollbrachte auf diesen beinahe zwei Monate dauernden Zügen ein. gewiß Gott nicht minder gefälliges Werk ächter Nächstenliebe, das wir um so weniger mit Stillschweigen übergehen dürfen, als in der ganzen Geschichte der Kreuzzüge ähnliche edle Handlungen der Kreuzfahrer nur äußerst selten unser Herz erfreuen, indem deren noch sehr getrübte, nicht an einer höhern Liebe entzündete Nächstenliebe noch lange nicht, wie es seyn sollte, in jedem Menschen einen Bruder oder eine Schwester erblickte, besonders wenn diese das Unglück hatten, irgend einem falschen

religiösen Wahn ergeben zu seyn. — Auf dem Zuge von Susum nach dem todten Meere war nämlich die schwangere Gattin eines arabischen Emirs in Balduins Gefangenschaft gerathen. Der Schrecken, der sich ihrer in dem Augenblicke bemächtigte, als sie von den christlichen Soldaten fortgeführt wurde, war so heftig, daß sie vor der Zeit niederkam und am Wege gebar. Sobald Balduin dies gemeldet ward, eilte er herbei, ließ für die Mutter und deren Kind ein weiches Lager bereiten, bedeckte sie mit seinem eigenen Mantel, ließ ihr an Speise das Beste von seinen Vorräthen, und auch Wasserschläuche reichen, ordnete dann für dieselbe mehrere Dienerinnen, und übergab ihr Kameele zu ihrer Rückkehr nach Hause. In diesem Zustande, mit dem neugebornen Kind an der Brust, auf weichem Lager liegend, von ihren Dienerinnen umgeben, und mit allem Nöthigen versehen, fand sie am folgenden Tage der sie suchende, ihr nachsetzende Emir. Tief gerührt bei diesem Anblicke, und durchdrungen von Dankbarkeit gegen den Erretter seiner Gattin, ward er von jetzt an Balduins feurigster Freund, pries überall die Großmuth der Franken, und bald werden wir auch sehen, wie herrlich der dankbare Saracen seinem Wohlthäter zu lohnen einige Zeit nachher Gelegenheit fand.

8. Am Tage des heiligen Thomas traf Balduin mit seinem kriegerischen Gefolge wieder in Jerusalem ein. Noch größer war jetzt der Jubel als selbst bei seiner ersten Ankunft vor zwei Monaten. Laut äußerte jetzt Alles, Barone, Ritter und Dienstmannen den Wunsch, auf Balduins Haupt die Königskrone zu sehen. Dem vereinten Wunsch aller Christen wagte Daimbert nicht länger zu widerstehen; da jedoch Balduin die von Juwelen schimmernde Krone nicht in Jerusalem annehmen wollte, wo der König aller Könige die Dornenkrone getragen, so krönte und salbte

ihn der Patriarch am ersten Tage des Weihnachtsfestes zu Bethlehem. — Gleich am folgenden Tage kehrte Balduin wieder nach Jerusalem zurück, empfing in einer feierlichen Versammlung sämmtlicher Barone des Reiches und aller übrigen Ritter die Huldigung, und saß hierauf vierzehn Tage zu Gerichte, alle ihm vorgetragenen Streitsachen mit Weisheit und Gerechtigkeit entscheidend. Natürlich erschien jetzt auch der Ritter Waldemar Carpenel als Kläger gegen Tancred, und forderte von dem Könige die Zurückgabe der Stadt Caipha und deren Gebiete, womit König Gottfried ihn belehnt hatte, und die jetzt Tancred ungerechter Weise ihm vorenthalte. Tancred ward nun sogleich vorgeladen, vor des Königs Gericht zu erscheinen, weigerte sich jedoch dessen, und gab den Baronen, die ihm die gerichtliche Ladung überbrachten, die trotzige Antwort: er wisse nichts davon, daß Graf Balduin König und Richter in Jerusalem sey. Bei der dritten Ladung änderte sich jedoch Tancreds starrer Sinn. Er erinnerte sich, daß nach den Statuten des Reiches der Lehnsmann, der auf eine dritte Ladung sich nicht stelle, aller seiner Lehen verlustig sey. Einem richterlichen Ausspruch, der, wie er wohl fühlte, ihm nicht günstig seyn könnte, wollte er doch zuvorkommen, und bat daher den König um eine Zusammenkunft an dem Flusse zwischen Joppe und Arsuf. Als sich Beide hier nicht verständigen konnten, ward eine zweite nach Caipha verabredet. Aber wahrscheinlich würde es auch hier zu keinem, beiden Theilen genügenden Resultat gekommen seyn, und dann wahrscheinlich Tancreds Stolz und Trotz der Standhaftigkeit des Königs gegenüber höchst traurige Folgen gehabt haben. Zum Glück ward jedoch jetzt der verwickelte Knote plötzlich durch eine Gesandtschaft gelöst, welche die Barone von Antiochien an Tancred abgeordnet hatten, mit dem Auftrag, den Neffen ihres Fürsten Boemund zu bitten,

unverzüglich nach Antiochien zu eilen und die Regierung des Fürstenthums während der Zeit der Gefangenschaft seines Oheims zu übernehmen. Nichts war Tancred erwünschter als dieser Antrag. Dem König Balduin zu huldigen und ihm den Eid der Treue zu schwören, dagegen sträubte sich sein gegen denselben noch immer erbittertes Gemüth; leistete er aber diesen Eid nicht, so hatte er keine andere Wahl, als entweder Verlust seiner sämmtlichen Lehen, oder förmliche Empörung gegen den König und die Verfassung des Königreiches. Mit ungleich leichterem Herzen, als das erstemal, begab sich jetzt Tancred zu der verabredeten Zusammenkunft nach Caipha, setzte dort den König von dem, von den Baronen in Antiochien ihm gemachten Antrag in Kenntniß, und übergab hierauf seine beiden Lehen, die Herrschaft Caipha und die Grafschaft Tiberias in die Hände des Königs, jedoch mit der Bedingung, daß, wenn er in Jahr und Tag wieder zurückkommen sollte, ihm die beiden Lehen wieder zurückgegeben würden.

9. Als es bekannt ward, daß Tancred die Verwaltung von Antiochien übernehme, beklagten alle Ritter und Dienstmannen in Jerusalem den Verlust dieses edeln, kühnen und tapfern Fürsten. Aber niemand empfand diesen Verlust schmerzhafter als der Patriarch Daimbert. Nach Boemund war bisher Tancred des Patriarchen erklärtester Gönner und mächtigste Stütze gewesen, und auch dieser sah er sich nun durch Tancreds plötzliche Entfernung beraubt. Der König glaubte daher auch den Patriarchen nicht weiter mehr sehr schonen zu dürfen, und es dauerte nicht lange, so brach vor der ganzen versammelten Gemeinde von Jerusalem des Königs Zorn auf den Patriarchen in die heftigsten Vorwürfe gegen denselben aus. Oeffentlich beschuldigte er ihn nicht nur des Meineides, indem er

gegen sein eidlich gegebenes Versprechen einen Fürsten aus einem fremden Geschlecht auf den Thron von Jerusalem zu erheben gesucht habe, sondern auch eines schändlichen Mordanschlages. Diese letztere Anklage gründete Balduin auf den bei Morellus gefundenen Brief, in welchem Daimbert den Boemund aufgefordert haben soll, den Grafen Balduin auf seiner Reise von Edessa nach Jerusalem ermorden zu lassen. Diese öffentliche Beschämung machte jedoch auf den Patriarchen nicht den mindesten Eindruck; sey es, daß er entweder, wenigstens in Ansehung der letztern Beschuldigung, sich schuldlos wußte, oder auch daß er jetzt nur noch größern Trotz gegen den König zeigen zu müssen glaubte, kurz, er brachte mit nicht minderer Heftigkeit eine Menge Gegenklagen gegen den König vor, die sich jedoch alle blos darauf bezogen, daß Balduin ihm weder Jerusalem noch die Burg Davids, noch auch die Stadt Joppe übergeben habe, was doch zu Folge des, von dem verstorbenen Könige Gottfried mit ihm geschlossenen Vertrage hätte geschehen müssen. Nach dieser ärgerlichen Scene ward die gegenseitige Abneigung immer größer, so daß endlich der König, vom Erzdiacon Arnulph, Daimberts erklärtem Feinde, noch mehr gegen denselben aufgeregt, sich nach Rom wandte, bei dem Papste Paschal gegen den Patriarchen Klage führte, diesen als einen Ruhestörer bezeichnete, der auf allerlei Weise, sogar durch Mordanschläge, das Reich und die Kirche verwirre. Auf diese Klage kam auch bald darauf der Cardinal Moriz als päpstlicher Legat mit dem Auftrage an, die gegen den Patriarchen erhobene Anklage an Ort und Stelle zu untersuchen. Der Legat berief alle Bischöfe, Aebte und Priester des Reiches zu einem Concilium nach Jerusalem. Vor dieser zahlreichen Versammlung wiederholte der König gegen Daimbert nicht nur die schon erwähnten Klagen, sondern er beschuldigte ihn auch noch, einen sehr ansehn-

lichen Partikel des wahren Kreuzes unsers Erlösers aus Eigennutz verkauft zu haben. Balduin berief sich dabei auf das Zeugniß der ganzen christlichen Gemeinde von Jerusalem. Leider fehlte es dem Patriarchen an hinreichenden Beweisen seiner Unschuld, und so wurden ihm nun alle Verrichtungen seines heiligen Amtes in so lange untersagt, bis er sich von dieser Beschuldigung vollkommen würde gereiniget haben. Diese Suspension war jedoch nicht von langer Dauer. Daimbert, der des Königs große Geldverlegenheit kannte, gewann denselben durch ein Geschenk von dreihundert Goldstücken, worauf Balduin bei dem Legaten bewirkte, daß Daimbert schon bei dem, gleich darauf eintretenden heiligen Osterfeste sich allen Verrichtungen seines hohen Amtes wieder unterziehen durfte. Auch in profaner Beziehung war dieses Osterfest (1101) äußerst glänzend. Aus einer Menge in der Nähe liegenden Städte, als Arsuf, Tyrus, Askalon, Akka rc. rc. kamen Gesandten an, welche Geschenke brachten und um Erneuerung der mit Gottfried geschlossenen Verträge baten. Allen gewährte Balduin ihr Gesuch und verlängerte den, bisher zwischen ihnen und den Christen bestandenen Frieden bis zu dem nächsten Pfingstfeste. Nur von der Stadt Arsuf, die er alsogleich unmittelbar mit seinem Königreiche vereinigen wollte, nahm er keine Geschenke an, und entließ unfreundlich ihre Abgeordnete.

10. Balduin sah wohl ein, daß nur durch ununterbrochenen Krieg gegen die Ungläubigen sein Königreich Bestand, Dauer und die ihm so durchaus nothwendige Erweiterung erhalten könnte. Gleich im Anfange des Sommers desselben Jahres eröffnete er also seinen Feldzug gegen die Ungläubigen. Die Rüstungen dazu wurden dadurch ungemein gefördert und ihm erleichtert, daß gerade um dieselbe Zeit, als er mit den

Vorbereitungen zum Krieg sich beschäftigte, eine Gesandtschaft in Jerusalem eintraf, welche für die vier und vierzig Damascener, welche Balduin auf seinem Zuge nach Jerusalem bei dem Engpaß unfern Biblus zu Gefangenen gemacht hatte, das ungeheure Lösegeld von fünfzigtausend Bizantinen bot. Balduin hatte sie schon alle wollen enthaupten lassen. Aber der Schimmer der vielen goldenen Byzantinen sänftigte sein Gemüth und öffnete den Damascenern die Thüren ihres Gefängnisses auf der Burg Davids, wo sie bisher eingesperrt waren. Auch die Genueser und Pisaner, welche um Ostern bei Laodicäa gelandet hatten, traten jetzt in die Dienste des Königs, der mittels eines förmlichen Vertrages ihnen versprochen hatte, daß von allen Städten, zu deren Eroberung sie mitwirken würden, sie den dritten Theil der Beute erhalten, ihnen und ihren Landesleuten auch darin ein besonderer Bezirk sollte eingeräumt werden. — So gerüstet zog nun Balduin zuerst gegen Arsuf, und da ihm nun eine Flotte zu Gebote stand, er mithin die Stadt von der Land- und Seeseite angreifen konnte, so vermochte dieselbe auch nicht lange zu widerstehen. Schon am dritten Tage der Belagerung sandten die Einwohner in das königliche Lager, und erboten sich ihre Stadt zu übergeben, jedoch unter der Bedingung, daß sämmtlichen Einwohnern freier Abzug mit allem ihrem Habe sollte gestattet werden. Dieses gab jedoch der König nicht zu, sondern erlaubte nur jedem so viel mitzunehmen, als er tragen könnte, versprach aber alle, die abziehen wollten, sicher bis Askalon geleiten zu lassen; und so gehörte nun eine bedeutende Stadt mehr zu dem Königreich Jerusalem. Von Arsuf ging der Zug nach Cäsarea. Als auf die an den Emir ergangene Aufforderung, die Stadt zu übergeben, eine abschlägige Antwort erfolgte, ward dieselbe sogleich zu Wasser und zu Land belagert. Auch hier war die Belagerung von kurzer

Dauer. Schon am fünfzehnten Tage ward sie erstürmt*), und wie gewöhnlich mit zahllosen Leichen ermordeter Saracenen überfüllt. Die ganze mohamedanische Bevölkerung der Stadt ward ein Opfer der Mordlust der Sieger. Außer den darin wohnenden Christen ward nur das Leben des Emirs und des Kadi's der Stadt, eines sehr ehrwürdigen Greises, geschont, jedoch blos deßwegen, weil Beide von den Sarazenen in Akka mit tausend Goldstücken losgekauft wurden. Die Frauen und Töchter der Erschlagenen wurden als Sklavinnen verkauft. Auf einer Anhöhe stand in der äußern Stadt, an der nämlichen Stelle, wo einst Herodes dem Kaiser Augustus zu Ehren einen Tempel erbaut hatte, eine Kirche, und in dieser fand man jenes kostbare, smaragdene Gefäß, eine sechseckigte Schüssel, von welcher Sagen und Legenden eine Menge Wunderbares erzählen. Die Königin von Saba soll sie dem Könige Salomo zum Geschenk gemacht, und dieser sich derselben nur am Passafeste bedient haben. Nachher kam sie in den Besitz des Königs Herodes,

*) Der Erste, der die Mauer erstieg, war der genuesische Consul. Aber nun brach plötzlich die Leiter unter ihm. Von den Seinigen, von denen ihm keiner jetzt folgen konnte, völlig verlassen, schien er verloren. Aber zum Glücke stand an dem Orte, wo er die Mauer erstiegen hatte, ein von den Saracenen unbesetzt gelassener Thurm; in diesem glaubte er Sicherheit zu finden; eilte also die Treppen hinauf, aber oben so schnell eilte ein Saracen dieselben herab. Als sie sich begegneten, packten sie sich gegenseitig mit starkem Arm. „Laß mich, „rief jetzt der Saracen, „daß wir Beide uns retten." — Dies geschah. Der Saracen entfloh und der Genueser erstieg den Thurm, fand ihn menschenleer und winkte den Christen; und als diese den Posten hinreichend besetzt hatten, fiel nun auch bald die ganze Stadt in die Hände der Belagerer. (Vgl. Raumers Geschichte der Hohenstaufen. Band I. S. 422.)

und von diesem an Nikodemus. In dem Hause desselben gebräuchte sie der Heiland, als er mit seinen Jüngern zum letzten Male das Osterlamm aß; auch tauchte er darin den Bissen, durch welchen er den Judas als seinen Verräther dem Johannes kund gab. Als in der Folge Nicodemus mit vielen andern Christen aus Jerusalem sich nach Cäsarea begab, brachte er das kostbare Gefäß in diese Stadt, wo es die ganze Zeit über blieb, bis es jetzt, nach der Eroberung Cäsarea's durch die Kreuzfahrer (1101) von diesen nach Europa gebracht ward. Obgleich alle diese Legenden, durch nichts beurkundet und auf keine höhere Autorität sich stützend, von Manchem blos als fromme Fabeln und Volkssagen mochten betrachtet werden, hatten dennoch die Genueser eine solche Ehrfurcht für diese Reliquie, daß sie derselben, um in ihren Besitz zu kommen, den Werth eines ganzen Drittels der gesammten reichen Beute beilegten. Siebenhundert Jahre ward das kostbare Gefäß, an das sich in jeder, gerne mit heiligen und wunderbaren Bildern sich füllenden Phantasie, so viele wunderbare und große Rückerinnerungen anknüpften, in der Hauptkirche von Genua unter der Aufsicht einiger der vornehmsten Senatoren aufbewahrt, nur einmal des Jahres dem Volke zu dessen Verehrung ausgestellt, jedoch durchreisenden fürstlichen oder sehr vornehmen Fremden, auf deren Begehren, als ein Schatz, worauf die Republik stolz seyn dürfte, mit ungemeiner Selbstgefälligkeit gezeigt*).

*) Von Genua kam es in dem Jahre 1806 nach Paris in den Antikensaal der damaligen kaiserlichen Bibliothek. Aber eine von dem kaiserlichen Institut angeordnete Commission entschied, daß dieses berühmte Gefäß nicht aus Smaragd, sondern aus grün gefärbtem Glase bestehe. Was dieser Entscheidung noch ein größeres Gewicht zu geben scheint, ist, daß selbst schon der Erzbischof Wilhelm von Tyrus daran zweifelte, ob dasselbe wirklich aus Smaragd sey.

11. Balduin, wie auch der päpstliche Legat und der Patriarch blieben nun mehrere Wochen in Cäsarea, der König um die weltlichen, die beiden Andern um die geistlichen Angelegenheiten dort zu ordnen. Die Befehlhabersstelle in der Stadt und deren Vertheidigung übertrug Balduin einem der tapfersten Ritter aus dem Hause Gottfrieds, und von der Geistlichkeit ward mit Genehmigung des Königs ein frommer Priester, welcher schon dem verstorbenen König nach Palästina gefolgt war, zum Erzbischof von Cäsarea gewählt. Die bischöfliche Weihe ertheilten ihm der päpstliche Legat und der Patriarch von Jerusalem, welche beide auch die Moscheen in der Stadt zu christlichen Kirchen einweiheten, und die nun in eine christliche Kirche verwandelte Hauptmoschee, zu Ehren des heiligen Apostels Petrus, nach dem Namen desselben nannten. — Nachdem alles in Cäsarea geordnet war, zog Balduin gegen Askalon. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß eine bedeutende Verstärkung an ägyptischen Truppen in der Festung angekommen wären, und in der Hoffnung, daß diese sich aus der Stadt herausziehen und ihn angreifen würden, sich nicht ferne davon gelagert. Aber die Ungläubigen wagten es nicht, sich außerhalb ihrer Mauern zu zeigen, und nachdem Balduin zwanzig Tage fruchtlos ihren Angriff erwartet hatte, zog er mit seinen Schaaren zuerst nach Joppe, und von da nach Jerusalem zurück, wohin ihm der päpstliche Legat und der Patriarch schon vorangegangen waren.

12. Von Aegypten her hatte Balduin bisher nichts befürchten zu müssen geglaubt; denn der ägyptische Kalif Mosta war so eben gestorben, und wegen der Thronfolge zwischen seinem Sohne und seinem Bruder ein blutiger innerer Krieg entstanden. Aber nun verbreitete sich plötzlich das Gerücht, ein zahlreiches ägyptisches Heer sey im Anzuge gegen das Königreich. Darüber

erschrack ganz Jerusalem, nur nicht der König; aber desto peinlicher und quälender war für ihn die schreckliche Geldverlegenheit, in der er sich jetzt wieder befand*). Schon auf seinem Zuge gegen Askalon hatten viele Ritter ihm den Dienst aufgekündiget, weil er ihnen ihren Sold nicht auszuzahlen vermochte. In seiner Noth wandte er sich an den Patriarchen, der ihm jedoch nicht mehr als zweihundert Mark Silbers anbot; da aber Balduin von dem Erzdiakon Arnulph erfahren hatte, daß die Kirche von Jerusalem bereits im Besitze sehr großer Schätze sey, die der Patriarch in seinen Schränken verschlossen halte, theils auch zu seinen eigenen Vergnügungen verwende, so entbrannte der König in heftigen Zorn gegen denselben und verlangte jetzt, daß entweder die Kirche auch das Heer, das für ihre Erhaltung kämpfen müsse, besolde, oder daß der Patriarch für seine Person den Sold wenigstens für vierzig Ritter übernehme. Aber auch keine von diesen Forderungen wollte der Patriarch bewilligen, worauf der König drohete, den ganzen Schatz der Kirche aufheben, ja sogar das Gold an dem Altar des heiligen Grabes hinweg-

*) Nothwendig mußte jeder König von Jerusalem sich stets in derselben Geldnoth finden. Von dem Königreiche gehörte dem Könige eigentlich nur eine Baronie, das ganze übrige Land war unter den Baronen vertheilt. Die königlichen Einkünfte bestanden demnach nur in der Beute, die man den Ungläubigen abnahm, ferner aus dem jährlichen Zins, welchen benachbarte Emirs zu entrichten verpflichtet waren, und endlich in dem Lösegeld für Gefangene. Diese Einkünfte waren jedoch, wie es sich von selbst ergibt, sehr wandelbar und hingen von einer Menge zufälliger Umstände ab. So lange nicht ganz Syrien, Aegypten und noch ein kleiner Theil von Kleinasien mit dem Königreiche Jerusalem vereiniget war — was jedoch leider nie geschehen — beruheten der Bestand und die Erhaltung desselben blos auf einem permanenten, aber zugleich auch stets glücklichen Kriege mit den Saracenen.

nehmen zu lassen und zum Unterhalt des Heeres zu verwenden; würden dann, fügte Balduin hinzu, die Saracenen völlig gedemüthigt und die Sicherheit des Reiches wieder erkämpft seyn, dann werde er auch der Kirche alles wieder, wie es sich gebühre, erstatten. Dieser Streit mit dem Patriarchen, der immer heftiger zu werden drohete, ward jedoch endlich durch den päpstlichen Legaten wieder einigermaßen beigelegt, besonders da Daimbert versprach, den Sold für dreißig Ritter zu übernehmen. Indessen dauerte es nicht lange; so reuete ihn auch dieses Versprechen schon wieder. Er verließ daher plötzlich Jerusalem, ging zuerst nach Joppe und von da nach Antiochien zu seinem Gönner, dem Fürsten Tancred. Aber jetzt glaubte auch der König, besonders da die Gefahr mit jedem Tage dem Königreiche immer mehr sich näherte, gar keine Art der Schonung gegen den Patriarchen mehr beobachten zu dürfen. Er ließ daher die Kämmerer desselben verhaften, zwang sie durch Schläge und Androhung noch weit ärgerer Mißhandlungen, den Ort zu entdecken, wo der Patriarch seine Schätze verborgen habe, und nun soll man zwanzigtausend Goldstücke und eine Menge Silber gefunden haben, welche der König sogleich für die Bedürfnisse des Heeres in Beschlag nahm *).

*) Diesen Streit zwischen dem Könige und dem Patriarchen erzählt blos Albertus von Aix, erwähnt dabei auch noch einiger andern, für den Patriarchen wenig ehrenvollen Vorfälle, wovon jedoch kein anderer Geschichtschreiber Etwas weiß. Obgleich nun das Zeugniß eines Geschichtschreibers durch das Stillschweigen aller übrigen nicht entkräftet werden kann; so glauben wir doch vieles, was Albertus in seinem Bericht sagt, auf sich beruhen lassen zu können; besonders da Albert dem Patriarchen nicht sehr hold zu seyn scheint; zudem auch Fulcherius, des Königs Kaplan und Günstling, ganz davon schweigt: ein ziemlich klarer Beweis, daß das Recht wenigstens nicht ganz auf der Seite des Königs gewesen seyn muß.

12. Mit den vorgefundenen Schätzen hätte nun freilich der König ein, wenigstens verhältnißmäßig dem Feinde gleiches Heer aufstellen können. Leider war jedoch zu Werbungen und Zurüstungen jetzt keine Zeit mehr da. Der Feind stand schon an der Grenze des Reiches. In aller Eile raffte also der König an Truppen, was er nur immer konnte, zusammen. Begreiflicher Weise konnte er jetzt kein sehr zahlreiches Heer zusammen bringen, und so bestand nun auch wirklich sein Heer, nachdem er alle Streitkräfte aus Jerusalem, Tiberias, Caipha und Cäsarea vereiniget hatte, nur aus zweihundert und sechzig Rittern und neunhundert Mann Fußvolkes. Das Heer der Aegypter zählte eilftausend Reiter und einundzwanzigtausend Mann Fußvolkes. Unglücklicherweise für die Christen war in denselben Tagen auch der furchtbare, tapfere deutsche Ritter Wicker aus Schwaben, der Löwenwürger*) und Schrecken der Türken, an einem Fieber in Joppe gestorben. Aber bei aller dieser so außerordentlichen Ungleichheit der Streitkräfte war dennoch Baldwin keinen Augenblick unschlüssig, was er thun sollte. Kühn führte er seinen kleinen Haufen dem zahlreichen Feinde entgegen. Den Muth der Seinigen wußte er ganz ungemein dadurch zu erhöhen, daß er durch den frommen Abt Gerhard die hochheilige Reliquie des wahren Kreuzes unsers göttlichen Erlösers seinem Heere auf dem Marsch gegen den Feind so vortragen ließ, daß es stets von jedem konnte gese-

---

*) Diesen Beinamen hatte der tapfere Ritter erhalten, als er einst, blos mit Schild und Schwert bewaffnet, einem furchtbaren Löwen, der Menschen und Vieh zerriß, kühn entgegen ging und die Bestie zusammen hieb, als sie gerade ein Roß zu erwürgen trachtete. Von der ungemeinen körperlichen Kraft Wickers werden noch viele andere, beinahe unglaubliche Dinge erzählt.

hen werden. Sobald die Christen den Feind zu Gesicht bekamen, ließen sie ihr gewöhnliches Feldgeschrei hören: Gott mit uns! Balduin hielt jetzt eine kurze, aber feurige und kräftige Rede an sein Heer, und theilte es hierauf in sechs Schaaren. Drei davon stellte er in das Centrum, zwei andere auf die Flügel, die eine auf die rechte, die andere auf die linke Flanke, die sechste endlich, bei der sich auch Gerhard mit dem heiligen Kreuze befand, bildete die Reserve. Unverzüglich gab nun Balduin das Zeichen zum Angriff. Furchtbar war der Zusammenstoß beider Heere. Ein heftiger Kampf begann. Aber die zahlreiche feindliche Reiterei umschwärmte von allen Seiten den kleinen christlichen Haufen, griffen ihn in der Fronte, im Rücken und in den Flanken an. Endlich wurden die beiden Flügelschaaren so gänzlich geschlagen, daß nur zwei Ritter dem Schwert der Ungläubigen entrannen. Auch das Centrum fing an zu wanken. Als Balduin die Niederlage der Seinigen sah, warf er sich auf die Erde und flehete laut zu Gott um Hülfe. Der Abt Gerhard, der Träger des heiligen Paniers, und noch ein anderer Geistlicher benutzten diesen Augenblick, um dem Könige zu bemerken, daß der Verlust so vieler braven Ritter wohl eine Strafe Gottes seyn könnte wegen seines ärgerlichen Streites mit dem Patriarchen. Sogleich gelobte Balduin feierlich vor den beiden Priestern, sich mit dem Patriarchen von ganzem Herzen zu versöhnen, sobald derselbe auf canonischem Wege von den, gegen ihn erhobenen Beschuldigungen sich gereiniget haben würde. Er beichtete hierauf, empfing auch die heilige Eucharistie, schwung sich dann auf sein Streitroß, und mit der vollen Zuversicht eines gewissen Sieges sprengte er an der Spitze der sechsten Schaar unter die Feinde. Aber furchtbarer als je wütheten jetzt Balduins Schwert und Lanze in den feindlichen Reihen; wohin er sich wandte, stürzte ein Saracen todt

oder schwer verwundet zu Boden. Bald triefte sein purpurner Waffenrock von dem Blute erschlagener Feinde. Des Königs Beispiel belebte auf das Neue den Muth der Ritter; jeder suchte durch irgend eine ausgezeichnete Waffenthat sich mit dem Könige zu verähnlichen, und als jetzt auch der erste Emir und oberste Feldherr der Aegypter erschlagen ward, begab sich das ganze ägyptische Heer auf die Flucht. Aber den Fliehenden folgten die Sieger auf dem Fuße, und erst die Nacht machte dem Würgen ein Ende. Das ganze ägyptische Lager fiel in die Hände der Christen, die, nachdem sie die Beute getheilt hatten, die Nacht über in den Zelten der Saracenen ruheten. Am andern Tag zog Balduin nach Joppe. Aber Schrecken und die größte Verwirrung herrschten seit zweimal vier und zwanzig Stunden in dieser Stadt. Noch während der Schlacht war nämlich ein Haufe von ungefähr fünfhundert arabischen Reitern vor den Thoren vor Joppe angekommen und hatten in prahlerischen Reden den Tod des Königs und die Vernichtung dessen ganzen Heeres verkündiget. Um die Wahrheit ihrer Worte zu beweisen, zeigten sie die blutigen Schilde und Rüstungen mehrerer allgemein bekannter Ritter vor, und foderten hierauf die Stadt zu schleuniger Uebergabe auf. Diese Nachricht versenkte ganz Joppe in grenzenlosen Jammer, und die geschreckten und von Schrecken und Traurigkeit ganz gelähmten Einwohner, die nun Alles für verloren hielten, stunden schon im Begriffe, ihre Stadt zu übergeben. Aber zum Glücke verlor die Königin, welche Balduin auf seinem Zuge gegen das ägyptische Heer in Joppe gelassen hatte, auch nicht einen Augenblick die Gegenwart des Geistes, und obgleich ebenfalls an der traurigen Nachricht nicht mehr zweifelnd, traf sie doch unverzüglich alle Anstalten zur tapferen Gegenwehr; schickte aber auch zugleich auf einem kleinen, schnellsegelnden Fahrzeuge an Tancred einen Brief,

worin sie ihn aufforderte, schnell herbei zu eilen und für die Erhaltung des, durch den Tod des Königes verwaisten Reiches zu sorgen. Als die arabischen Reiter, die gehofft hatten, sich der Stadt ohne Schwertstreich zu bemächtigen, endlich sahen, daß die Thoren der Stadt sich ihnen nicht öffneten, sie im Gegentheil eine Menge Bewaffneter auf den Mauern erblickten, zogen sie wieder ab. Auf ihrem Rückwege stießen sie auf den König und dessen Schaaren, diese hielten sie jedoch in ihrem Wahne, das ganze christliche Heer sey vernichtet, blos für einen Theil ihres eigenen Heeres, zogen daher ganz unbesorgt fort, bis auf einmal Balduin und dessen Ritter über sie herfielen, eine Menge derselben erschlugen und die übrigen zerstreuten. Aber nun gelangte auch die frohe Nachricht nach Joppe, daß der König, nachdem er über das große ägyptische Heer einen blutigen Sieg errungen, mit seinen tapfern Schaaren sich der Stadt nähere. Plötzlich verschwand jetzt alle Trauer, verwandelte sich vielmehr in die ausschweifendste Freude. Alt und jung zogen alle Einwohner von Joppe ihrem mit Sieg und Ruhm gekrönten König entgegen und führten ihn unter dem größten und lautesten Jubel in ihre Stadt, wo für den König und dessen Ritter schon ein herrliches Mahl in Bereitschaft stand*). Am folgenden Tage zog Balduin mit der Königin und seinen siegreichen Schaaren nach Jerusalem, wo er, nachdem er an dem heiligen Grabe gebetet und für seinen Sieg gedankt hatte, den zehnten Theil der ganzen Beute theils den Armen, theils dem Hospital von Jerusalem zum Geschenke machte.

---

*) Es versteht sich von selbst, daß dem ersten an Tancred gesandten Boten nun sogleich ein zweiter nachgesandt ward, um die Nachricht des Erstern zu widerrufen, und Balduins über die Ungläubigen erfochtenen Sieg dem edeln Tancred zu berichten.

13. Diese, der heiligen Stadt und dem ganzen, noch in so engen Grenzen eingeschlossenen Königreiche völligen Untergang drohende Gefahr war jetzt zwar abgewandt, jedoch blos auf kurze Zeit; und die Aussicht in die Zukunft fing an sich immer noch mehr zu trüben. Es war vorauszusehen, daß in dem nächsten Jahre wieder neue, vielleicht noch zahlreichere ägyptische Heere und Flotten an den Gränzen und den Küsten des Königreiches erscheinen würden. Nicht minder war zu befürchten, daß die mächtigen Fürsten von Damaskus, Haleb, Emessa, Sebaste 2c. 2c. endlich ihre Privatzwiste vergessend, sich in einen großen Bund gegen das christliche Reich vereinigen, und dann mit weit überlegener Macht den nördlichen Theil desselben, nämlich die Fürstenthümer Antiochien und Edessa, angreifen würden. Bisher hatte man mit Zuversicht erwartet, daß aus dem Abendlande stets neue kriegerische und kriegslustige Pilger ankommen würden, um für die Sache Gottes zu kämpfen, das Heer zu vermehren und durch neue Eroberungen das Reich zu erweitern. Aber diese Erwartung waren nicht in Erfüllung gegangen. In diesem wie in dem vorigen Jahre waren bei Laodicäa und Joppe nur eine kleine Anzahl Pilger gelandet, und unter diesen nur äußerst wenige, welche, bewaffnet zum Kampfe gegen die Ungläubigen, in die Dienste des Königs traten; und das Bedürfniß einer kräftigen Unterstützung aus dem Abendlande war doch um so fühlbarer, da von den, ohnehin nur in schwacher Anzahl bei Gottfried, Balduin, Boemund und Tancred gebliebenen Rittern in den bisherigen Kämpfen wieder viele gefallen waren. Aber desto größer war die Freude und desto höher stiegen die Hoffnungen, als mehrere neu angekommene Pilger die frohe Nachricht brachten: in allen Ländern Europa's rüste man sich, um den christlichen Brüdern im Orient Hülfe zu bringen, und das glorreiche Werk, welches Gottfried und die ihn beglei-

tenden Helden begonnen und zum Theile auch vollbracht, nun zu vervollständigen, das heißt, die Schüler Mahomeds nicht nur aus Aegypten und Syrien, sondern auch aus ganz Mittelasien zu vertreiben, und selbst auf den Mauern von Bagdad das triumphirende Zeichen des Kreuzes aufzupflanzen. Wirklich hatte der, sich jetzt immer mehr in den Ländern Europa's verbreitende Ruf von den großen Thaten Gottfrieds und seiner Helden, so wie die Erzählung von den vielen wunderbaren Gnadenerweisungen Gottes gegen die Kreuzfahrer, und den vielen, ganz besonders wundervollen Ereignissen und Begebenheiten einzeler Kreuzbrüder, den Eifer für die Sache Gottes zu kämpfen und für dessen Ehre nicht minder gefahrvolle Abentheuer in dem Morgenlande zu bestehen, auf das Neue geweckt; und da auch der einsichtsvolle Paschal, der das neue Königreich Jerusalem nicht aus dem Auge verlor und wohl fühlte, wie nothwendig demselben neue aus dem Abendland kommende Unterstützungen wären, alle, welche, als der erste Kreuzzug gepprediget ward, das Kreuz genommen hatten, jedoch ihrem Gelübde untreu geworden waren, mit dem Banne belegte, auch jene Fürsten und Herren, wie z. B. Hugo der Große, Stephan von Blois, Wilhelm mit dem Beinamen der Zimmermann, einer jener Strickläufer aus dem belagerten Antiochien, und viele andere mehr, deren Muth die auf dem ersten Kreuzzuge ausgestandenen Mühseligkeiten, Gefahren und Entbehrungen so sehr gebeugt hatten, daß sie, bevor noch das große Unternehmen vollbracht und Jerusalem erobert war, das Kreuzheer heimlich verließen und nach Europa zurückkehrten, nun das schmachvolle Andenken an dieses unritterliche Betragen durch ausgezeichnete Thaten, auf einem neuen Zuge gegen die Ungläubigen, zu vertilgen wünschten; so kam in kurzer Zeit das Abendland wieder in eine neue, es gleichsam in seinen Wurzeln

erschütternde Bewegung, vollkommen jener ähnlich, welche Peter der Einsiedler vor einigen Jahren durch seine Predigten hervorgebracht hatte.

14. Drei furchtbare, ungemein zahlreiche Heere standen schon in der Mitte des Jahres 1101 bereit, nach dem Orient zu ziehen. Das Eine in Italien unter der Anführung des Erzbischofes Anselm von Mailand und noch mehreren andern italienischen Bischöfen und Herren. Das Zweite, ungleich stärkere, in Frankreich. Hier hatte der junge, muthvolle Graf von Nevers schon eine Schaar von fünfzehntausend Kriegern um sich versammelt; aber noch weit größer, ja man kann wohl sagen, alle Vorstellung übersteigend war der Zulauf zu dem, unsern Lesern schon aus Frankreichs Geschichte bekannten, mächtigen Herzog Wilhelm von Aquitanien, diesem eben so kühnen, tapfern und ritterlichen Fürsten, als nicht minder geistvollen, jedoch im höchsten Grade leichtsinnigen und schlüpferigen fürstlichen Troubadour. Mit ihm verbanden sich Hugo, Graf von Vermandois, Herzog Stephan von Burgund, Graf Stephan von Blois und noch eine Menge anderer kleinerer Herren, Grafen, Edeln und Ritter, und das Heer, das seinem Panier folgte, belief sich weit über dreimal hunderttausend Krieger. Auch in Deutschland, wo doch, als man zum erstenmal das Kreuz predigte, nirgends eine große Begeisterung für das Unternehmen bemerkbar ward, nahm jetzt eine außerordentliche Menge von Edeln und Rittern, besonders aus Baiern und Schwaben, das Kreuz. Unter den Erstern auch deren schon bejahrter Herzog Welf IV. wie auch der Erzbischof Themo von Salzburg. Allen dreien Heeren schlossen sich nun auch unzählige Weiber an. Wirklich mögen manche wahrhaft fromme Frauen, wie z. B. die edelmüthige Markgräfin Ida

von Oestreich, die mit den Deutschen zog*), sich darunter befunden haben, aber der größte Theil war liederliches, sittenloses Gesindel, das nur dazu beitrug, die Sitten der rohen und lasterhaften Kreuzfahrer noch mehr zu verderben, denen es ohnehin, nur mit äußerst geringer Ausnahme, so wie den meisten ihrer Anführer, an wahrer Begeisterung für ein heiliges Werk, an lebendigem Glauben und fester Zuversicht zu göttlichem Beistande durchaus gebrach. Alle drei Heere, wie zahlreich sie auch waren, und obgleich von mehrern der edelsten und tapfersten Fürsten geführt, brachten dennoch dem Königreich Jerusalem kein Heil. Durch den Stolz und Eigensinn des Erzbischofs Anselm und dessen halb wahnsinnigen Plan, den er auch den andern Fürsten, trotz deren vernünftiger Widerrede, aufzudringen wußte, nämlich nicht den, von den ersten Kreuzfahrern schon so ziemlich gebahnten Weg nach Jerusalem einzuschlagen, sondern in das Herz Asiens einzudringen, Bagdad zu erobern, das Kalifat zu stürzen und auf diese Weise noch etwas Größeres zu leisten, als selbst die Eroberung der heiligen Stadt gewesen sey*); ferner durch die Uneinig-

---

*) Diese edle Fürstin ward nach dem, an dem Fluß Halis über die Kreuzfahrer gekommenen Verderben vermißt. Nie kam mehr zu den Ihrigen eine sichere Kunde von ihr. Zu Folge einer, jedoch sehr ungewissen, daher auch wenig glaubwürdigen Sage, die man in des Mönchen von Weingarten Geschichte der Welfen findet, soll sie gezwungen worden seyn, die Gemahlin eines türkischen Fürsten zu werden, und diesem den Athabeck Zengi, der nachher das Schrecken der Christen ward, geboren haben.

*) Das Kalifat, als eine weltliche Macht, bestand zwar längst schon nicht mehr; aber der Kalif als geistliches höchstes Oberhaupt der Mohamedaner, hatte in Bagdad seinen Sitz. Sein zeitliches Regiment beschränkte sich jedoch blos auf diese Stadt, und nun

it unter den Fürsten selbst und deren abgeschmackten Dünkel, mit welchem sie jeden vernünftigen Rath und lle Belehrungen des Kaisers Alexius verschmäheten, nd endlich und zwar vorzüglich durch das, alles an Zuchlosigkeit, Grausamkeit und Lasterhaftigkeit noch eit übertreffende schändliche Betragen der Kreuzfahr und deren Ungehorsam gegen ihre Anführer, fanen alle drei Heere schon in den ersten paar Monan in Kleinasien ihren Untergang. Das erste, über undert und sechzigtausend Mann stark, ward in Caadocien von den Türken geschlagen und völlig verlgt. Das zweite, welches acht Tage nachher ankam, atte dasselbe Schicksal. Am schmählichsten war der ntergang des dritten Heeres, bei dem sich auch der erzog Wilhelm von Aquitanien befand, und das, hne einen bedeutenden Kampf bestanden zu haben, lötzlich die Flucht ergriff, sich auflößte und zerstreute, nd dann gleich Grashalmen von den Säbeln der Türken von der Erde hinweg gemähet ward*). Von en gemeinen Kreuzfahrern, das heißt, von einer beiahe halben Million Menschen sahen nur wenige ihr Vaterland wieder; auch einige Fürsten und eine große Anzahl Edler und Ritter fanden in Asien ihr Grab. Von den Uebrigen langten zwar mehrere, wie der Graf on Nemours und noch verschiedene andere Ritter, jedoch hne Pferd, Waffen und halb nackt und blos, in Anochien an, und empfanden dort die Wirkungen der Großmuth des edeln Tancreds, der sie kleidete, ihnen Waffen und Pferde schenkte, sie den Winter über bei

glaubte der, des Zustandes und der Verhältnisse des Orients unkundige Bischof, durch die Eroberung Bagdads und den Untergang der Person des Kalifen, auch den ganzen Mohamedanismus von der Erde zu vertilgen.

*) Quos (nämlich die Kreuzfahrer) non aliter gladio metebant, quam messor, qui falce maturas segetes metere solet. (Albert. Aquet.)

20*

sich behielt, sie ernährte und dann im Anfange des nächsten Frühjahres in Stand setzte, ihre Reise, um wenigstens ihr Gelübde zu erfüllen, nach Jerusalem fortsetzen zu können. Dem alten Herzog Welf von Bayern und dem Herzog Reinhold von Burgund mit noch mehreren ihrer Ritter gelang es, die Seeküste zu erreichen, kamen zu Schiffe nach Joppe und von da nach Jerusalem, aber völlig erschöpft, zum Theil auch krank, und überhaupt zum Kampfe nicht mehr fähig, kehrten sie, nachdem sie am Grabe des Erlösers ihrem Gelübde Genüge geleistet hatten, wieder in ihre Heimath zurück*). Indessen gab es doch unter denen, welche jetzt glücklich nach Jerusalem gekommen waren, noch manche wackere Ritter aus Frankreich und Deutschland, und unter den Letztern auch der tapfere deutsche Graf Conrad, Kaiser Heinrichs Stallmeister, deren Muth alle ausgestandenen Gefahren und Unglücksfälle nicht hatten beugen können, und die sich jetzt entschlossen, in Jerasalem zu bleiben, für die Sache Gottes zu streiten, mithin an den fernern Kämpfen König Balduins gegen die Ungläubigen Theil zu nehmen. Aber auf allen Unternehmungen der neuen Kreuzritter und Kreuzfahrer, woran Gott, wie wir gesehen, kein Wohlgefallen hatte, ruhete ein schweres Schicksal, dem nun auch die, welche jetzt in Jerusalem zurückblieben, wie wir sogleich hören werden, nicht entgingen**).

---

*) Diese sah der alte Herzog Welf von Bayern nie wieder. Er starb auf der Rückreise in Paphos auf der Insel Cypern; seine Gebeine wurden jedoch nach Bayern zurückgebracht und in der Kirche von Altorf begraben.

**) Ueber diesen so durchaus unglücklichen, gleich in dem zweiten Jahre nach Eroberung der heiligen Stadt unternommenen Zug der Abendländer nach dem gelobten Land, den man ganz füglich und mit vollem Recht ein

15. Was im vorigen Jahre gleich nach dem, von Balduin zwischen Joppe und Askalon erfochtenen Sieg vorauszusehen war, trat jetzt ein. Schon am Ende des Frühlings dieses Jahres (1102) rückte ein mehr als zwanzig tausend Mann starkes ägyptisches Heer in Askalon ein. Mehrere Abtheilungen desselben machten nun sogleich Streifzüge in das Gebiet von Jerusalem, verbrannten die, nicht ferne von Rama gelegene, nach dem heiligen Georg genannte Kirche, und mit dieser viele hundert Christen, welche darin eine Zuflucht gesucht hatten, verwüsteten die umliegende Gegend, steckten Dörfer und Höfe in Brand. Sobald Balduin, der sich in Joppe befand, durch Boten, von dem Bischof von Rama gesandt, von diesen feindlichen Einfällen Nachricht erhielt, war er sogleich bereit, die Ungläubigen für diesen schrecklichen Unfug zu züchtigen. Aber unwissend, daß ein neues, zahlreiches Heer in Askalon angekommen sey, und also in der Meinung, daß blos die, höchstens aus tausend Mann bestehende Besatzung der Stadt diese Frevel begangen haben könnte, traf er keine einzige der in ähnlichen Fällen nöthigen Vorkehrungen. Er hielt es für unnöthig, die Ritter seines Reiches aufzubieten, wartete nicht einmal die Rüstungen seines Fußvolkes ab, unterließ, sogar jene hochheilige Reliquie des wahren Kreuzes des Erlösers, unter welchem Panier doch die Christen schon so oft im ungleichen Kampfe mit den Ungläubigen gesiegt hatten, aus Jerusalem herbei bringen zu lassen. Als ein französischer Ritter, Arpin

---

Vorspiel zu dem zweiten Kreuzzuge nennen kann, werden wir daher auch erst in der Geschichte des Letztern unsern Leser um so mehr einen weit umständlichern, in alles Detail eingehenden Bericht erstatten, da derselbe als eine nicht unmerkwürdige, in dem Archiv menschlicher Thorheit und Laster aufzubewahrende Urkunde betrachtet werden kann.

von Bourges, ihn bat, doch vorher noch von der Stärke der Feinde nähere Kunde einzuziehen, gab er ihm spöttisch zur Antwort: „Wenn du dich fürchtest, so kehre nach Europa zurück, und gehe nach Bourges, dort wirst du sicher seyn.“ Kurz, Balduin würde blos mit den Rittern seines Hauses dem Feinde entgegen geeilet seyn, hätten nicht jene, welche in Jerusalem bei ihm geblieben waren, wie auch die, welche jetzt in Joppe nur auf günstigen Wind zu ihrer Heimfahrt warteten, es für unwürdig gehalten, den König in dem gegenwärtigen Augenblick zu verlassen. Aber plötzlich senkte sich Balduins bisheriger Uebermuth, als er, wie gewöhnlich allen voraneilend, von einer kleinen Anhöhe herab das ganze, aus etlichen zwanzigtausend Mann bestehende ägyptische Heer in Schlachtordnung gestellt, ihm gegenüber erblickte. Zum Rückzug im Angesicht eines so zahlreichen Feindes war es jetzt nicht mehr Zeit. Den dreißigmal stärkern Feind griff also Balduin mit seinem kleinen Häuflein an, das nothwendig, so tapfer es auch fochte, der ungeheuern Ueberzahl unterliegen mußte. Als schon viele tapfere Ritter gefallen waren, ward auch Balduin zur Flucht gezwungen, und mit fünfzig Rittern, unter denen sich auch des deutschen Kaisers Stallmeister Conrad befand, floh er nach der nahe gelegenen Stadt Rama, deren Thore nun sogleich geschlossen wurden. Noch nie in seinem Leben befand sich der König in einer gefährlichern Lage als jetzt. Rama war nichts weniger als eine haltbare Festung. Mit seinen fünfzig Rittern jetzt wieder die Stadt zu verlassen, durfte er, da die Aegyptier schon alle Zugänge besetzt hielten, nicht wagen; blieb er aber darin, so war ihm auch keine andere Wahl übrig, als blos Tod oder Gefangenschaft; denn daß am folgenden Tage der Feind Rama sogleich bestürmen, und eine, blos von fünfzig Rittern vertheidigte und von mehr als zwanzigtausend Mann angegriffene Stadt

erobert werden würde, daran war nicht zu zweifeln. Schon war Balduin entschlossen, mit dem Schwert in der Hand den Tod des Helden zu sterben, als ihm plötzlich gemeldet ward: ein Unbekannter verlange dringend ihn unverzüglich und zwar in Geheim zu sprechen. Der König entfernte seine Umgebung und befahl den Unbekannten vorzulassen. „Ich bin," sagte der Eintretende, „jener Emir, dessen Gattin du so großmüthig behandelt, ihr und ihrem Kinde das Leben erhalten hast. Ich komme jetzt dir diese Wohlthat zu vergelten und dich aus den Händen deiner Feinde zu retten. Folge mir, ich werde dich sicher geleiten." — Der König traute dem dankbaren Araber, der ihn sicher durch die feindlichen Haufen hindurch bis an das Gebirg führte und hierauf, da Balduin nun wieder in Sicherheit war, zu seinem Heere zurückkehrte. — Aber für den König muß es ein äußerst schmerzhaftes und beugendes Gefühl gewesen seyn, jene braven Männer, die, obgleich er deren Warnungen so stolz verschmähet, ihm dennoch gefolgt waren, statt, wie Ritterehre es erforderte, das Schicksal, das ihrer wartete und das blos sein Uebermuth ihnen bereitet hatte, mit ihnen zu theilen, nun gerade im Augenblicke der größten Gefahr verlassen zu haben. In der Hoffnung, daß Rama sich einige Tage würde halten können, war also jetzt sein erster Gedanke, Alles aufzubieten, um die Stadt zu entsetzen. Aber der Wege unkundig, irrte er drei Tage mühselig umher. Am vierten gelangte er nach Arsuf, und während dieser Zeit ward Rama von den Saracenen erobert und verbrannt. Die Belagerung hatte nur drei Tage gedauert. Am ersten Tage wurden die Stürmenden von den Rittern mannhaft zurückgeschlagen; als aber am andern Tag ein Stück der Mauer einstürzte, drangen die Saracenen in die Stadt. Nur ein fester Thurm schien jetzt den fünfzig Rittern noch Rettung zu versprechen. Diesen

besetzten sie sogleich, sich gegenseitig gelobend, ihn bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Die Saracenen, die die Tapferkeit der Franken kannten, wagten jedoch keinen Sturm, machten aber mit Brechwerkzeugen ein Loch in den Thurm und zündeten vor demselben Feuer an, dessen Rauch die Ritter hätte ersticken müssen. Einen so schmählichen Tod wollten diese nicht sterben, und noch viel weniger sich den Ungläubigen ergeben. Sie machten also einen Ausfall, und, weil fest entschlossen, ihr Leben so theuer als möglich an die Feinde zu verkaufen, erschlugen sie eine Menge derselben. Nach langem Kampfe mußten sie aber dennoch der unmäßigen feindlichen Ueberzahl unterliegen. Die beiden, in ihrem Vaterlande so mächtigen Grafen Stephan von Blois und Stephan von Burgund fielen zuerst, nach und nach auch alle Uebrigen. Nur der deutsche Conrad, des Kaisers Stallmeister, hieb rechts und links mit seinem Schwerte so gewaltig drein, daß er eine Menge Feinde erschlug, und diese endlich ganz erschrocken vor ihm zurückwichen und zuletzt gar ihm Leben und Freiheit anboten, wenn er von dem Erwürgen ablassen wolle. Conrad nahm das Anerbieten an, und ging nun mit seinem, noch von dem Blute erschlagener Feinde triefenden Schwert durch die sich ihm öffnenden und ihn anstaunenden feindlichen Reihen hindurch.

16. Die Nachricht von der Niederlage der Christen verbreitete Schrecken und Trauer im ganzen Lande; besonders war in Joppe Alles voll Angst und Bekümmerniß; denn die Einwohner zweifelten keinen Augenblick mehr an dem Tode des Königs, weil einige arabische Reiter, welche gleich nach ihrem Sieg vor den Thoren von Joppe erschienen waren, und ihnen das Haupt und die mit kostbarem Purpur bekleideten Beine des Ritters Gebedo, welcher dem Balduin sehr

ähnlich sah, als das Haupt und die Beine des erschlagenen Königs gezeigt hatten. Um so größer war die Freude, als Balduin, der nach einem Aufenthalt von sieben Tagen in Arsuf, ein kleines, aus England gekommenes schnellsegelndes Schiff bestiegen hatte, jetzt von dem Winde begünstiget, der die verfolgenden größern saracenischen Schiffe zurückhielt, glücklich in Joppe ankam. Als Balduin sich dem Hafen näherte, ließ er an einer Lanze sein weißes königliches Panier hoch in den Lüften wehen, und der Anblick desselben verwandelte sogleich allen bisherigen Jammer in lauten Jubel. Alle Einwohner eilten nach dem Hafen, um den König gleich bei seinem Aussteigen aus dem Schiffe mit freudigem und frohem Herzen zu begrüßen. Aber die Furcht vor den überall umher streifenden Saracenen hatte alles Volk so sehr ergriffen, daß Niemand es wagte, die frohe Botschaft von des Königs Rettung nach Jerusalem zu bringen. Ein alter Syrer, aller Wege und Seitenwege kundig, ließ sich endlich durch des Königs Bitten bewegen, den gefahrvollen Auftrag zu übernehmen. Glücklich kam dieser auch, unter dem Schutze nächtlicher Dunkelheit, weil er nur des Nachts reißte, auf mancherlei Umwegen nach einigen Tagen in Jerusalem an. Noch weit größer als in Joppe und in andern Städten waren hier der Jammer und die Angst der Christen. Zwei in der letzten Schlacht verwundete Ritter hatten nach Jerusalem die Nachricht von der gänzlichen Niederlage des christlichen Heeres gebracht; und da sie über den König keine Auskunft geben konnten, ob er noch lebe und was aus ihm geworden sey, so hielt man ihn für verloren; und da gleich darauf auch einige saracenische Reiterhaufen in der Nähe von Jerusalem sich zeigten, so sanken die dortigen Christen in eine solche Kleinmuth, daß sie schon im Begriffe standen, eine recht dunkle Nacht zu ihrer Flucht aus Jerusalem zu benutzen, worauf die heilige Stadt den

Ungläubigen wieder, und zwar ohne Schwertstreich, in die Hände gefallen seyn würde. Aber mit Ankunft des Syrers kehrten wieder Muth und neues Leben in jede Brust zurück. Neunzig Ritter schwungen sich unverzüglich auf ihre Pferde und eilten zu dem König nach Joppe, und ihnen folgte sogleich auch noch eine Menge anderer waffenfähiger Männer, sobald sie sich nur ein Pferd oder ein Lastthier verschaffen konnten. Auch Hugo von Tiberias kam mit achtzig Rittern bei dem Könige an; eben so auch einige Ritterschaaren aus Arsuf und Caipha. Balduin glaubte sich nun stark genug, das ägyptische Heer auf das Neue wieder anzugreifen. Dieses stand ungefähr drei Meilen von Joppe und arbeitete an dem Bau der zur Belagerung dieser Stadt nöthigen Belagerungsmaschinen, während schon jetzt auch die saracenische Flotte Joppe von der Seeseite blockirte. Aber eine, glücklicher Weise jetzt ankommende venetianische Flotte schlug jene der Saracenen in die Flucht und stellte die Verbindung der Stadt mit dem Meere wieder her, und da die gesammte brave venetianische Schiffsmannschaft sich bereit erklärte, an der Schlacht mit den Aegyptiern Theil zu nehmen, so erhielt der König auch dadurch eine bedeutende Verstärkung. Demungeachtet zählte doch sein Heer nicht mehr als fünfhundert Ritter und zweitausend Mann Fußvolkes. Aber diesmal war Balduin nicht so vermessen, ohne das heilige Kreuz in der Mitte seiner Schaaren zu haben, gegen den Feind zu ziehen. Er ließ es aus Jerusalem nach Joppe kommen, und der Anblick des heiligen, gnadenreichen Kreuzpartikels befeuerte die christlichen Krieger so sehr, daß sie, keine Gefahr mehr scheuend, mit frohem Muthe und des Sieges gewiß, dem Feinde entgegen rückten. Um sein kleines Heer noch beweglicher zu machen, hatte es Balduin in fünf Schaaren getheilt. Wie gewöhnlich umschwärmte das ungleich zahlreichere Heer der Sara-

cenen wieder von allen Seiten die Christen; aber überall boten diese dem Feinde die Stirne, besonders zeichneten sich die venetianischen Bogenschützen aus, die den Ungläubigen einen Hagel von Pfeilen entgegen sandten, gegen die weder Visir noch Schild sie zu schützen vermochten. Nach einigen Stunden hitzigen und blutigen Kampfes neigte sich der Sieg auf die Seite der Christen, und nachdem die Leichen von mehr als dreitausend erschlagenen Muselmännern das Schlachtfeld bedeckten, nahmen alle übrigen die Flucht. In der Hoffnung, sich durch Schwimmen vor den sie verfolgenden Christen zu retten, stürzten sich viele in das Meer und wurden von den Wellen desselben verschlungen. Wegen der geringen Anzahl seines Heeres gab Balduin es nicht zu, daß es die Fliehenden weit verfolgte, besonders da die Nacht jetzt hereinbrach; diese brachten die Sieger in dem feindlichen Lager zu, das ihnen sammt allen Vorräthen und einer Menge von Pferden und Kameelen zur Beute ward. In frommen Dankfesten gegen Gott feierten die Christen am andern Tage in Joppe ihren Sieg, worauf der König an dem dritten darauf folgenden Tage mit seinen Rittern und sämmtlichen neu angekommenen Pilgern nach Jerusalem zog. Ein großer Vortheil, Frucht dieses erfochtenen Sieges, war es, daß der König jetzt mit den Aegyptiern einen Waffenstillstand auf sieben Monate schließen konnte.

17. Zwar hatte Balduin, gleich nach seiner Niederlage, als er noch in Arsuf sich aufhielt, den Tancred und auch Balduin von Edessa aufbieten lassen. Aber wie es scheint, waren Beide verhindert, dem Rufe des Königs in der Eile, die jetzt nöthig war, zu folgen. Erst vierzehn Tage nachher, als schon die Gefahr vorüber war, kamen Beide an, mit ihnen zugleich der vertriebene Patriarch Daimbert, wie auch der Herzog Wilhelm von Aquitanien mit einer Menge unglückli-

chen Kreuzfahrer, die sich indessen nach und nach theils in Antiochien, theils in Edessa gesammelt hatten, und jetzt an ihre Heimfahrt nach dem Vaterlande dachten. Tancreds und des Grafen Balduins Hauptzweck dabei war jedoch nicht sowohl, um dem Könige Beistand gegen die Ungläubigen zu leisten, als vielmehr die Wiedereinsetzung Daimberts in seine vorige Würde zu bewirken. Aus ihrem Lager an den Ufern des Flusses von Arsuf schickten sie also eine Botschaft an den König, und ließen ihm sagen, daß, bevor nicht Daimbert auf seinem Patriarchenstuhle wieder hergestellt wäre, sie ihm gegen die Ungläubigen keinen Beistand leisten würden. Gerne bewilligte Balduin beiden Fürsten ihre Forderung, fügte jedoch die Bedingung hinzu, daß hierauf Daimberts Sache sogleich vor einem Concilium untersucht und von demselben entschieden werden müßte. Daimbert ward demnach von dem König wieder als Patriarch anerkannt und begrüßt, sehr ehrenvoll in Jerusalem empfangen, und dort von sämmtlicher Geistlichkeit, den Rittern und allem Volke mit den, seiner Würde gebührenden Ehrenbezeugungen empfangen. Aber der päpstliche Legat Moriz war indessen gestorben, und der Papst Paschal hatte den Cardinal Robert von Paris zu seinem Legaten ernannt und ihn mit dem Auftrage und der Vollmacht nach dem Orient gesandt, die noch immer verwirrten Angelegenheiten der neu erstandenen Kirche von Jerusalem zu ordnen und die gegen den Patriarchen erhobenen Anklagen zu untersuchen und zu entscheiden. Wenige Tage nach des Patriarchen Wiedereinführung in Jerusalem berief also der Cardinallegat ein Concilium von achtzehn Erzbischöfen, Bischöfen und mehrern Aebten, dem auch die Bischöfe von Tarsus und Mamistra, nebst allen gerade anwesenden abendländischen Geistlichen beiwohnten. Als Ankläger gegen den Patriarchen traten die Bischöfe Balduin von Cäsarea, Robert von Rama und

Arnulf, Erzdiacon und Kanzler der Kirche von Jerusalem, auf. Die alten, gegen Daimbert schon erhobenen, dem Leser bekannten Beschuldigungen wurden wiederholt, und diese noch dadurch vermehrt, daß die Bischöfe von Cäsarea und Rama ihn anklagten, die Ermordung griechischer Christen auf der Insel Cephalonia angestiftet zu haben. Daimbert suchte sich zu vertheidigen; aber seine Rechtfertigung ward ungenügend befunden und er demnach zu Folge eines einstimmig gefaßten conciliarischen Beschlusses seiner Würde entsetzt und mit dem Anathema belegt*). — Um dieselbe Zeit trat auch Herzog Wilhelm von Aquitanien mit vielen Tausenden seiner Unglücksgefährten auf dreihundert Schiffen die Reise in das Vaterland an. Aber auch jetzt hörte ein verhängnißvolles Schicksal, diese Unglücklichen zu verfolgen, noch nicht auf. Am dritten Tage

*) So erzählt der, dem Patriarchen Daimbert wenig günstige Albert von Aix. Aber ganz anders lautet der Bericht des Erzbischofes von Tyrus. Dieser stellt das ganze Verfahren gegen den Patriarchen als eine schreiende Ungerechtigkeit dar. Ueber das Concilium drückt er sich nicht bestimmt aus, deutet blos mit ein paar zweideutigen Worten darauf hin. Adeoque, sagt er, creverat inter eos (sc. regem et patriarcham) indignatio, ut *suscitato adversus eum* (Patriarchum) per ejusdem seductoris (Arnulfi) operam et studium, *clero*, vir religiosus et pacis amator, juges molestias ferre non valens, ecclesia simul et urbe relicta, inops et pauper, consilii simul et auxilii indigens, ad dominum confugit Boamundum; qui advenientem honeste suscipiens. tanto ergo eum amore motus misericordia, quod ejus sollicitudine et opera ad Hierosolytanam ecclesiam noverat esse promotum, et ne apud se aliter quam tantum virum haberi oportebat moram faceret, ecclesiam Sancti Georgii quae infra Antiochenam urbem sita est, cum ingentibus praediis et multis redditibus, consentiente domino Bernardo ejusdem loci Patriarcha liberaliter assignavit. (Wilh. Tyr. Lib. X, 25.)

erhob sich ein furchtbarer Sturm. Viele Schiffe sanken in den Abgrund; die meisten wurden an die Küsten saracenischer Länder geworfen, wo Pilger und Schiffe der Raub der Ungläubigen wurden. Als die traurige Kunde davon nach Jerusalem kam, trauerten der König und die ganze Stadt mehrere Tage über den Untergang so vieler ihrer christlichen Mitbrüder. — An der Stelle des seiner Würde entsetzten Daimberts ward nun Ebremar, ein frommer, tadelloser Priester am heiligen Grabe, zum Patriarchen gewählt, oder vielmehr er beredet, die auf ihn gefallene Wahl anzunehmen. Ebremar, dem jedoch Wilhelm von Tyr großen Mangel an Gelehrsamkeit zum Vorwurf macht, war schon mit Gottfried von Bouillon nach Jerusalem gekommen und hatte demselben, besonders in einigen gefahrvollen Momenten, bedeutende und treue Dienste geleistet. Indessen wurden dadurch doch nicht Friede und Einigkeit in der Kirche von Jerusalem wieder hergestellt. Sehr viele nämlich hielten das Verfahren gegen Daimbert und dessen Absetzung für höchst ungerecht, und daher auch die Erhebung des Ebremars für gesetzwidrig, mithin für ungültig*).

---

*) Zu diesen gehört auch der Erzbischof von Tyrus, der vorzüglich den Ebremar deswegen der Unwissenheit beschuldiget, weil er nicht eingesehen, daß die Absetzung des Daimberts ungerecht gewesen, er mithin, so lange jener lebe, den Patriarchenstuhl von Jerusalem nicht usurpiren dürfe. Hic autem (Ebremarus) simplex homo ..... in hoc crassam nimis et supinam inventus est ignorantiam habuisse, quod vivente domino Patriarcha, sedem ejus licere sibi credebat usurpare. (Lib. X, 26.) Um auf die, wegen der Patriarchenwürde in Jerusalem, auch durch Ebremars Wahl noch nicht beendigten Streitigkeiten nicht wieder zurückkommen zu müssen, wollen wir jetzt gleich unsere Leser mit dem weitern Verfolge derselben bekannt machen. Der Patriarch Daimberg blieb zwei Jahre bei

dem Fürsten Boemund in Apulien. Als dieser nach Europa zurückkehrte, begleitete er ihn nach Apulien, ging von da nach Rom, fand Gehör und Schutz bei dem apostolischen Stuhl, wollte daher wieder nach Jerusalem zurückkehren, starb aber unter Weges in Sicilien. Nach seinem Tode schickte der Papst den Erzbischof von Arles nach Palästina, um die noch immer verwirrten Angelegenheiten der Kirche von Jerusalem zu ordnen, und endlich einmal wieder Ruhe und Einigkeit in dieselben zurückzuführen. Der Legat fand natürlich die, zu Lebzeiten des Patriarchen Daimbert vorgenommene Wahl des Ebremars ungültig, setzte ihn daher ab und ward hierauf selbst an dessen Stelle zum Patriarchen gewählt. Die Erhebung desselben war vorzüglich das Werk des schlauen Arnulfs. Der Neugewählte war ein schon sehr weit in Jahren vorgerückter Herr, und Arnulf, dem es nicht an Mitteln fehlte, die Zahl seiner Anhänger mit jedem Tage zu vermehren, hoffte mit Zuversicht nach dem Tode dieses Patriarchen wieder selbst den Patriarchenstuhl zu besteigen. Arnulf täuschte sich nicht, denn als vier Jahre nachher (1111) der Patriarch starb, erhielt er durch die zahlreichen Anhänger, die er unter der Geistlichkeit hatte, und dazu auch noch von dem Könige begünstiget, die Würde des Verstorbenen. Doch auch ihn ließ man nicht lange in Ruhe. Seine Gegner bestritten die Rechtmäßigkeit seiner Wahl und bewirkten bei dem römischen Hofe, daß dieser die Sache durch seinen Legaten, den Bischof von Oranges, untersuchen ließ, der, sobald er in Jerusalem angekommen war, den Arnulf ebenfalls absetzte (1115). Aber dieser appellirte an den römischen Stuhl, ging selbst nach Rom und wußte sich bei dem heiligen Vater so vollkommen zu rechtfertigen, daß er, in seiner Würde bestätiget, wieder nach Jerusalem zurückkehrte und auf demselben Stuhle, von welchem er schon zwei Mal war vertrieben worden, sich zum dritten Male wieder niederließ. Er vermählte hierauf seine Nichte mit Eustach, Herrn von Sidon und Cäsarea, und gab ihr zur Aussteuer einen beträchtlichen Theil der Güter seiner Kirche, nämlich die Stadt Jericho nebst allem ihrem Zubehör, wovon sich der jährliche Ertrag auf fünftausend Goldstücke

belief. — Wenn sein Vorfahrer, der Patriarch Daimbert, die Reichthümer der Kirche von Jerusalem zu vermehren gesucht hatte; so war Arnulf nicht minder darauf bedacht, sie zu seinem und der Seinigen Vortheil zu verwenden.

18. Die Schwerter der Ritter konnten nun wieder einige Monate in der Scheide ruhen. Diese Ruhezeit trat größten Theils während des Winters ein; aber dafür erschien beinahe jedes Frühjahr bei Askalon ein neues ägyptisches Heer, während ägyptische Flotten, denen die Häfen aller syrischen Seestädte offen standen, die wenigen, den Christen gehörenden, an der Küste gelegenen Städte ängstigten und, was ein noch größerer Nachtheil für das Königreich war, die aus dem Abendlande kommenden Pilger von der syrischen Küste zurückhielten. Aus diesem Grunde zogen nun auch die Christen stets im Anfange des Frühjahres ihre Streitkräfte an den Grenzen des Reiches zusammen, und gewöhnlich war dann die Gegend von Joppe oder Rama der Schauplatz eines bald mehr, bald minder blutigen Kampfes. In diesen Gefechten oder Schlachten siegten größten Theils die Christen, und zwar oft offenbar blos durch den Beistand des allerheiligsten Kreuzholzes. Die wunderwirkende Kraft dieser heiligen Reliquie in Beschützung der streitenden christlichen Krieger, wie in Besiegung der Ungläubigen, wird durch eine Wolke von Zeugen aus allen Nationen und Ländern bestätiget, so daß keinen, wenn er nicht anders alle Geschichte verwerfen will, auch nur der mindeste Zweifel darüber mehr irre machen kann. Als im vorigen Jahre in der für die Christen so siegreichen Schlacht bei Rama König Balduin sich von dem Kreuze entfernt und mitten unter die feindlichen Haufen gestürzt hatte, sprengte ein Emir von ungeheurer Körperstärke und allgemein bekannter Tapferkeit mit verhängtem Zügel gegen den

Abt Gerard zu, der die heilige Kreuzpartikel trug, und schon war der Arm des Saracenen ausgestreckt, um mit einem gewaltigen Säbelhieb den Abt wahrscheinlich bis an den Gürtel zu spalten, als gerade in demselben Augenblick Gott ihn plötzlich mit jähem Tode schlug. Von dergleichen wunderbaren Gnadenerweisungen Gottes liefert die Geschichte des Königreichs Jerusalem zahllose Beispiele, wie wir auch von Einigen derselben zu seiner Zeit und an gehörigem Orte noch nähere Erwähnung machen werden. Geschah es nun auch bisweilen, daß die Christen in irgend einem Gefechte oder Kampfe den Ungläubigen, wenn auch mit bedeutendem Verlust, unterlagen, so konnte doch dieß weder ihren Muth niederschlagen, noch ihren lebendigen Glauben an den Erlöser, und ihre daraus entspringende feste Zuversicht zu gewissem Siege nur im mindesten schwächen. Sie betrachteten alsdann einen solchen Unfall entweder als eine Prüfung oder als ein, ihrer Sünden wegen über sie gekommenes Strafgericht, und da sie überzeugt waren, daß sie durch Gebet und aufrichtige Buße auch leicht wieder die strafende Rechte Gottes würden lenken können; so gingen sie auch sogleich darauf wieder mit demselben Muth, derselben Kühnheit und Begeisterung dem Feinde entgegen. Unter diesem stets triumphirenden Zeichen konnten die christlichen Streiter nichts anders als sich für unüberwindlich halten. Auch ward der, welcher es trug, wenn es ihm nur nicht an lebendigem Glauben und fester Zuversicht fehlte, nie verwundet, stets wunderbar erhalten. In einer der vielen Schlachten, welche die kriegerischen Pilger unter Balduin und dessen Nachfolger zu liefern hatten, ward einst ein Bischof, der die heilige Kreuzpartikel trug, von einem Pfeile getroffen; aber kraftlos gleitete derselbe von ihm herab, fiel zu seinen Füßen, und nur an der Brust desselben, die er auf natürlichem Wege hätte durchbohren müssen, quoll jedoch blos ein einziger

Blutstropfen hervor, dem Bischofe wie dem ganzen Heere zum Zeichen*). Einige Male siegten die Christen blos dadurch, daß das Heiligthum in Gefahr gerathen war, den Feinden in die Hände zu fallen; denn gleich wüthenden Löwen fielen alsdann die Ritter auf die Saracenen, die sich desselben zu bemächtigen suchten, und nun geschah es, daß sie gerade durch ihre verzweiflungsvollen Anstrengungen den Sieg, den die Feinde schon errungen hatten, ihnen wieder entrissen. Die Christen in Jerusalem betrachteten sich als das Volk Gottes des neuen Bundes, so wie dieses die Israeliten im alten Bunde gewesen waren; und gleich

*) In hoc conflictu Archiepiscopus Caerariensis, vir vitae venerabilis, nomine *Euzomerus*, non lorica sed sacedotali superpellico indutus, crucem Domini venerabilibus gestabat manibus, cujus protectione ipse etiam sagitta percussus, multis attestantibus, permansit illaesus, sola guta sanguinis illi in testimonio eminente. (Gaut. Cancel. Bell. Antioch. p. 461.) Ganz dasselbe erzählt auch Eusebius in seiner Kirchengeschichte. Dieser Bischof besaß, wie man weiß, im höchsten Grade das Vertrauen des Kaisers Constantins des Großen, und aus dem Munde desselben vernahm Eusebius, und wie er bemerkt, mehr als einmal, daß, wenn in einer der vielen Schlachten, die dieser Kaiser liefern mußte, der Sieg auf irgend einem Punkte der Schlachtlinie lange schwankte, er unverzüglich das Labarum dahin habe bringen lassen, worauf auch der Sieg sich stets sogleich für ihn entschieden hätte. Constantin versicherte ferner noch dem Bischofe, daß von den zwei und fünfzig Rittern, die er bestimmt hatte, abwechselnd das Labarum zu tragen, nie einer, selbst nicht unter dem dichtesten Hagel von Pfeilen und Wurfspießen, auch nur die leichteste, unbedeutendste Wunde erhalten habe. Das Labarum war bekanntlich eine Nachbildung jenes Kreuzzeichens, welches Constantin und dessen ganzes Heer am hellen Mittag in Gallien am Himmel sah, und dem nun von jetzt an in allen Heeren dieses großen Kaisers die bisherigen heidnischen Legionenadler weichen mußten.

wie die Letztern in allen ihren Kriegen die Bundeslade, als das Zeichen der Versöhnung mit Gott, worauf ihre Hoffnung zum Sieg beruhete, mit sich führten, eben so waren jetzt auch die Christen überzeugt, daß das, die Arche des alten Bundes an Heiligkeit weit übertreffende wahre Kreuz Christi, einst das Werkzeug der bittersten Schmach und schrecklichsten Pein, nun Fahne des Sieges, Unterpfand ewiger Herrschaft und Herrlichkeit, daher sichere Stütze und fester Stab für alle, die den Gekreuzigten anbeten, sie auch stets zum Siege führen werde.

19. Seit der Eroberung von Caipha, Arsuf und Cäsarea war zur Erweiterung der Grenzen des Königreichs und dessen Befestigung nichts geschehen. Aber zur Herstellung der innern Sicherheit desselben traf Balduin alle nur mögliche Vorkehrungen. Für die aus einer Stadt des Königreichs in die andere reisenden oder wallenden Pilger gab es beinahe keine Sicherheit. Ueberall drohete ihnen Gefahr. In jedem Wald, jedem Gebüsche, in jeder Felsenkluft lagen lauernde Türken oder Araber, und fügten durch heimliche Nachstellungen den Christen größern Schaden zu, als sie durch offenen Angriff mit geordneten Schaaren ihnen zuzufügen im Stande waren. Alle zerfallene Burgen ließ daher Balduin wieder herstellen, erbaute eine Menge Schlösser, besonders auf den Spitzen jener Gebirge, deren Thäler arabischen Räuberstämmen oder auch kühnen türkischen Horden zu Schlupfwinkeln dienten, woraus sie Christen überfielen, beraubten und ermordeten. Durch die Anlegung solcher Schlösser suchte der König vorzüglich jene Straßen zu sichern, auf welchen Pilger und Kaufleute zu ziehen pflegten. Zum Schutze des Weges zwischen Jerusalem und Ramla erbauete er das Schloß Arnulph, und zur Sicherung des Weges, welche die nach Aegypten und Arabien ziehenden Kaufleute nehmen

mußten, erbauete er mehrere Schlösser am todten Meere. Auf vielen andern Bergspitzen ließ er Wachtthürme errichten, deren unermüdet spähende Wächter, sobald sie einen Feind entdeckten, durch mancherlei, für den Tag wie für die Nacht vorgeschriebene Zeichen die Besatzung der nächst gelegenen Burg davon in Kenntniß setzen konnten. — Aber an große, bleibende Vortheile gewährenden, und daher nur mit einem etwas zahlreichern Heere als gewöhnlich, auszuführenden Unternehmungen ward nicht gedacht. Wie es scheint, war es auch den kampflustigen Rittern weit angenehmer, in einzeln gefährlichen Abentheuern ihre Tapferkeit und Heldenkraft zu zeigen, besonders wenn jene ihnen reiche Beute zum Lohn versprachen; wie z. B. das Aufheben einer, aus Aegypten nach Damaskus oder Arabien ziehenden, mit Reichthümern jeder Art beladenen Caravanne. Sobald die Ritter durch ihre Späher von einem solchen Zug Nachricht erhielten, eilten sie herbei, bisweilen selbst der König mit ihnen. Nach der Stärke der die Caravanne begleitenden kriegerischen Bedeckung ward nicht gefragt. Glücklicher Erfolg krönte größtentheils dergleichen Wagnisse der Ritter. War der König dabei, so gehörte ihm der dritte Theil der Beute; die zwei andern Drittel wurden unter sein, gewöhnlich gar nicht zahlreiches kriegerisches Gefolge vertheilt. — Ueberhaupt war allen Rittern und besonders dem Könige Balduin eine allzugroße, daher wahrhaft zu tadelnde Verachtung des Feindes eigen. Aber eben dadurch stürzten sie sich oft vermessener Weise in die größten Gefahren; ohne Nutzen für die gemeinsame Sache verlor mancher wackere Ritter sein Leben, und selbst der König wäre einmal beinahe das Opfer dieser übertriebenen Geringschätzung des Feindes geworden. Mit acht bis zehn Rittern aus Joppe, wo Balduin sich gewöhnlich, und weit mehr als in Jerusalem aufhielt, ging er eines Tages auf die Jagd. Von seiner Jagdlust hingerissen und

das Wild immer weiter verfolgend, entfernte er sich mehrere Meilen von Joppe. Auf einmal ward ihm gemeldet: ein beutegieriger Haufe von ungefähr sechzig Saracenen habe sich aus Askalon herausgewagt und schwärme, auf Raub ausgehend, in der Gegend umher. Obgleich ohne Schild, Helm, Harnisch und Lanze, blos zur Jagd mit Schwert und Bogen bewaffnet, eilte Balduin doch mit seinen Rittern sogleich nach der Gegend, wo er die Räuber zu finden glaubte. Wie gewöhnlich eilte er wieder seinen Begleitern weit voran. Als er aber vor einem Busche vorbeisprengte, ward er durch eine, von der kräftigen Hand eines im Busche versteckten Mohren geschleuderten Lanze so schwer verwundet, daß er besinnunglos vom Pferde stürzte. Als die ihm folgenden Ritter herbeikamen und den König, ohne ein Zeichen des Lebens von sich zu geben, in seinem Blute liegen sahen, mithin ihn für todt hielten, geriethen sie bei diesem Anblicke in eine solche Wuth, daß sie gleich Verzweifelten sich auf den Feind stürzten, und mit einer, beinahe übermenschlichen Kraft rechts und links so gewaltig dreinschlugen, daß in einem Augenblicke mehrere Saracenen todt auf der Erde lagen, und die andern geschreckt anfänglich zurückwichen und endlich sich sämmtlich auf die Flucht begaben. Aber desto größer war jetzt die Freude der Tapfern, als sie nach ihrem erfochtenen Siege zurückkamen und den König am Leben fanden. Sie legten ihn auf eine Bahre und ließen ihn nach Jerusalem bringen, wo sorgsame Pflege und die Kunst der Aerzte ihm bald wieder seine vorige Kraft zurückgaben.

20. Indessen ward das Bedürfniß des Besitzes der syrischen Küste und ihrer Häfen immer dringender. Schon seit ein paar Jahren waren beinahe gar keine Pilger mehr aus Europa angekommen. Was die Abendländer von einer Wallfahrt nach dem gelobten Lande

abschreckte, waren die vielfachen Gefahren der Seereise, die jedoch blos daher rührten, weil die Christen in Jerusalem von der Seeküste beinahe völlig abgeschnitten waren. Wurden also die Pilgerflotten von einem Sturm, was in jenen Gewässern nichts seltenes ist, überfallen; so stand ihnen nirgends ein Hafen zu Gebote, in welchem sie Sicherheit suchen und finden konnten; wurden sie aber gar von den Winden an die Küste verschlagen, dann wurden auch Schiffe und Pilger ein Raub der Barbaren. Zudem hatte das, aus eben diesem Grunde im vorigen Jahre der großen Flotte von drei hundert Schiffen, auf welcher der Herzog von Aquitanien nach Europa zurückreißte, zugestoßene große Unglück ungemeinen Eindruck auf alle Gemüther gemacht, und der König und dessen Barone und Ritter waren nun vollkommen von der Nothwendigkeit überzeugt, wenigstens die bedeutendsten der syrischen Seestädte ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Die Eroberung derselben ward demnach beschlossen; und nun muß man wirklich über die Beharrlichkeit erstaunen, mit der die Ritter alle Beschwerlichkeiten, welche in diesem Unternehmen lagen, zu überwinden wußten, und so endlich beinahe alle Seestädte Syriens in ihre Gewalt brachten. Da Akka, nachher Ptolemeis genannt, wegen seines ungemein geräumigen und vorzüglich sichern Hafens ganz besonders wichtig für die Christen war, so sollte auch mit Eroberung dieser Stadt der Anfang gemacht werden. In dem Jahre 1103 zog also Balduin mit einem Heere von ungefähr fünf bis sechs tausend Mann vor Akka. Die Stadt ward sogleich von der Landseite berennt und ihre Belagerung mit der größten Thätigkeit betrieben. Tag und Nachtspielten die Wurfmaschinen gegen die Stadt, und da der König in seinem Gefolge einen Ritter, Namens Reinhold, hatte, der in Richtung der Wurfmaschinen eine un-

gemeine Geschicklichkeit besaß; so durfte sich bald kein Saracen mehr auf der Mauer blicken lassen. Dieß benahm den Belagerten schon ziemlich den Muth; in kurzer Zeit trat auch Mangel an Lebensmitteln ein, und nun kamen in der Nacht drei Ueberläufer in dem christlichen Lager an, welche dem Könige die frohe Kunde brachten, daß die Belagerten beschlossen hätten, wenn sie nicht binnen drei Tage Hülfe von der Seeseite erhielten, ihre Stadt dem König zu übergeben. Aber unglücklicher Weise für die Belagerer liefen nun gerade am Vorabend des zur Uebergabe bestimmten Tages zwölf Schiffe aus Tyrus und Tripolis mit fünf hundert neuen Kriegern und großen Vorräthen von Lebensmitteln in den Hafen von Akka ein. Dieß belebte auf das neue den Muth der Belagerten, ihr Widerstand ward weit lebhafter als vorher; unaufhörlich beschossen sie den großen Belagerungsthurm des Königes. Bald gelang es ihnen auch, durch die Menge brennbaren Stoffes, den sie auf den Thurm schleuderten, ihn in Brand zu stecken; und da keine Kunst und keine Anstrengungen ihn zu retten vermocht hatten, auch die Auferbauung eines neuen Thurms einen großen Aufwand an Geld und Zeit erforderte; zudem jetzt auch der Ritter Reinhold, dieser geschickte und glückliche Artillerist durch einen Steinwurf war getödtet worden, ein Verlust, den der König und alle Ritter schmerzhaft empfanden; so hob Balduin die Belagerung auf und zog voll Unmuthes mit seinem Heere nach Hause.

21. Aber gerade diese fruchtlose Belagerung von Ptolemäis führte den König zu der Ueberzeugung, daß ohne den Beistand einer Flotte es wo nicht völlig unmöglich, doch ungemein schwer und mit großem Verlust verbunden seyn würde, irgend eine Seestadt zu erobern. Mit desto größerm Vergnügen vernahm

er daher auch bald darauf die Nachricht, daß eine genuesische Flotte von vierzig Galeeren in dem Hafen von Laodicäa angekommen sey und dort zu überwintern gedenke. Unverzüglich sandte Balduin an die Anführer der Flotte und ließ sie unter vortheilhaften Bedingungen einladen, ihm mit ihren Schiffen bei der Belagerung von Akka Hülfe zu leisten. Er versprach ihnen nicht nur ein Drittel der Beute, sondern auch, wenn das Unternehmen gelingen würde, den dritten Theil aller Zölle, welche im Hafen von Akka künftig würden erhoben werden, bewilligte ihnen endlich auch noch einen, ihnen eigenthümlichen Bezirk mit einer Kirche in der Stadt, wo sie unter ihrer eigenen Gerichtsbarkeit leben und zollfreien Handel nach allen Gegenden der Welt treiben könnten. — Ohnehin mußte es schon der Wunsch der italiänischen, großen Seehandel treibenden Städte seyn, die syrische Küste in den Händen der Christen von Jerusalem zu wissen. Sie waren es nämlich ganz allein, die auf ihren Schiffen Alle, die aus Europa nach dem heiligen Lande pilgern wollten, dahin brachten; und da sie von dieser Ueberfahrt, bei der sehr erhöheten Fracht, einen ungeheuern Gewinn zogen, so erforderte es nun ihr eigenes Interesse, alle Hindernisse, welche die Abendländer von der Wallfahrt nach dem gelobten Lande abschrecken und daher ihren Gewinn immer bedeutender vermindern könnten, sobald als möglich aus dem Wege zu räumen; und da jetzt noch überdieß die, von dem Könige den Genuesern gemachten Zugeständnisse ungemein anlockend waren, so versprachen sie auch sogleich, dem Wunsche des Königes zu entsprechen und bei einer neuen Unternehmung gegen Akka ihn mit ihrer Flotte auf das kräftigste zu unterstützen. Sobald also jetzt alles Nöthige zwischen ihm und den Genuesern geordnet war, zog Balduin gleich im Frühling des folgenden Jahres 1104 mit seinem Heere vor Akka, und während er

die Stadt von der Landseite berennte und angriff, ward dieselbe auch von der genuesischen Flotte von der Seeseite eingeschlossen und von ihr nicht minder geängstiget. Jetzt war die Belagerung nur von ganz kurzer Dauer. Schon am zwanzigsten Tage derselben schickte Bana, der Befehlshaber von Akka, Abgeordnete an den König und erbot sich die Stadt zu übergeben, jedoch unter der Bedingung, daß es allen Muselmännern, welche die Stadt verlassen wollten, gegönnt seyn sollte, mit ihren Weibern, Kindern und allen ihren beweglichen Gütern, so viel sie deren mit sich nehmen könnten, ungestört abzuziehen. Der König berief sogleich einen Kriegsrath, zu dem auch die Anführer der Flotte zugezogen wurden. Der König, alle Ritter und selbst der Patriarch, welcher indessen in das Lager gekommen war, waren sämmtlich der Meinung, das Anerbieten des saracenischen Befehlshabers anzunehmen. Nur die Genueser, von Raublust beseelt, wollten von keiner Capitulation etwas hören, mußten aber dennoch, weil von allen Seiten überstimmt, endlich nachgeben. Am Himmelsfahrtstage zogen demnach die Kreuzbrüder in Akka ein, während an demselben Tage auch die Einwohner, welche auswandern wollten, die Stadt verließen. Als aber die Genueser jetzt so viele Kostbarkeiten vor ihren Augen vorbeiführen sahen, wurden Geldgier und Raublust in ihnen so übermächtig, daß sie trotz dem geschlossenen Vertrag und dessen Heiligkeit mißkennend, treulos über die Auswandernden herfielen, sie beraubten und mordeten. Als noch anderes gottloses Gesindel bei dem Heere dieses sah, glaubte es sich zu gleichem Frevel berechtiget, und nun wurden über vier tausend Muselmänner erwürgt, bis es endlich dem Könige gelang, diesem Greuel zu steuern. Balduin war über dieses ruchlose, den christlichen Namen schändende Verfahren der Genueser so sehr erzürnt, daß er schon seine Ritter aufgeboten hatte, um an den treubrüchigen

Räubern und Mördern blutige Rache zu nehmen; und nur mit Mühe und durch inständiges Bitten konnte der Patriarch, der wohl einsah, wie sehr man noch der Hülfe der italiänischen Seefahrer bedurfte, daher auch selbst dem Könige zu Füßen fiel, ihn noch abhalten, eine Gerechtigkeit zu üben, die gar leicht den Sachen der Christen in Syrien höchst verderblich werden konnte.

22. Aber die Eroberung Akka's durch die Christen weckte nun auch wieder den ägyptischen Kalifen aus seinem bisherigen trägen Schlummer. Die Stadt Joppe sollte ihn für den Verlust von Akka entschädigen, und gleich im Frühling des folgenden Jahres 1105 erschien eine zahlreiche ägyptische Flotte vor Joppe, und während diese die Stadt von der Seeseite berennte und bedrohete, zogen sich bei Askalon, dem gewöhnlichen Sammelplatz der ägyptischen Heere, über zwanzigtausend Saracenen zusammen, um, in Verbindung mit der Flotte, die Stadt auf allen Seiten anzugreifen. Balduin bot unverzüglich alle Lehnsmänner der Krone auf, mit allen ihren Dienstleuten im Felde zu erscheinen. Zum Sammelplatze seines Heeres bestimmte er Rama, wohin er sich sogleich auch selbst begab. Dahin beschied er auch den Patriarchen Ebermar. Dieser führte ihm hundert und fünfzig Fußknechte zu. Auch jener türkische Jüngling aus Damaskus, Namens Mohamed, der mit hundert türkischen Bogenschützen, der harten Behandlung seines Vaters sich entziehend, zu dem Könige entflohen und dessen Getreuer geworden war, kam jetzt nach Rama. Dem durch Tapferkeit und Wachsamkeit ausgezeichneten Ritter Lithard von Cambray übertrug Balduin die Beschützung von Joppe gegen die vor derselben liegende saracenische Flotte, konnte aber, um seine eigenen Streitkräfte nicht zu sehr zu schwächen, nur eine ganz schwache Besatzung in der Stadt zurück lassen.

Aber bei allem dem zählte Balduins Heer doch nur fünfhundert Ritter, ohne jedoch jene zu rechnen, welche, ohne Ritter zu seyn, diesmal zu Pferde dienten, und endlich noch zweitausend Mann Fußvolkes, also in allem keine volle dreitausend Mann. Aber den Mangel an Kriegern ersetzte die Gegenwart des hochheiligen Kreuzpartikels, den der Patriarch auf Befehl des Königes aus Jerusalem mitgebracht hatte. Wie gewöhnlich begeisterte der Anblick desselben wieder jeden Krieger zu den größten, kaum begreiflichen Heldenthaten. Alle jubelten, jetzt gewürdiget zu werden, für Den zu sterben, Der einst für sie an jenem heiligen Kreuzholz gestorben war. Aber unüberwindlich ist ein Heer, wovon jeder Einzelne einen weit höhern Werth darein legt, den Tod eines Helden, eines heiligen Märtyrers zu sterben, als sich lebend mit einem Siegeskranz zu schmücken. Das empfand jetzt abermals das, im Vergleich mit den kleinen christlichen Haufen zahllose Heer der Feinde. Schon sehr frühe am Morgen begann die Schlacht und wüthete den größten Theil des Tages mit gleichem Erfolge ununterbrochen fort; denn auch die Feinde gaben diesmal Beweise von seltener Tapferkeit; alle Emirs fochten an der Spitze ihrer Schaaren, und ermunterten diese ihrem Beispiel zu folgen. Aber mit heiliger, auf Gott vertrauender Unerschrockenheit ging der Patriarch unaufhörlich durch die christlichen Reihen, hoch emporhebend das Zeichen des Heiles und des Sieges, dessen Anblick jede erschöpfte Kraft wieder erneuete, jeden sinkenden Muth auf das neue belebte. Um die neunte Stunde des Tages schien endlich der Sieg sich für die Christen erklären zu wollen, und als jetzt, gerade in dem entscheidenden Momente, der oberste Feldherr des ägyptischen Heeres, der Emir von Askalon, erschlagen ward, zerstreute sich dessen ganzes Heer in wilder Flucht. Die Christen machten eine Menge Gefangener, und unter

diesen auch den ehemaligen Befehlshaber von Akka, den Emir Bana, der bei der Uebergabe seiner Stadt den mord- und raublustigen Genuesern entronnen war, und hierauf, zuerst in eine syrische Stadt, und von da zu dem Kalifen nach Aegypten sich begeben hatte. Das mit Vorräthen überfüllte feindliche Lager ward erobert, und der große darin gefundene Reichthum nun auch der zeitliche Lohn der Sieger*). — Dem Kör-

*) Um wie weit höher die geistige oder moralische Kraft über der blos physischen oder materiellen stehe: davon zeugt die Weltgeschichte beinahe auf jedem ihrer Blätter. Aber ganz vorzüglich schlagende Beweise liefert die Geschichte der Kreuzzüge, so wie jene der Kriege der Spanier in ihrem Lande gegen die Saracenen, und deren zahllosen Verbündeten in Afrika, — ohne in die Geschichte untergangener Völker zurückzugehen — daß nur die christliche, mit lebendigem Glauben verbundene Religion die einzige Gebärerin solcher Heldenthaten sey, welche die gewöhnlichen Menschenkräfte zu übersteigen scheinen, die daher die sie anstaunende Nachwelt nur gar zu leicht bezweifelt, und die jetzt die heutige, an der Seiche materialistischen Sinnens und Denkens schwer daniederliegende Aufklärung nur gar zu gerne in das fabelhafte Gebiet bloßer heroischer Sagen hinüberweisen möchte. Heut zu Tage wird ein Heer als ein Ganzes betrachtet, von dem blos dessen physische Kraft in Anschlag kommt, dessen Waffen, dessen mechanisch-taktische Gewandtheit, die mehr oder minder coercitive Gewalt der bei demselben eingeführten Disciplin zum Theile auch die, obgleich größtentheils blos durch Routine erlangte strategische Intelligenz seiner Führer, und endlich auch noch bisweilen jener Götze, dem jedoch die Welt jetzt bei weitem nicht so reiche Opfer mehr wie ehemals spendet, nämlich das sogenannte stolze Ehrgefühl. Alle wahren, und daher nur aus einer und derselben Quelle entspringenden moralischen Eigenschaften des Einzelen kommen in gar keinen Betracht, haben durchaus keinen Werth, und sie zu beleben, zu läutern und immer höher zu steigern, daran denket auch nur von weitem Niemand mehr. Da

er des im Treffen gebliebenen Emirs von Askalon
eß der König den Kopf abschlagen und ihn der ägyp-
schen Flotte zeigen, worauf diese sogleich die Anker
chtete und davon segelte, jedoch durch einen sich bald
arauf erhebenden Sturm noch fünf und zwanzig ih-
r besten Schiffe verlor, die größtentheils eine Beute
er Christen wurden. Die Niederlage des großen
gyptischen Heeres schreckte die Einwohner von Aska-
n so sehr, daß sie Gesandten mit reichen Geschenken
n den König ordneten, und demüthig um Frieden ba-
n. Aber Balduin, stolz auf seinen errungenen Sieg,
ollte ihnen diesen nur unter der Bedingung bewilli-
en, daß sie ihm sogleich ihre Stadt übergäben; und
a dieses nicht geschah, so zog Balduin im folgenden
ahre, zur Zeit, als alle Saaten im gelobten Lande
hon reiften, abermals vor Askalon und ließ alle
ecker, Wiesen und Weinberge um die ganze Stadt
rum verwüsten und verbrennen. Aber dieser Zug,
i dem nur einiges Schlachtvieh erbeutet ward, kam
m Könige theuer zu stehen. Als nämlich seine
chaaren, unter dem furchtbaren Geschmetter der Trom-

---

aber jene materiellen Kräfte unter sämmtlichen euro-
päischen Hauptmächte mit einer beinahe durchaus voll-
kommenen Gleichheit vertheilt sind, so ist auch von
allen Kriegen, die ohnehin schon seit zweihundert
Jahren stets allgemeine Kriege waren, und es auch
für die Zukunft noch seyn werden, weder das Ende
abzusehen, noch deren Resultat zu berechnen. Man
würgt sich eine nur bald längere, bald minder lange
Reihe von Jahren gegenseitig so lange hin, bis dem
blutigen, jeden Augenblick seine kleinlichen irdischen
Zwecke ändernden Würfelspiel, das nie auf einer
höhern geistigen Idee beruhet, dem nur Stolz, Herrsch-
sucht und Ländergier zur Grundlage dienen, endlich
Gott ein Ziel setzt, und zwar auf eine Weise, die
gewöhnlich in dem Plane keiner einzigen der krieg-
führenden Mächte liegt.

peten und Kriegshörner, über die Gebirge nach Jerusalem zurückzogen, lief ein Dammhirsch, aufgeschreckt durch das kriegerische Getös, über den Weg. Aus Muthwillen eilten Einige aus dem Vortrabe dem geschreckten Wilde nach, und ein Knappe des Ritters Arnulph von Oudenarde verfolgte den Hirsch mit solcher Heftigkeit, daß der Gurt seines Sattels zerriß, er von dem Pferde herabfiel und dieses davon lief. Ein tüchtiges Streitroß stand damals in ungemein hohem Preis. Ritter Arnulph vermißte daher sehr ungerne das verlorne Pferd, suchte es demnach, noch von einigen Rittern begleitet, in dem Gebirge wieder auf, ließ auch im Suchen nicht nach, als seine Begleiter ihn wieder verließen und zu dem Heere zurückkehrten. Wirklich fand auch bald darauf Arnulph sein verlornes Pferd. Aber kaum hatte er sich auf den Rücken desselben geschwungen, als ein Haufen Araber ihn überfiel, die nun, da er ganz allein war, ihn auch troß des tapfersten Widerstandes endlich überwältigten und erschlugen, dem Getödteten hierauf den Kopf abhieben, und diesen als Zeichen ihres Sieges nach Askalon brachten. Der Bote von dem Tode des braven Ritters ward nun dessen eigenes Pferd, das, von dem Blute seines Herrn triefend, bei dem Heere ankam. Man ahnete sogleich Arnulphs trauriges Schicksal, und die Ritter, welche, um Kunde von ihm einzuziehen, zurückritten, fanden den Leichnam desselben, jedoch ohne Haupt. Der Tod dieses ausgezeichnet braven Ritters, der noch nie einer Gefahr, wie groß sie auch seyn mochte, ausgewichen war, ward von dem Könige und allen Rittern tief gefühlt und schmerzhaft beweint, vorzüglich von des Grafen Balduin von Hamm edler Gattin, deren Gefährte und Beschützer er auf der ganzen Pilgerfahrt gewesen war. Unter den Thränen des Königs und aller Anwesenden ward Arnulphs entseelte Hülle in der Kirche zu der allerseligsten Jung-

frau im Thale Josaphat begraben. Der König verlangte hierauf von den Askaloniten Arnulphs Haupt. Gerne bewilligten diese das Gesuch des Königs und sandten das Haupt des Ritters zurück, aber mit einem an den Haaren desselben befestigten Briefe, in welchem sie dem Könige mit einer, ihn nur noch mehr kränkenden Ironie sagten: allen Schaden, den er ihnen durch Verheerung ihrer Aecker, Wiesen und Weinberge zugefügt, hätten sie nun vollkommen verschmerzt, da er durch den Tod eines so kräftigen, kühnen und treuen Ritters einen weit größern Verlust, als sie, erlitten hätte. — Wirklich war es in dem Charakter aller Kreuzritter ein ungemein edler Zug, ein wahrer Beweis ächt christlicher und daher brüderlicher Gesinnung, daß sie jeden, Einem aus ihrer Mitte zugestoßenen Unfall gleich schmerzhaft empfanden, und eben so wahr und aufrichtig, wie über eigenes Unglück, darüber trauerten. Aber bei allem dem oft überströmenden Mitgefühle mit den Leiden eines jeden ihrer Waffengenossen, stand doch über diesem edeln christlichen Rittersinn noch etwas weit Höheres, nämlich das Wohl der gemeinsamen Sache und deren Heiligkeit. Der Ritter Gervasius, den Balduin vorzüglich liebte, ihn auch erst unlängst nach dem Tode Hugo's mit der Stadt Tiberias und deren Gebiete belehnt hatte, ward, als er einen Haufen Saracenen geschlagen hatte, und nun die fliehenden Feinde zu hitzig und zu unbesonnen verfolgte, von einer, in einem Hinterhalt liegenden Schaar damascenischer Türken plötzlich überfallen und gefangen genommen. Den Damascenern war es nicht unbekannt, wie hoch ihr Gefangener in der Gunst seines Königs stehe. Sie erboten sich also, denselben sogleich wieder in Freiheit zu setzen, wenn man ihnen die Städte Tiberias, Caifa und Akka wieder zurückgeben wollte. Balduin trug die Sache seinen Rittern vor. Aber so betrübt auch diese über die Gefangenschaft ih-

res treuen Waffengefährten waren, erinnerten sie sich doch dessen, was ihrem Könige Gottfried, unsterblichen Andenkens, in ähnlichem Falle zur Richtschnur gedient hatte, und in vollkommenem Einklange mit den Gesinnungen des Königs verwarfen sie einstimmig das Anerbieten der Türken. „Geld“, ließ also Balduin den Damascenern sagen, „sey er bereit für den gefangenen Ritter zu geben, so viel sie nur fordern wollten; aber wäre der Gefangene auch sein Bruder, ja selbst sein Sohn, so würde er sich doch nie dazu verstehen, dessen Freiheit durch die Rückgabe irgend einer der, von den Kreuzbrüdern eroberten Städte zu erkaufen.“ — Nach harter, grausamer Mishandlung ward Gervasius zu Damaskus enthauptet. Von dem, vom Körper getrennten Haupte ließ Einer der vornehmsten türkischen Befehlshaber von Damaskus die Haut sammt den schönen, langen weißen und lockigen Haaren des Ritters abziehen, sie sorgfältig trocknen und dann an seiner Lanze befestigen, um mit diesem drohenden Panier in seiner Hand in jedem Kampfe den Schmerz der Kreuzbrüder über diesen Verlust zu erneuern. Wenn wir in dieser Handlung, so wie auch in der Hinrichtung des Ritters blos die Rohheit gefühlloser Barbaren mit Abscheu erblicken; so müssen wir auch auf der andern Seite gestehen, daß das harte Betragen der Kreuzfahrer, obgleich von ihnen, weil von dem höhern Lichte des Evangeliums erleuchtet, etwas Höheres mit Recht zu erwarten gewesen wäre, gegen ihre Gefangenen, wie gegen die Einwohner eroberter Städte, jenem der Ungläubigen völlig gleichkommt, ja sogar bisweilen, wie z. B. bei der Eroberung von Akka, es noch bei weitem übertrifft. Das traurige Schicksal des Ritters nach erduldeter mehrfacher harter Mishandlung, in Verbindung mit dem Gedanken, daß er dessen Fesseln hätte lösen können, jedoch höheres Pflichtgefühl ihm es nicht gestattet habe, machte

auf den König einen tiefen, lange bleibenden Eindruck. Im öffentlichen, wie auch vor seinen gewöhnlichen Umgebungen, suchte zwar Balduin den Gram, der an seinem Busen nagte, unter einer erzwungenen Heiterkeit zu verbergen. Aber die unverkennbaren Züge von Traurigkeit, die viele Tage lang seine Stirne umwölkten, verriethen jedem Auge den innern Kummer seines Herzens.

23. Da König Balduin sich nun einmal die Eroberung der syrischen Küste und deren Häfen zu seiner Hauptaufgabe gemacht hatte; so kam jetzt auch nach einander die Reihe an die Städte Tyrus, Sidon, Berytus, Biblium, Tripolis und noch einige andere Seestädte minderer Bedeutung. Aber die Lösung war nicht leicht, und die Eroberung dieser Städte noch mit ungleich größern Schwierigkeiten verbunden, als jene von Akka. Besonders leistete Tripolis einen tapfern und langjährigen Widerstand. Die Belagerung dauerte fünf Jahre von dem Augenblicke an, als Graf Raimund von Toulouse*) sich mit seinen Schaaren vor dieselbe gelegt hatte. Als dieser im dritten Jahre der Belagerung starb, setzte dessen Anverwandter, der eben so tapfere und fromme, als liebenswürdige Graf Wilhelm von Cerdagne, dem nun auch des verstorbenen Raimunds übrige Besitzungen

*) Nach der Eroberung Jerusalems war Graf Raimund schon auf der Heimkehr ins Vaterland begriffen; änderte aber unter Weges seinen Sinn, und beschloß in dem gelobten Land zu bleiben; bestand manchen wackern Kampf mit den Emirs von Emesa, Haleb, Apamea 2c. 2c., eroberte die Stadt Tortosa, einen Theil des Gebiets von Emesa, und noch mehre andere Burgen und Schlösser. Endlich warf er auch die Augen auf Tripolis und begann nun, von dem griechischen Kaiser dabei unterstützt, im Jahre 1104 die Belagerung dieser Stadt.

in Syrien anheimfielen, die Belagerung fort. Endlich zog auch König Balduin mit seinem Heere vor die Stadt, und als mit dem Könige auch noch Tancred, Balduin von Edessa und Raimunds ältester Sohn, der erst vor kurzem mit einem zahlreichen kriegerischen Gefolge in Syrien angekommene Graf Bertram sich vereint hatten, ward endlich Tripolis mit Hülfe einer Flotte von Genuesern und Pisanern, am 10. Junius des Jahres Eilfhundert und neun erobert. Aber auch hier vor Tripolis errichteten die Genueser und Pisaner ihrem Namen und Andenken durch Raubsucht, Grausamkeit und die schändlichste Treulosigkeit eine unvergängliche Schandsäule. Da es nämlich den Einwohnern von Tripolis nicht unbekannt war, daß König Balduin bei der Eroberung von Akka vielen Muselmännern das Leben rettete und sie den Händen der blutgierigen Genueser entriß; so wollten sie sich auch jetzt blos dem Könige ergeben. Zwischen diesem und den Einwohnern kam also eine Capitulation zu Stande, der zu Folge jenen freier Abzug gestattet ward, und zwar mit Allem, was ein jeder von seinen beweglichen Gütern auf den Schultern tragen könnte; auch Sicherheit des Lebens ward ihnen in der Capitulation zugesagt. Als aber an dem, zum Abzuge der Einwohner bestimmten Tage, diesen nur ein Thor geöffnet, auch blos Einigen der Vornehmsten aus dem christlichen Heere an diesem Tage der Eingang in die Stadt gestattet wurde; so erstiegen indessen die Genueser und Pisaner auf der andern Seite die Stadt mit Sturmleitern, und richteten darin ein schreckliches Blutbad an. Kein Einwohner entrann ihrer Mordlust, als blos jene, — und ihre Zahl war nicht groß — welche das Glück hatten, sich in die Nähe des Königs zu flüchten und von ihm geschützt wurden, so wie auch die, welche bereits die Stadt schon verlassen hatten. Beinahe die ganze Bevölkerung von Tripolis kam um. Nur einer

einzigen saracenischen Frau ward Leben und Freiheit sammt ihrer kleinen Habe erhalten, und zwar als Belohnung eines sehr wichtigen, von ihr den Kreuzfahrern geleisteten Dienstes. Sie hatte nämlich denselben entdeckt, daß fünfhundert Saracenen, noch ehe die Capitulation war abgeschlossen worden, sich innerhalb der Stadt in einem unterirdischen Gewölbe verborgen hatten, um in der Nacht die in völliger Sicherheit wähnenden Pilger zu überfallen und zu ermorden. — Wenn wir dem Zeugniß eines arabischen Schriftstellers Glauben schenken wollen, so haben die Franken nach der Eroberung von Tripolis eine der allerreichsten, wo nicht gar die reichste arabische Bibliothek des Morgenlandes, welche in der Stadt Tripolis aufbewahrt ward, verbrannt. Diese große Büchersammlung soll, was jedoch unglaublich scheint, aus drei Millionen Bänden bestanden haben. Schon vor vielen Jahren hatten alle auf einander folgende Kadis aus dem Geschlechte Ebe Amar daran gesammelt. Hundert besoldete Abschreiber, deren stets dreißig weder bei Tag noch bei Nacht die Bibliothek verlassen durften, sollen unaufhörlich mit Abschreiben von Büchern beschäftiget gewesen seyn, denn der jeweilige Kadi aus dem oben erwähnten Geschlechte hatte in allen Ländern, die dem Koran huldigten, vertraute Leute, welche Bücher für die Bibliothek kauften und nach Tripolis sandten*).

*) Zu den bemerkenswerthen Erscheinungen während der Belagerung von Tripolis gehört auch die Aussöhnung Tancreds mit König Balduin, und die Ausgleichung aller, zwischen mehreren Fürsten seit einiger Zeit sich erhobenen Streitigkeiten. Tancred ward ein Lehenträger des Königs und erhielt Tiberias, Caipha, Nazareth mit deren Gebieten und endlich auch selbst den, ihm bisher streitig gemachten Tempel des Herrn als Kronlehen. Die Besitzungen des verstorbenen Grafen Raimund wurden unter dessen ältestem Sohne Bertram und dem Grafen Wilhelm

— Gleich im folgenden Jahre zog Balduin vor Berytus. Da ihm eine pisanische Flotte zu Gebote stand, so schloß er die Stadt auch von der Seeseite ein. Die Einwohner hofften, daß eine ägyptische Flotte ihnen zu Hülfe kommen würde. Diese Hoffnung ging jedoch nicht in Erfüllung; worauf die Reichen und Vornehmen, überzeugt, daß ihre Stadt sich nicht lange mehr würde halten können, sie zu verlassen beschlossen. Vorher jedoch verbrannten und zerstörten sie den größten Theil ihrer Güter, und behielten nur so viel, als sie auf ihrer Flucht mitnehmen zu können glaubten. Aber nur sehr Wenige davon kamen glücklich nach Cypern; die mehrsten wurden von den pisanischen Schiffen wieder in die Stadt zurückgetrieben. Nach zweimonatlicher Belagerung ward endlich die Stadt mit Sturm erobert. Da aber jetzt die raubgierigen Pisaner sammt den Provenzalen, die sich auf ihrer Flotte befanden, nicht nur bei den Armen, sondern selbst bei den Reichen und Vornehmen keine Beute mehr fanden, ergrimmten sie so sehr darüber, daß sie alle Einwohner, die ihnen in die Hände fielen, erbarmungslos niedermetzelten.

24. Die Eroberung Sidons hatte Balduin vorzüglich der, von keinen Absichten zeitlichen Gewinnes befleckten Frömmigkeit norwegischer Pilger zu danken. Schon im Jahre 1108 hatte der König mit Hülfe einer zahlreichen Flotte venetianischer, genuesischer, pisanischer und almafitanischer Schiffe diese Stadt belagert; und wenig fehlte, so hätten schon damals die Christen sich der Stadt bemächtiget. In dieser befanden sich nämlich mehrere, von dem Christenthum abge-

vertheilt. Der Erstere erhielt das Fürstenthum Emesa, Biblium und Tripolis, nebst der von Raimund der Stadt Tripolis gegenüber erbauten Burg. Bertram ward ein Mann der Krone, Wilhelm aber des Fürsten von Antiochien.

fallene und zu den Mohamedanern und deren Irrglauben übergegangene Pilger, die jetzt nicht nur gegen ihre ehemaligen Mitbrüder kämpften, sondern auch den göttlichen Stifter der christlichen Religion, unter den Augen der Anbeter Desselben, auf das schmählichste verhöhnten, auf der Spitze eines Thurms ein Kreuz errichteten und zur Mishandlung desselben jedes schändliche Bubenstück sich erlaubten. Bei dem Anblick dieser grauenvollen Frevel wurden die Christen von dem tiefsten Schmerze ergriffen, aber außer Stande, die dem Namen und Andenken Jesu Christi jetzt zugefügte Schmach an den Frevlern zu rächen, erhoben König und Volk ihr Herz zu Gott, ihn flehenlichst bittend, solche Gotteslästerungen doch nicht länger zu dulden. Ihr Gebet ward erhört. Der Thurm stürzte gegen Abend zusammen, ohne daß die Hand eines Menschen, viel weniger die Hand der Belagerer nur das Mindeste dazu beigetragen hätte. Durch den Einsturz des Thurms entstand eine Bresche, weit genug, um sogleich in die Stadt einzudringen; da aber die Nacht einbrach, verschoben die Christen den Sturm auf den folgenden Tag. Man glaubte sich der Eroberung der Stadt schon so gewiß, daß, als einige den Rath gaben, einen andern, nicht ferne davon stehenden und schon sehr zerfallenen Thurm ebenfalls umzustürzen, um dann am andern Tage auf zwei Punkten in die Stadt einzudringen, der Kanzler Arnulf es mißrieth, und zwar aus dem Grunde, weil die Wiederherstellung des Thurms, die man doch sogleich vornehmen müsse, mehr als zweitausend Byzantinen kosten würde. Aber schrecklich sahen sich die Christen am folgenden Morgen getäuscht. Eine, bisher von widrigen Winden zurückgehaltene, aus fünfzig Galeeren, acht dreirudrigen und mehrern tripolitanischen Schiffen bestehende Flotte kam gegen Anbruch des Tages herangesegelt. Die vor Sydon liegende christliche Flotte ging ihr sogleich ent-

gegen, ward aber völlig geschlagen und zerstreut. Ohne bedeutenden Widerstand mehr zu finden, drangen nun die Aegyptier in den Hafen ein, und da zu gleicher Zeit jetzt auch von Akka her sichere Nachricht einlief, daß der Athabeck von Damaskus mit einem Heere von mehr als fünfzehntausend versuchter Krieger zum Entsatz von Sydon heran rücke, ließ Balduin in der Nacht alles Belagerungszeug verbrennen, und zog sich am frühesten Morgen mit seinem Heere über das Gebirg nach Akka zurück.

25. Die Eroberung Sydons blieb jetzt ungefähr zwei Jahre lang blos ein frommer Wunsch des Königs. Um so erwünschter war es ihm, als im Jahre 1110 der junge norwegische König Sigurd mit einer Flotte und zehntausend bewaffneten Pilgern in dem Hafen von Joppe einlief. Sobald Balduin, der sich gerade in Edessa befand, davon Kunde erhielt, eilte er nach Joppe und ersuchte Sigurd, aus Liebe zum Heiland, eine kurze Zeit im gelobten Lande zu bleiben, und mit seinen Schiffen und tapfern Kriegern den Christen in ihrem Kampfe gegen die Ungläubigen Hülfe zu leisten. Der norwegische Fürst, dem, wie auch dessen Waffengefährten, Geiz und kaufmännische Gewinnsucht das Herz nicht beengt hatten, antwortete: Der Zweck seiner Pilgerfahrt, wie auch jener seines ganzen kriegerischen Gefolges sey kein anderer, als an dem Grabe des Erlösers zu beten, alle heiligen Orte zu besuchen und hierauf für den Heiland zu kämpfen; für sich und seine Leute fodere er daher auch nichts, als nur den freien Unterhalt derselben während ihrer Dienstzeit, und dann für sich ein Stück des wahren heiligen Kreuzes. Sigurd ging hierauf mit Balduin nach Jerusalem, verrichtete seine Andacht am heiligen Grabe, ward von dem Könige an die andern heiligen Orte herumgeführt, und drei Tage lang in dem kö-

niglichen Palaste prächtig bewirthet. — In dem Rathe der Ritter ward nun wieder die Belagerung von Sydon beschlossen, auch gelobt, nicht eher davon abzulassen, als bis diese Stadt in der Gewalt der Christen seyn würde. Sigurd segelte jetzt sogleich mit seiner Flotte vor Sidon, während auch Balduin sich mit seinem Heere vor dieselbe lagerte. Zu Wasser und zu Lande ward jetzt die Stadt mit der größten Lebhaftigkeit angegriffen. Aber auch die Sydonier leisteten einen gar nicht erwarteten, ungemein tapfern Widerstand, dem jedoch die Christen ihrer Seits wieder ausdauernden Muth und eine bewunderungswürdige Beharrlichkeit entgegen setzten. Trotz aller Tapferkeit der Belagerten machte demnach die Belagerung doch mit jedem Tage größere Fortschritte. Balduin hatte einen Belagerungsthurm erbauen lassen, der so hoch über die Stadtmauer hervorragte, daß aus dem darauf befindlichen Geschoß alle Straßen der Stadt konnten bestrichen werden, so daß kein Einwohner sich außerhalb seiner Wohnung durfte erblicken lassen. Diesen Thurm beschlossen die Sydonier zu untergraben, waren auch in ihrer Arbeit schon ziemlich vorgerückt, als Balduin davon Nachricht erhielt und den Thurm an einen andern Ort bringen ließ. Die immer mehr geängstigten Sydonier nahmen endlich gar zu meuchelmörderischem Anschlage ihre Zuflucht. In dem Gefolge König Balduins befand sich ein christlicher Araber, der in der heiligen Taufe den Namen des Königs erhalten, auch dessen Gunst und Zutrauen so sehr gewonnen hatte, daß er, wenn der König ganz allein ausging, ihn sogar auf den abgelegensten Wegen begleiten durfte. Diesen hatten nun die Sydonier durch ungeheure Verheißungen so zu bethören und zu verführen gewußt, daß er ihnen versprach, seinen königlichen Gebieter bei der ersten Gelegenheit zu ermorden. Zum Glücke für Balduin erfuhren einige in Sydon

wohnenden Christen Etwas von diesem Mordanschlag, forschten dann demselben noch genauer nach, und warnten dann den König vor den Nachstellungen des ihm stets zur Seite stehenden Verräthers in einem Briefe, den sie an einem Pfeile befestigten und in das königliche Lager schossen. Balduin ließ den Verräther unverzüglich verhaften, und dieser gestand sogleich vor den versammelten Rittern sein Verbrechen, auch die Art, wie er dazu wäre verleitet worden, und ward hierauf einstimmig von den Rittern zum Strange verurtheilt. So groß jedoch auch das Verbrechen des undankbaren, von dem Könige mit Wohlthaten überhäuften Verbrechers war, so stand doch Balduin schon im Begriffe, ihm das Leben zu schenken. Aber sämmtliche Ritter drangen mit Bitten in ihn: er möchte doch der Gerechtigkeit ihr Opfer, daß sie zur Warnung künftiger geheimer Verräther so dringend verlange, jetzt nicht entziehen, worauf der König nachgab, und der Verbrecher für seinen Frevel am Galgen büßte. — Ihre letzte Hoffnung, wie es scheint, hatten die Sydonier auf die Ermordung des Königs gesetzt, denn bald darauf ergaben sie nach sechswöchentlicher Belagerung ihre Stadt an die Christen. Die gesammte waffenfähige saracenische Mannschaft mußte Sydon verlassen, jedoch wurde ihnen freier Abzug nach Askalon gestattet. Nur die arbeitende Klasse, die Handwerker und Ackerleute, durften in der Stadt bleiben, die jetzt Balduin sammt deren Gebiete dem verdienten Ritter Eustach Grenier, Herrn von Cäsarea, als ein Kronlehen verlieh. — Sigurd und seine nordischen Pilger glaubten nun ihrem Gelübde vollkommen Genüge geleistet zu haben, segelten daher von Sydon nach Constantinopel, verkauften hier ihre Schiffe um ungeheure Preise an den griechischen Kaiser, und da dieser nun auch noch dem Sigurd sehr reiche Geschenke machte, so erbot sich derselbe dafür, aus seinen Leuten die kaiserliche Leibwache der

Waräger zu ergänzen. Hoch erfreut über dieses Anerbieten, nahm Alexius sehr viele dieser braven nordischen Pilger in seine Leibwache auf, worauf die Uebrigen mit ihrem Könige zu Lande durch Ungarn, Deutschland, Dänemark in ihr Vaterland zurückkehrten*).

26. Unstreitig war Askalon für Jerusalem und das ganze Königreich die gefährlichste benachbarte Stadt. Da aber die norwegische Flotte nach Constantinopel gesegelt war, und Balduin keine Hoffnung hatte, daß noch in diesem Jahre eine andere abendländische Flotte an den Küsten Syriens erscheinen werde; so wagte er es auch nicht, die Belagerung von Askalon zu unternehmen. Desto erwünschter war es ihm daher, als gleich nach der Eroberung Sydons Abgeordnete aus Askalon mit Geschenken anlangten, und um Friede und eine persönliche Zusammenkunft des Königs mit dem Emir von Askalon baten. Diese Zusammenkunft, der keine Hindernisse im Wege standen, hatte auf den Gränzen beider Ländergebiete statt, und ihr Ergebniß war ein zweijähriger Waffenstillstand, nebst freiem Handelsverkehr zwischen den Mohamedanern und den Christen in dem Königreiche Jerusalem. In dem Gespräche mit dem Könige ward der Emir so vertraut, daß er endlich um die Erlaubniß bat, und sie auch erhielt, selbst nach Jerusalem zu kommen und dem Könige und den Rittern dort seine Verehrung zu bezeigen.

---

*) So fromm, erbaulich und lobenswerth auch Sigurds Betragen in dem gelobten Lande war; so entsprach demselben doch nicht sein fernerer Wandel nach seiner Rückkehr nach Norwegen. Er ward immer mehr der Sclave roher Lüste, führte mit Frauen und Mädchen ein höchst unkeusches Leben, verstieß endlich noch im Alter seine rechtmäßige Gemahlin und vermählte sich gegen Gottes und der Kirche Gebot mit einer andern, Namens Cäcilia.

Mit großer Freude bemerkten die Christen in Jerusalem, daß der Emir, schon ein betagter Greis, an den heiligen Orten Thränen vergieße, die wirklich auch aufrichtig gewesen seyn konnten, da ja mehrere jener Orte auch den Muselmännern heilig waren. Indessen zeigte sich doch bald, daß tückischer Verrath die wahre und eigentliche Absicht seines Besuches in Jerusalem gewesen sey. Ein schöner Jüngling, Namens Mathonius, von saracenischer Abkunft, aber schon in frühester Jugend von den Christen gefangen und im Christenthum unterrichtet und erzogen, war seit einiger Zeit Verwalter der königlichen Gefälle in Jerusalem. Bei diesem suchten, bald nach zugestandener Handelsfreiheit, Askaloniten die Erlaubniß nach, fünfhundert aus Aegypten gekommene Waarenkisten in Jerusalem einzuführen. Diese ward ihnen gestattet, und nun zogen fünfhundert unbewaffnete Saracenen mit diesen Waarenkisten gegen Jerusalem. Als sie schon in der Nähe der Stadt waren, ging ihnen Mathonius entgegen, und da sie nicht ahnen konnten, daß dieser ihrer Sprache kundig sey, so äußerten sie sich unter einander in seiner Gegenwart auf eine so unbesonnene Weise, daß er aus ihren Reden auch ihren ganzen verrätherischen Plan errathen konnte. Demungeachtet führte er sie nach Jerusalem, wies ihnen in der Nähe der Burg Davids ihre Herberge an, und ging hierauf, den König von allem in Kenntniß zu setzen, was er aus den Reden der Saracenen unter einander vernommen, und nun mit gutem Grunde argwohne. Balduin, der jetzt selbst herbei eilte, befahl sogleich den Saracenen die Kisten zu öffnen und die darin enthaltenen Waaren zum öffentlichen Verkauf auszustellen, und da die Saracenen unter mancherlei nichtigem Vorwande dies zu thun sich weigerten, ließ der König durch seine Leute die Kisten aufbrechen, in denen man nun statt indianischer Seidenwaaren und arabischer Wohlgerüche, nichts

als Waffen, und zwar von jeder Art und Gattung, nebst einem, mit Gold und Edelsteinen sehr reich gezierten Schlachthorn von sehr künstlicher, noch nie gesehener Arbeit und Einrichtung fand. Die fünfhundert Männer aus Askalon, die die Kisten nach Jerusalem gebracht und sich für Kaufleute ausgegeben hatten, wurden nun ohne weiters hingerichtet, bis auf Einen, dem der König das Leben schenkte unter der Bedingung, daß er den ganzen verrätherischen Plan seiner Landesleute entdecke, und dieser bekannte nun: sie hätten zur Absicht gehabt, in einer gewissen, mit den Saracenen in Askalon verabredeten Nacht, sich mit dem, in den Kisten vorfindlichen Waffenvorrath zu bewaffnen, gegen Tagesanbruch sich eines der Thore von Jerusalem zu bemächtigen und dann mit dem Schlachthorn einer zahlreichen Schaar Krieger aus Askalon, welche sich ebenfalls in derselben Nacht auf die Weite eines Pfeilschusses Jerusalem genähert hätten, ein Zeichen zu geben, durch das ihnen geöffnete Thor in die Stadt einzudringen. Dieses treulose, obgleich vereitelte Unternehmen der Askaloniten, in Verbindung mit der, unter dem Sohne des Kalifen von Aegypten angekommenen, sehr bedeutenden Verstärkung der Besatzung von Askalon, machte nun dem freien Handelsverkehr der Askaloniten mit den Unterthanen des Königreiches Jerusalem wieder ein Ende.

27. Wenn Askalon den Christen damals unbezwingbar schien, so hätte noch um so viel mehr die, durch Kunst und Natur gleich stark befestigte Stadt Tyrus sie von einer Belagerung abschrecken sollen. Ringsum vom Meere umgeben und durch eine dreifache, mit vielen Thürmen und Bollwerken versehene Mauer geschützt, konnte Tyrus mit Recht auf den Ruhm einer unüberwindlichen Feste Anspruch machen. Demungeachtet bot Balduin in dem Jahre 1112 alle Lehnsleute

der Krone auf und zog mit einem Heere von zwölftausend Mann, theils zu Pferde, theils zu Fuß vor Tyrus. Um den Tyriern zu zeigen, daß er allen Beschwerlichkeiten, selbst der langwierigsten Belagerung, eine unerschütterliche Beharrlichkeit entgegen setzen werde, ließ er sein Lager mit einem hohen Wall und tiefen Graben umgeben. Außer den zahllosen waffenfähigen Einwohnern, vertheidigten fünfhundert damascenische Reiter die Stadt. Von beiden Seiten ward, wenn auch nicht immer mit demselben Glücke, doch mit demselben Muthe gefochten, und obgleich alle Ausfälle der Tyrier stets zu deren großem Verluste von den Belagerern zurückgeschlagen wurden; so wiederholten doch jene dieselben unaufhörlich, so daß auch mancher brave christliche Ritter und Fußknecht unter den Mauern von Tyrus sein Grab fand. Nachdem die Belagerung drei Monate gedauert hatte, schien glücklicher Erfolg Balduins Unternehmen krönen zu wollen. Zwei Mauern hatten die Belagerer schon gestürzt, nur die dritte noch niederzuwerfen war ihnen übrig. Was den Tyriern bisher den größten Schaden zugefügt und die Fortschritte der Belagerer gefördert hatte, waren zwei sehr hohe, über die Stadtmauern ragende Thürme, wovon das, auf dem obersten Stockwerke befindliche, furchtbare, die größten Steinmassen schleudernde Geschoß die Saracenen von den Mauern vertrieb, die Arbeit der Mauerbrecher und Sturmböcke schützte, und endlich in der Stadt selbst keinen Einwohner in den Straßen ungestraft duldete. Diese beiden Thürme suchten nun die Belagerten, es möchte auch kosten was es wolle, mit Feuer zu zerstören. Um Zeit zu nöthiger Vorbereitung zu gewinnen, knüpften sie mit den Belagerern trügerische Unterhandlungen an, aber noch während deren Dauer erhob sich plötzlich in einer Nacht, den beiden Thürmen gegenüber, ein nicht minder hohes Gerüste, von welchem eine ungeheure Menge, von

griechischem Feuer entzündeter, schnell brennender Materialien auf die Thürme mit solchem Erfolge geschleudert ward, daß in wenigen Augenblicken beide in Flammen stunden, keine Rettung mehr möglich war, und viele von den Christen, welche theils in den Thürmen waren, theils um das Feuer zu löschen herbei eilten, ein Raub der Flammen wurden. Jedoch auch dieses, obgleich sehr große Unglück würde den König von seinem, einmal gefaßten festen Entschluß noch nicht abgelenkt haben. Aber nun kamen auch noch mehrere Ritter in seinem Lager an, welche ihm die zu erlässige Nachricht brachten, daß ein aus zwei und zwanzig tausend Mann bestehendes damascenisches Heer, von dem Emir von Damaskus geführt, zu dem Entsatz von Tyrus herbeieile*). Hätte jetzt demungeachtet der König dennoch die Belagerung fortsetzen wollen, so wäre er auch gezwungen gewesen, dem anrückenden Feinde nur mit einem Theile seines Heeres entgegen zu gehen, den andern Theil desselben aber im Lager vor Tyrus zurückzulassen, um den Tyriern bei ihren Ausfällen gehörigen Widerstand zu leisten, und dadurch in der bevorstehenden Schlacht sich auch den Rücken zu sichern. Aber zu dieser Theilung war sein ohnehin nicht zahlreiches, während der Belagerung noch mehr zusammengeschmolzenes und jetzt auch ziemlich entmuthigtes Heer

---

*) Die Männer, welche jetzt bei dem Könige ankamen und ihm die Kunde von dem Anmarsch des großen damascenischen Heeres brachten, waren aus einer Schaar von sechzig Rittern und einigen hundert Fußknechten, die zu dem königlichen Belagerungsheere nach Tyrus zogen, aber von dem Vortrab des ebenfalls heranrückenden damascenischen Heeres eingeholt und größtentheils erschlagen wurden. Nur wenige entrannen dem feindlichen Schwerte, und diese waren es, welche jetzt den König noch zu rechter Zeit auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam machten.

nicht stark genug. Eine eiserne Nothwendigkeit gebot also dem Könige, die Belagerung aufzuheben, und da man auch im hohen Rathe der Ritter diese Nothwendigkeit einsah und fühlte, so zog Balduin, nach viermonatlichen fruchtlosen Anstrengungen, mit seinem Heere über Akka nach Jerusalem zurück. Weder die Eroberung von Askalon, noch jene von Tyrus waren König Balduin I., sondern erst dessen Nachfolgern vorbehalten. — Bemerkenswerth ist es, daß, als der König mit seinem erschöpften Heere bei Jerusalem ankam, er am Sonntag vor dem Palmsonntag durch das nach dem Oelberg führende Thor seinen Einzug hielt, also durch dasselbe Thor, durch das acht Tage nachher einst der Heiland der Welt, demüthig und sanftmüthig, unter dem ununterbrochenen betäubenden Zuruf eines leichtsinnigen, größten Theils dem Gerichte Gottes schon reifen Volkes einzog, eines Volkes, das wenige Tage darauf eben so laut das Cruzifige Cruzifige brüllte, als es an dem festlichen Tage des Einzuges das segen- und liebvolle Hosanna aus seinem Munde hatte hören lassen.

XV.

Boemund, Tancred und Balduin von Edessa.

1. Bisher beschäftigten wir uns blos mit der Regierungsgeschichte Balduins I. und des eigentlichen Königreiches Jerusalem; aber auch die Geschichte der nördlichen Christenstaaten, Antiochien und Edessa, verdient nicht minder unsere Aufmerksamkeit; und so wie Balduin und sein Reich unaufhörlich von zahlreichen ägyptischen und damascenischen Heeren bedrohet wurden, eben so waren auch jene von nicht minder furchtbaren Feinden von allen Seiten umgeben; aber auch eben so, wie Balduin durch Besiegung feindlicher

Heere und die Eroberung mehrerer wichtiger Land- und Seestädte, den Glanz seiner Regierung immer mehr verherrlichte, krönten auch Boemund, Tancred und Balduin von Edessa, durch Siege und Eroberungen, sich beinahe jedes Jahr mit unsterblichem Ruhm. — Unstreitig war die Lage der nördlichen christlichen Fürstenthümer noch ungleich gefährderter, als die des eigentlichen Königreichs. Auch die so nahe an sie gränzenden Griechen mußten sie gewissermaßen als ihre Feinde betrachten, jedoch offenbar mehr aus Schuld ihrer eigenen Fürsten, als aus Schuld des griechischen Kaisers. Dieser, sich stützend auf die, mit den Kreuzfahrern gemachten Verträge und den mit Boemund geschlossenen Lehnsvertrag, foderte nicht nur Antiochien wieder zurück, sondern lag auch wegen seiner Rechte auf die syrischen Küstenstädte und Cilicien in immerwährendem Streite mit den Christen in Antiochien. — Was aber den christlichen Staaten am Orontes und Euphrat oft mit beinahe noch weit größern Gefahren drohete, war unstreitig der unter ihren Fürsten selbst nicht selten herrschende blutige Zwist. Neben den Fürstenthümern von Antiochien und Edessa hatte sich indessen noch unter dem Ritter Joscelin von Courtenay ein neuer, obgleich weit minder bedeutender Staat, nämlich das Fürstenthum Tellbascher erhoben. Joscelin hatte sich bei einem der, von dem Erzbischofe von Mailand, dem Herzog Wilhelm von Aquitanien und dem Herzog Welf von Bayern nach dem Orient geführten Heere befunden, war Zeuge der blutigen Niederlage der Pilger in Paphlagonien gewesen, hatte jedoch das Glück gehabt, dem allgemeinen Verderben zu entgehen, Antiochien zu erreichen, und von da nach Edessa zu seinem Vetter dem Grafen Balduin zu kommen. Dieser, im höchsten Grade erfreut, einen so stattlichen und tapfern Ritter an seiner Seite zu haben, belehnte ihn mit allen, am westlichen Ufer des Euphrats ihm ge-

hörigen Burgen und Schlössern, und unter diesen auch mit der vortheilhaft gelegenen, ungemein festen Burg Tellbascher, welche der Ritter auch bald darauf zu seiner bleibenden Residenz sich erkor. Diese, freilich an sich nicht sehr ansehnliche Herrschaft genügte jedoch nicht dem edeln Ritter. Seinem Ehrgeize wie seiner Ländergier öffnete sich in dem Kampfe gegen die Ungläubigen ein weit größerer Spielraum; und wirklich gelang es ihm, durch neue Eroberungen in dem Lande des Emirs von Haleb, sein Gebiet in kurzer Zeit bedeutend zu erweitern, und bald ward der Name des Fürsten von Tellbaschar allen Türken in der Nähe wie in der Ferne ein furchtbarer Name. Unstreitig gebührt Joscelin unter den christlichen Helden des Morgenlandes eine ausgezeichnete Stelle. Er war kühn, unternehmend, persönlich tapfer, dabei klug, besonnen und beharrlich in Ausführung eines einmal gefaßten Entschlusses. Aber frommer, uneigennütziger Sinn, Geduld und Friedensliebe gehörten nicht zu seinen Tugenden, und anstatt Eintracht da, wo es an ihr gebrach, herbeizuführen, war er mehr geneigt, Zwietracht und Unfrieden zu stiften. Ueberhaupt führten engherzige Rücksichten auf eigenen persönlichen Gewinn die Fürsten, selbst Tancred und Balduin von Edessa nicht ausgenommen, zu manchen Untreuen gegen ihr Gelübd wie gegen ihre eigenen Glaubensgenossen; und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir sehen werden, daß die Christen in Syrien und Mesopotamien beinahe eben so oft gegen einander selbst, als gegen die Ungläubigen kämpfen; daß feindlich einander christliche Heere entgegen rücken, wovon jedes einen Haufen türkischer Hülfsvölker mit sich führt, die alsdann die Freude und das Vergnügen haben, zu sehen, wie die Feinde ihres Islams sich gegenseitig erwürgen und zerstören.

2. Aber ungeachtet dieses Mangels an Eintracht und des sich oft unter den Fürsten erneuenden Zwistes, gewannen doch die nördlichen christlichen Staaten nicht nur immer größern Bestand, sondern vermehrten auch noch ihre Besitzungen durch neue Eroberungen. Dieses Glück verdankten die Christen vorzüglich ihren Feinden, den Moslemin oder Muselmännern selbst. Auch diese waren untereinander nicht minder uneins. Schon durch alten Sektenhaß von einander getrennt*), konnte nun um so leichter Verschiedenheit persönlicher oder politischer Interessen sie mit einander entzweien. Bei den unaufhörlichen Fehden, in die sie gegen einander verwickelt waren, konnten sie von der Uneinigkeit der Christen, und selbst wenn diese in der mißlichsten Lage waren, nie großen Nutzen ziehen, suchten

*) Die zwei Hauptreligionspartheien unter den Muselmännern waren die Sunnitten, die ein mündliches, durch Ueberlieferung sich fortpflanzendes Gesetz annahmen, und die Aliten, die es verwarfen, und Ali als den rechtmäßigen Nachfolger Mohameds, und demnach auch als rechtmäßigen Kalifen anerkannten, und von den Sunnitten Schiiten, das heißt, Abtrünnige genannt wurden. Da es nun bei den Anhängern des Korans eine Hauptketzerei war, einen Andern als den rechtmäßigen Nachfolger des Propheten für den wahren Kalifen anzuerkennen, damals aber eine ungeheure Menge der, beinahe über den ganzen Orient verbreiteten Mohamedaner den Sultan von Aegypten, der seine Abstammung von dem Geschlechte Ali's herleitete, für den rechtmäßigen Kalifen anerkannten, während die Sunniten den in Bagdad residirenden Sultan, einen Abassiden, als den rechtmäßigen Nachfolger Mohameds, mithin auch als den wahren Kalifen verehrten, so konnten nun auch die Aliten den Vorwurf der Ketzerei und der Abtrünnigkeit auf jene wieder zurückwälzen. Uebrigens haßten und verfolgten sich beide Partheien von ganzem Herzen. Jede war auf den Untergang der Andern bedacht, und nur gemeinschaftliche Gefahr konnte sie bisweilen gegen die Christen vereinigen.

im Gegentheil bei ihren eigenen Streitigkeiten nicht selten Hülfe von den Christen, die ihnen diese auch gerne leisteten, indem sie einen doppelten Gewinn dabei hatten, nämlich nicht nur ihre geschwornen Feinde durch sich selbst zu schwächen, sondern auch durch freiwillige Abtretung von Burgen und Ländergebieten, und durch andere bei solchen Gelegenheiten ihnen gemachten Zugeständnisse ihre Macht zu vermehren. Vereinte auch der Türken gemeinschaftlicher Haß gegen die Christen sie bisweilen gegen die Letztern, und errangen sie alsdann auch einige Siege über dieselben; so wußten sie doch, aus den so eben angegebenen Gründen, solche Vortheile nie gehörig zu benutzen; besonders da die Emirs und mindermächtigen türkischen Fürsten größten Theils selbst alle dergleichen gemeinsame Unternehmungen zu lähmen und in Geheim zu durchkreuzen suchten; indem ihnen, ihrer eigenen Sicherheit wegen, die Erhaltung der christlichen Staaten weit mehr am Herzen lag, als die Vergrößerung und Befestigung des Kalifen von Bagdad oder des mächtigen Fürsten von Mosul.

3. Die Leser werden sich erinnern, daß Boemund schon im ersten Jahre nach der Eroberung Jerusalems in die Gefangenschaft des edeln Kameschtekin, Fürsten von Sebaste und Melitene fiel, und daß hierauf die Christen in Antiochien die Regierung des Fürstenthums, während Boemunds Gefangenschaft, dessen Neffen, dem Helden Tancred übertrugen. — Tancreds Verwaltung war kräftig und ruhmvoll. Aber des Oheims feindselige Gesinnungen gegen die Griechen hatten sich auch auf den Neffen vererbt. Da Graf Raimund sich stets jeder Verletzung der mit dem Hofe von Constantinopel geschlossenen Verträge widersetzte, auch immer enger an den griechischen Kaiser sich anschloß, so ließ ihn Tancred, als derselbe bei Laodicäa landete, gefangen neh-

men und gab ihn erst nach Bezahlung eines ungeheuern Lösegeldes wieder frei. Des Kaisers oft erneuten Forderungen wegen Antiochien wenig beachtend, entriß im Gegentheil Tancred den Griechen auch noch die Städte Tarsus, Mamistra, Adana, und endlich gar noch Laodicäa, diese letztere jedoch erst nach einer anderthalbjährigen Belagerung, und mehr durch List als Gewalt. Die Besatzung von Laodicäa hatte nämlich schon einigemal um die Mittagsstunde, wann die Franken, der großen Sommerhitze wegen, sich im Lager dem Schlafe überließen, einen Ausfall gewagt, und war jedesmal, bevor noch Tancreds Ritter ihre Rüstung angelegt hatten, ohne einen Mann zu verlieren, mit Beute wieder in die Stadt zurückgeeilet. Dieß erzeugte nun in Tancred folgenden listigen Gedanken. Er ließ nämlich zuerst ein ungemein großes, bis dahin noch nie gesehenes Zelt bauen, das er durch einen ungeheuern Fichtenbaum unterstützte. Die Laodicäer glaubten, die Franken wollten den Stolz und die Pracht der türkischen Fürsten im Bau ihrer Zelten nachahmen. Aber Tancreds Zelt konnte eine hinreichende Anzahl geharnischter Reiter fassen. Diese verbarg er nun darin und sandte dann frühe des Morgens, unter den Augen der Laodicäer, den größten Theil seines Heeres zum Futterholen aus. Eine ungemeine, ganz ungewöhnliche Stille herrschte nun in dem Lager. Dadurch getäuscht, glaubten die Belagerten wieder, die wenigen, im Lager Zurückgebliebenen pflegten ihrer Ruhe und seyen in tiefen Schlaf versunken, gingen daher haufenweise aus der Stadt, verbreiteten sich über die ganze Gegend und eilten auch nach dem Lager, theils um das große, bewundernswerthe Zelt in der Nähe zu beschauen, theils auch um wieder einige Beute zu machen. Aber nun brachen plötzlich die unter dem Zelte verborgenen Ritter hervor, schnitten denen, die die Stadt verlassen hatten, den Rückweg ab, erschlugen auch

viele derselben oder machten sie zu Gefangenen. Dadurch ward nun der übrige kleine Theil der Besatzung, der in der Stadt geblieben war, so sehr geschreckt, daß er, weil jetzt ohnehin schon zum fernern Widerstand zu schwach, sich und die Stadt dem christlichen Helden übergab*). — Aber auch in das Gebiet der umherwohnenden türkischen Emirs machte Tancred häufige Einfälle, erbeutete Kameele, Pferde und Schlachtvieh, trieb auf dem flachen Lande starke Contributionen ein, machte viele Gefangenen, wovon die Reichen und Vornehmen nur durch großes Lösegeld ihre Freiheit wieder erhielten; und ängstigte die Emirs so lange, bis sie um Frieden baten, hie und da eine Burg oder ein Schloß abtraten, und zur Zahlung eines jährlichen Zinses sich verpflichteten.

4. Boemunds Rückkehr aus der Gefangenschaft in dem Jahre 1104 machte endlich Tancreds wachsamer und tapferer Verwaltung ein Ende. Mit Boemunds Befreiung hatte es folgendes Bewandniß. Schon unter seinem Vater Robert Guiscar hatte der normännische Fürst sich den Griechen furchtbar gemacht,

*) Radul. Cadom. Gest. Tancr. in exped. Hieros. ad Murati script. ver. Ital. T. V. — Man muß gestehen, daß Tancreds List, so wie das, was die Veranlassung dazu gab, höchst sonderbarer Art sind, und nicht leicht irgend anderswo eine eben so erfolgreiche Anwendung finden möchten. Zudem müßten auch die Laodicäer ziemlich einfältige, wenigstens höchst unbesonnene, des Krieges ziemlich unkundige Leute gewesen seyn. Aber so wenig glaublich, ja gewissermaßen selbst albern diese Erzählung zu seyn scheint; so dürfen wir sie doch deswegen nicht ganz verwerfen, weil Radulph von Caen selbst in Syrien gewesen war, und mehrere Jahre in Boemunds und Tancreds Heeren gedient hatte. Sein Buch machte er nach dem Jahre 1112, also erst nach dem Tode Tancreds bekannt.

auch gleich im Anfange des ersten Kreuzzuges sich bei jeder Gelegenheit den Griechen feindlich erwiesen, und da jetzt Alexius sah, daß auch Tancred die feindseligen Gesinnungen seines Oheims theile und dem griechischen Reiche, so viel er könne, Abbruch zu thun suche; so wünschte er den Boemund in seine Gewalt zu bekommen, um dann durch dessen Freilassung, sowohl von Boemund als auch von Tancred einen dauerhaften Frieden und die Erfüllung aller seiner Forderungen, die er schon seit mehrern Jahren, jedoch stets fruchtlos wiederholt hatte, zu erzwingen. Alexius wandte sich demnach an den türkischen Fürsten Kameschtekin, in dessen Fesseln Boemund lag, und bot ihm ungeheure Summen für die Auslieferung seines fürstlichen Gefangenen an*). Dieß erfuhr der Sultan Kalidsch Arslan von Iconium, und in der Meinung, jener habe von dem Kaiser das Geld schon erhalten, forderte er die Hälfte davon, und da er diese nicht erhielt, auch nicht erhalten konnte, weil Kameschtekin selbst von dem griechischen Kaiser noch nichts empfangen hatte; so kündigte er ihm den Krieg an. Von den, von seldschiuckischen Seitenlinien gestifteten, türkischen Sultanaten war unstreitig das von Iconium das mächtigste, und ein Krieg mit demselben erregte bei

*) Orderikus Vit. erzählt: Kameschtekins, den Christen so günstige Tochter habe den Boemund nach Antiochien begleitet, sey dort eine Christin und Tancreds Gemahlin worden. — Obgleich der Umstand, daß Orderikus der einzige ist, der dieß berichtet, seiner Erzählung nicht geradezu alle Glaubwürdigkeit benimmt, so muß man doch deswegen einigermaßen daran zweifeln, weil Tancred ein paar Jahre nachher mit Cäcilia, der Tochter Philipps I. von Frankreich, vermählt ward. Indessen wäre es doch immer möglich, daß der frühzeitige, schon im ersten oder auch zweiten Jahre ihrer Vermählung erfolgte Tod der armenischen Fürstentochter ihn zu einer zweiten Heirath ermächtigt hätte.

Kameschtekin nicht ungegründete Besorgnisse. In seiner Verlegenheit wandte er sich an seinen Gefangenen selbst, setzte ihn von Allem in Kenntniß, und unter der Vermittelung der, den Christen sehr geneigten Tochter des Kameschtekin kam nun ein Vergleich zu Stande, dem zu Folge Boemund gegen ein Lösegeld von hundert tausend Byzantinen seine Freiheit erhielt, und Beide ein Bündniß gegen jeden, der Einen der Verbündeten angreifen würde, mit einander schloßen. — Boemund kehrte hierauf im Mai des Jahres 1104 nach Antiochien zurück, zeigte sich mit seines Neffen kraftvoller Verwaltung des Fürstenthums höchst zufrieden, und obgleich der Verdacht sich in ihm regte: Tancred habe die Verlängerung seiner Gefangenschaft gewünscht, ertheilte er ihm doch die größten, ihm wirklich gebührenden Lobsprüche, willigte aber nicht ein, als Tancred alle, während der Gefangenschaft seines Oheims über Griechen und Türken gemachte Eroberungen zu seinem Eigenthum von ihm verlangte. Boemund nahm alles Eroberte selbst an sich und belohnte seinen Neffen blos mit einigen, wenig bedeutenden Burgen, die er ihm überließ.

5. Sobald Alexius erfahren hatte: Boemund sey wieder in sein Fürstenthum zurückgekommen, sandte er an ihn den Griechen Butunites, der nun wieder seines Herrn alte Ansprüche und Vorwürfe erneuete. Den Letztern setzte Boemund ähnliche Vorwürfe entgegen, und beschuldigte auch seiner Seits den Kaiser, die mit den Kreuzrittern geschlossenen Verträge gebrochen zu haben. Endlich wieß er sogar den griechischen Gesandten sehr schmählich und mit drohenden Worten aus Laodicäa fort*); und so begann nun auf das neue wieder der

*) Da kurz vorher eine pisanische Flotte in dem Hafen von Laodicäa eingelaufen war, so stellte sich Boemund, als wenn er sich zu dem Argwohn berech-

Krieg mit den Griechen. Boemund wollte sich der Stadt Carium auf der Insel Cypern bemächtigen. Der Besitz derselben war für ihn von der größten Wichtigkeit, und zwar wegen ihres ungemein geräumigen, selbst eine Kriegsflotte beherbergenden Hafens, vor dem noch überdieß alle aus dem Abendlande kommende Schiffe vorbeisegeln mußten, und daher leicht von den Griechen genommen werden konnten. Aber der Kaiser errieth Boemunds Plan und warf eine so starke Besatzung nach Carium, daß Boemund von seinem Unternehmen abstehen mußte, während Cantacuzenes, einer der erfahrensten griechischen Admiräle, der in den dortigen Gewässern mit einer Flotte kreuzte, Maraklea, Gibellum und noch einige, zu dem Fürstenthum gehörige Seestädte eroberte. Cantacuzenes hatte sogar schon Laodicäa in seine Gewalt gebracht, jedoch der Burg, deren Besatzung tapfern Widerstand leistete, sich nicht bemächtigen können. Dieser eilte jetzt Boemund zu Hülfe. Vor der Schlacht hatte derselbe noch eine Unterredung mit dem griechischen Admiral. Höhnisch fragte er den Griechen, ob er die Städte mit Geld oder durch Waffengewalt zu erobern denke. Trotzig erwiederte Cantacuzenes: „Das Geld haben meine Soldaten empfangen, vor deren Tapferkeit Du jetzt bald erschrecken wirst." Ohne ein Wort mehr zu sprechen, gab Boemund sogleich das Zeichen zur Schlacht und schlug das ganze griechische Heer zu dessen großem Verlust in die Flucht, nahm wieder Besitz von Laodicäa, vermehrte die Festungswerke der Burg und würde sei-

---

tigt glaube: Butunites sey, unter dem Vorwand friedlicher Unterhandlungen, nur deswegen gekommen, um die pisanischen Schiffe in Brand zu stecken. Diesen Vorwurf machte er ihm öffentlich, befahl ihm hierauf das Fürstenthum sogleich zu verlassen und froh zu seyn, daß er ihn nicht, wie er es verdient habe, bestrafen lasse.

nen Sieg noch weiter verfolgt haben, hätten nicht noch weit größere, den nördlichen christlichen Staaten drohende Gefahren ihn nach Mesopotamien gerufen.

6. Durch Eilboten hatte Graf Balduin dem Boemund und Tancred wissen lassen, daß unter dem Fürsten Dschekermisch von Mosul und dem Ortokiden Sokman, zwei der ausgezeichnetesten türkischen Feldherren, ein ungemein zahlreiches feindliches Heer gegen Edessa anrückten. Ohne Zeit zu verlieren, zogen sogleich Boemund und Tancred mit drei tausend Rittern und sieben tausend Mann Fußvolkes gegen Edessa. Bei Haram, Abrahams erstem Wohnsitze, stießen auch Balduin und Joscelin von Tellbascher mit ihren Schaaren zu ihnen. Da Haram keinen langen Widerstand leisten konnte, so ward unter den Fürsten beschlossen, sich einstweilen dieser Stadt zu bemächtigen. Wirklich übergab sich auch dieselbe schon am andern Tage ohne alle Bedingung den Franken. Aber nun entstand ein Streit zwischen Boemund und Balduin, welchem die Stadt gehören, und wessen Panier daher bei dem Einzuge in dieselbe vorgetragen werden sollte. Da keiner von beiden nachgeben wollte, so ward die Besitznahme der Stadt auf den folgenden Tag aufgehoben. Aber nun kam gleich am andern Morgen ein Araber mit der Nachricht in dem Lager der Fürsten an, daß das große türkische Heer in Eilmärschen heranrücke. Vor Haram war jetzt keine Zeit mehr zu verlieren, und ohne von der Stadt Besitz zu nehmen, eilten also die Fürsten mit ihrem Heere nach Rakkah, um dort in einer, ihnen günstigen Stellung den Feind zu erwarten. Aber kaum allda angekommen, erblickten sie schon am folgenden Morgen das, mit seinen zahlreichen Schaaren die ganze Gegend bedeckende türkische Heer. Boemund und Tancred eilten ihr kleines Heer in Schlachtordnung zu stellen. Boemund befehligte den rechten, Balduin und Joscelin den linken

Flügel, und Tancred das Centrum. Die ungeheure Ueberzahl der Feinde schreckte nicht im mindesten die Christen. Unter Boemunds und Tancreds Anführung hielten sie sich für unüberwindlich; mit gewöhnter Tapferkeit schlugen sie alle Angriffe der Türken zurück, tödteten viele derselben und richteten besonders unter den Fliehenden ein schreckliches Blutbad an. Auch Balduin und Joscelin warfen die, ihnen gegenüber stehenden feindlichen Schaaren nieder. Als sie aber die Fliehenden verfolgten, fiel ihnen ein in einem Hinterhalt verborgener Schwarm von zehn tausend Türken in den Rücken. Geschreckt durch diesen plötzlichen Ueberfall, begaben sich Balduins und Joscelins sämmtliche Schaaren auf die Flucht und überließeu schmähliger Weise ihre Fürsten der Gewalt der Feinde. Beide geriethen also in die Gefangenschaft der Türken. Aber nun ward auch den Fliehenden, und zwar schon auf ihrer Flucht, der verdiente Lohn ihrer Feigheit. Die Meisten wurden von den Türken eingeholt und niedergehauen, auch achtzehn Geistliche, theils Priester, theils Mönche erschlagen. Als Boemund und Tancred den ihren fürstlichen Genossen zugestoßenen Unfall erfuhren, machten sie unverzüglich zu deren Befreiung einen, obgleich fruchtlosen Versuch. Indessen behaupteten sie doch als Sieger den ganzen Tag über das Schlachtfeld. Aber von panischem Schrecken ergriffen, nahm ihr sämmtliches Fußvolk in der Nacht die Flucht, worauf nun auch Boemund und Tancred gezwungen waren, sich mit ihren Rittern eiligst nach Edessa zurückzuziehen. Der Rückzug war äußerst mühselig und langsam über steile, gebirgige Gegenden und auf ungebahnten, durch anhaltenden Regen noch mehr verdorbenen, ganz unbrauchbar gewordenen Wegen. Zum Glück, daß sie von den Türken nicht verfolgt wurden, die, ihres Sieges sich erfreuend, nun auch mehrere Tage von ihren ausgestandenen Mühseligkeiten durch Ruhe und leibliche Pflege

sich erholen wollten. — Die Einwohner von Edessa, im höchsten Grade bestürzt, als sie jetzt die Gefangenschaft ihres Grafen erfuhren, übertrugen, wie ehemals die Antiochener, nun ebenfalls die Verwaltung ihres Staates während der Abwesenheit ihres Fürsten dem edeln Tancred. Dieser blieb also in Edessa, aber Boemund mußte nach Antiochien zurückeilen, wo Alles seine Gegenwart dringend erforderte. Ohne Tancred wäre Edessa, Jerusalems Vormauer, jetzt schon wieder den Türken in die Hände gefallen. Wenige Tage nach dem Abzuge Boemunds erschien das, durch neue Schaaren aus Haleb noch mehr verstärkte zahlreiche türkische Heer vor den Mauern der Stadt, umschloß und ängstigte dieselbe von allen Seiten mehrere Tage lang. Aber Tancred wußte den Muth der Edessener auf das neue zu beleben, zog mit seinen Rittern und der gesammten waffenfähigen Mannschaft von Edessa in geordneten Schaaren in der Nacht aus der Stadt, überfiel das feindliche Lager, richtete unter den Türken ein schreckliches Blutbad an und zerstreute das ganze, einige Stunden vorher noch so furchtbare Heer der Belagerer *).

*) Die Türken, weil ihre Feinde, das heißt, das wenig zahlreiche, in Edessa eingeschlossene christliche Häuflein verachtend, und nicht von weitem ahnend, daß dieses, was auch wirklich ganz unglaublich schien, einen Ausfall wagen würde, hatten alle, von der Vorsicht ihnen in ihrer Lage gebotenen Maßregeln vernachlässiget. Tancred und seine Schaaren fanden sie also sämmtlich, selbst ihre Vorwachen und Vorposten nicht ausgenommen, in tiefen Schlaf versunken. Plötzlich aufgeschreckt durch das Schmettern der Trompeten und Hörner, vermochten die noch halb schlaftrunkenen Türken nicht mehr nur ihre Waffen zu suchen, noch viel weniger ihre Rosse zu besteigen. Die Arbeit der Christen war ein bloßes gefahrloses Niedermetzeln. Alles, was nicht das Glück hatte, durch schleunige Flucht der Gefahr zu entrinnen, ward erschlagen, das ganze so zahlreiche türkische Heer vertilgt.

Nur mit genauer Noth und sehr wenigen Begleitern entrannen Fürst Dschekermisch von Mosul und Sokmann dem allgemeinen Verderben. Die Beute war unermeßlich; auch eine sehr vornehme türkische Dame ward mit großen Schätzen von den Christen gefangen. Dschekermisch ordnete Gesandten nach Edessa und erbot sich für die gefangene edle Türkin entweder fünfzehn tausend Byzantinen zu bezahlen, oder auch die beiden gefangenen Fürsten, Balduin und Joscelin, dafür in Freiheit zu setzen. Da Tancred mit der Antwort zu lange zögerte, so änderte Dschekermisch indessen seinen Sinn, bezahlte für die türkische Frau blos das für sie begehrte Lösegeld, und Balduin und Joscelin blieben noch ferner in den Gefängnissen von Mosul*).

7. Das Treffen bei Rakkah, obgleich Boemund und Tancred als Sieger das Schlachtfeld behauptet hatten, war doch für sie, wie für alle Christen am Orontes und Euphrat, eine völlig verlorne, einer entschiedenen Niederlage vollkommen ähnliche Schlacht. Das davon in der ganzen weiten Gegend sich schnell verbreitende Gerücht belebte auf das neue den Muth

*) Daß Tancred die beiden Fürsten für einen so geringen Preis zu befreien so sehr zögerte, beweißt so ziemlich, daß er die Befreiung seiner beiden fürstlichen Waffenbrüder, besonders des Grafen Balduin, dem er noch von frühern Zeiten her abhold war, gar nicht wünschte, im Gegentheil deren Gefangenschaft zu verlängern suchte, um so lange als möglich die reichen Einkünfte des Fürstenthums Edessa beziehen zu können. Blos von dem nicht wenig ausgebreiteten Handel der Stadt Edessa gingen an Abgaben jährlich über vierzigtausend Byzantinen ein, ohne noch die großen Summen zu rechnen, welche von den übrigen Städten, Burgen, Schlössern und Ländereien jedes Jahr in den fürstlichen Schatz flossen.

aller Feinde der nördlichen christlichen Staaten; alle erhoben sich jetzt kühner als je gegen dieselben. Die griechischen Admiräle Kantacuzenes und Monastras eroberten alle, durch Tancreds Tapferkeit den Griechen abgenommene Städte, Tarsus, Adana, Mamistra, Longinias ꝛc. ꝛc., ja beinahe ganz Cilicien. Auch die umherwohnenden türkischen Emirs wollten die den Christen zugestoßenen Unfälle zu deren völligem Untergang benutzen; nur der edle Kameschtekin blieb dem, mit Boemund geschlossenen Bunde treu *). Aber die Emirs von Haleb und Emessa erließen an die, in den von den Christen eroberten Städten wohnenden Muselmänner Proclamationen, in welchen sie dieselben aufforderten, den gegenwärtigen günstigen Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, daher unverzüglich von der drückenden Herrschaft der Abendländer sich loszureißen. Wirklich wurden hierauf in mehreren Städten, wie in Eldschefer, Sarmin, Elfua, Marrah ꝛc. ꝛc. die Christen von den Muselmännern plötzlich überfallen, ermordet und deren Kirchen von Grund aus zerstört. Bei dem dadurch sich schnell verbreitenden Schrecken übergaben in vielen andern Städten die darin liegenden christlichen Besatzungen entweder sich

*) Als der Sultan Kilidsch Arslan in Kameschtekin drang, sich mit ihm zu vereinigen und den Boemund unter dem Vorwande einer freundlichen Einladung in einen Hinterhalt zu locken, verwarf er nicht nur mit Widerwillen diesen verrätherischen Antrag, sondern warnte auch noch sogleich seinen Freund vor den Tücken des Sultans. — Das Bündniß mit Kameschtekin brachte jedoch den Christen wenig Vortheile, weil der edle Fürst schon im zweiten Jahre darauf starb. Nach seinem Tode bemächtigte sich der Sultan von Iconium sämmtlicher Staaten des Verstorbenen; und erst einige Zeit nachher, als neue Unruhen unter den seldschiuckischen Türken ausbrachen, bemächtigten Kameschtekins Nachkommen sich wieder des von demselben gestifteten Sultanats.

freiwillig an die Saracenen, oder flüchteten sich nach Antiochien und verließen vertheidigungslos die ihnen anvertrauten Städte und Burgen den Muselmännern; kurz, schon nach wenigen Wochen waren von allen, von den Christen in den Gebieten von Haleb und Emessa gemachten Eroberungen nur noch eine einzige Burg in ihren Händen. Sogar die von ihren nach Antiochien geflohenen Vertheidigern verlassene Stadt Artasia, das Bollwerk von Antiochien, hatte jetzt Rodvan — so hieß der Emir von Haleb — besetzt, streifte mit seinen Reitern bis vor die Thore von Antiochien und verbrannte die umliegende Gegend.

XVI.

Boemund kehrt, um Hülfe zu suchen, nach Europa zurück. — Unglücklicher Rachekrieg desselben gegen den griechischen Kaiser.

1. Am Euphrat wie am Orontes war jetzt die Macht der Christen gebrochen, und bei der Menge und Ueberlegenheit ihrer Feinde hatte es wenig Anschein, daß sie sich je wieder würde erheben können. — Tief trauerte Boemund über den so sehr zerfallenen Zustand seines Fürstenthums, und sein Schmerz war um so brennender, als es ihm blos an äußern Mitteln fehlte, nicht nur bald das Verlorene, sondern noch weit mehr als dieß, wieder zu erobern. Vorzüglich gebrach es ihm an Geld, um seine Ritter zu besolden und neue Truppen zu werben, und die großen, hiezu nöthigen Summen aufzubringen, war für ihn um so schwerer, da schon eine ungeheure Schuldenlast ihn drückte. In dieser traurigen Lage und gleichsam unter den Trümmern aller seiner gescheiterten Hoffnungen und Entwürfe, mit denen er aus seiner Gefangenschaft nach Antiochien zurückgekehrt war, richtete er seine Blicke auf Europa, und zwar in voller Ueberzeugung, daß er bei den abendländischen Fürsten alles, woran es ihm

fehlte, und noch weit mehr als er bedürfte, im Ueberfluß finden werde. Boemund berief also seinen Neffen Tancred nach Antiochien, und nachdem er in einer feierlichen Versammlung sämmtlicher antiochenischer Ritter seinen Entschluß bekannt gemacht hatte, nach Europa zurückzukehren, alle Völker zum Kampfe gegen die Feinde der Christen im Morgenlande, vorzüglich gegen den griechischen Kaiser aufzubieten, und dann mit weit größerer Macht wieder zurückzukommen, übertrug er für die Zeit seiner Abwesenheit seinem Neffen Tancred die Verwaltung seines Fürstenthums. Umsonst suchte Tancred seinen Oheim von diesem Vorhaben abzulenken; umsonst bat er ihn, das Land in einer so gefahrvollen Zeit nicht zu verlassen; ja er erbot sich, an Boemunds statt selbst nach Europa zu gehen und bei allen christlichen Völkern und Fürsten um Hülfe für das heilige Land und die christlichen Staaten im Orient zu bitten. Endlich versprach er sogar mit einem heiligen Schwur vor Gott und seinen Heiligen, auf das schnellste wieder nach Antiochien zurückzukehren. „Mein Mund," sprach Tancred, „soll nicht eher wieder einen Tropfen Wein kosten, mein Körper nicht eher zwei Nächte nacheinander unter demselben Dache ruhen, als bis ich nach vollbrachtem Auftrag wieder in Antiochien unter meinen Waffenbrüdern angekommen seyn werde."

2. Aber Boemunds Entschluß stand unerschütterlich fest. Ein geheimer, weit aussehender, wahrhaft ungeheurer Plan lag dem Zwecke seiner Reise zum Grund. Das ganze Abendland wollte er gegen den griechischen Kaiser erregen, das Haus der Comnene von dem Throne stürzen, sich selbst auf denselben schwingen, dann die griechische Kirche wieder mit der römischen vereinigen, hierauf mit der vereinten Kraft des Abendlandes und des oströmischen Reiches Asien überwältigen,

den Islam in dem ganzen Orient vertilgen und alle Völker gegen Aufgang bis an Indiens Grenzen dem sanften und beseeligenden Joche des Evangeliums unterwerfen. — Unstreitig konnte nur eine, von grenzenlosem Ehrgeize eben so sehr verblendete als begeisterte Phantasie, in Verbindung mit tief gewurzeltem Haß gegen Alexius, die Gebährerin eines solchen Plans seyn, und nur eine, alles Maß überschreitende Selbstüberschätzung die Möglichkeit einer Ausführung desselben nicht bezweifeln. Aber Boemunds hoher Sinn strebte stets nach dem Höchsten; ihm schien nichts unmöglich, und kaum daß er selbst die Schranken, welche die Natur dem Mensch setzt, noch anerkennen wollte. — Nach den Angaben der Prinzessin Comnena entwirft ein neuerer, sehr geistvoller Geschichtforscher von Boemund folgendes, jedoch blos in seinen äußersten Umrissen gezeichnetes Bild: „Der kühne, nach dem Höchsten strebende Sinn des normännischen Fürsten verrieth sich schon in seiner Gestalt, welche die Griechen mit Schrecken und Entsetzen erfüllte. Unter den Kreuzrittern war er einer der größten von Gestalt; sein Körper war stark und nervig und von kräftigem Muskelbau. Seiner derben Faust sah man es an, daß sie das Schwert zu führen vermöge; sein Schritt war fest und kraftvoll, seine Brust erhaben, breit sein Rücken und seine Schultern. Die weise Farbe seiner Haut, die anmuthige Röthe seiner Wangen, sein blondes Haupthaar, das er nicht wie die andern Ritter bis auf die Hüften herabhängend, sondern bis an die Ohren abgeschnitten trug, sein glattgeschorner Bart, so wie die etwas gebückte Haltung seines Kopfes gaben zwar seinem Aeußern den Schein von Milde, Sanftmuth und Demuth; aber sein himmelblaues, feurig blitzendes Auge und seine weite Nase kündigten den hohen Sinn an, der in ihm wohnte. Selbst sein Lachen, welches der drohenden Stimme des Zorns

glich, schreckte die Griechen. Bei solchen körperlichen Eigenschaften besaß Boemund eine bewundernswürdige Geläufigkeit der Rede, eine außerordentliche Gewandtheit, zu jeder Zeit die rechte Antwort zu finden, und eine seltene Schlauheit, sich jeder Verlegenheit zu entwinden. Sein kluges und gemessenes Benehmen drang selbst den Griechen, welche Meister in der Kunst des Umganges zu seyn sich dünkten, Bewunderung ab*)."

*) Is vir (Boemundus) cui, ut multa paucis colligam, nullum ea tempestata neque Graecum, neque Barbarum Romana terra parem vidit: cujus famae ingenti, qua late procul percellebat animos, species praesentis admirabilis rapiens coram oculos exacte respondebat, talis fere aspectu et forma fuit: Longo surgebat excursu statura corporis, adeo ut procerissimos, quosque uno ferme altior *cubito* transcenderet. Ventrem et ilia contractior, latus humeros, specioso et coaequato pectore, lacertis torosus, tota corporis habitudine nec strigosa, nec gravata fluxu carnium, sed optimo inter obesitatem et maciem temperamento, velut Polycleti manu cujusdam ex idea praecellentissimae artis fictus atque tornatus; majusculis et succo vivido solidis manibus; recte fundatis pedibus et robuste vestigium obtinentibus, cervicis armorumquae apta compages, et tum succi plena, tum dignitatis. Trunci status, si quis attenderet curiosius erectissimo inclinari paulisper in pronum videbatur, non ullo vertebrarum aut spinae dorsi vitio; sed prout apparebat, quod ab aetate tenera institutis moderantium in istum esset habitum ac specimen modestiae formatus. Color reliquo corpore candidissimus. Facies in niveo rubebat. Capilli subflavi, eatenus promissi ut aures tegerent; non etiam more gentis humeros flagellarent, neque enim insaniebat istam insaniam comae studentium. Barba cujus coloris esset non possum dicere; genae quippe ac mentum ejus acie novaculae ad cutem rasa superficiem habebant quovis gypso laeviorem; conjectura tamen est rufam et hanc fuisse. Glaucus aspectus, irae atque acerbitatis non bene latentium vi submixta minax. Nasus libere aërem ducens meatibus largiusculis; sic enim erat opus ad commode inferendam et efferendam spiritus copiam

3. Alle Vorstellungen Tancreds vermochten nicht Boemund in Syrien zurückzuhalten. Mit allen seinen Schätzen, seinen Edelsteinen, seinen vielen goldenen und silbernen Gefäßen und einer Menge zu Geschenken für die Kirchen bestimmter seidener Stoffe, prachtvoller

---

quantam ad eventilandum cor flagrantissimum pulmo praelargus anhelaret; unde illa instituto naturae proportionem et significationem mutuam habent, magnitudo narium et vastitas pectoris. Emicabat, fateor, universa et specie suave quiddam, nisi crebris undecumque simul erumpentibus terroris quasi fulgetris blandus ille radius frangeretur. Itaque amabilitatem tenuem majori odiositate obruente, tam ille giganteus status, quam torvitas quaedam frontis arduae, ac quasi ad vim expeditorum tacita minacitas artuum, universo conspectu ferum haud dubio quippiam et illaetabile spirabat, ut arrisus ejus, mihi quidem, nihilo videretur amoenior aut blandior, quam aliorum irata facies jurgantium; adeo non mavors solum ejus, sed qualiscumque amor etiam militaris in eo atque armatus apparebat, ita tamen ut sentires suavitatem existere totam a natura formaque corporis, vim saevam atque immanem a barbaro intus habitante afflato animo. Erat is malignitate non solum cumulatus plurima, vero artibus quoque ad hanc exercendam omnibus abundans. Nihil eo versutius, nihil promptissima consilii accommodatione magis expeditum ad conversiones omnium temporum, nunquam illi occasio ansam imparato daret, nunquam quod cuivis petitioni opponeret scutum deerat. Sermo ejus tractantis accuratus, responsiones omni undique circumspectione praemunitae, et adversus vel acerrimam censurae vigiliam cujusvis sua prehensioni locum praebente nulli prudentia tutissimae. Denique hic talis et tantus fuit, ut uni omnium qui tunc erant hominum Imperatori Alexio secundus, uni dumtaxat illi fortuna, vi dicendi, consilio, caeterisque naturae dotibus esset inferior; plane invictissimus futurus, nisi eum aetas sua, rerumque ac spei rationes cum Patre meo comisissent. — (Annae Comnenae Alexiaes; Lib. XIII. p. 404 graec. et lat. edit. Cossin).

Teppiche und Gewänder schiffte er sich ein, und segelte im Anfange des Frühlings 1105 mit zehn zweiruderigen Schiffen und drei Booten aus dem Hafen von St. Simeon nach den italiänischen Küsten. Da er nicht ohne Grund befürchtete, er möchte auf seiner Reise von den Griechen angehalten werden; so bediente er sich, um ihren Nachstellungen zu entgehen, folgender List. Er ließ das Schiff, das ihn trug, wie ein Trauerschiff zieren. In demselben befand sich auch ein Sarg. So oft er nun an irgend einem Punkte der griechischen Küste landen mußte, legte er sich in diesen Sarg, und alle seine Begleiter, wie auch sämmtliche Schiffleute brachen dann in Wehklagen vor den Griechen aus und bejammerten laut und überall den allzufrühen Tod ihres Fürsten. Sobald jedoch die kleine Flotte die Küste verlassen hatte, kehrte auch Boemund wieder ins Leben zurück und labte seinen, durch den mühseligen Aufenthalt im Sarge erschöpften Körper mit Speise und Trank. — Aber in Corfu gelandet, entsagte er dieser unbequemen, lästigen Vorsicht, ließ sich aber durch seinen Haß gegen Alexius unkluger Weise zu den schrecklichsten Drohungen gegen denselben verleiten, die nun zwar, als sie dem Kaiser hinterbracht wurden, ihn schreckten und mit Besorgniß erfüllten, aber auch ihn nur desto mehr anspornten, jetzt schon alle möglichen Vorkehrungen zu treffen, um dem, ihm drohenden furchtbaren Sturm kühn entgegentreten zu können.

4. Boemund durchreiste jetzt ganz Italien und Frankreich. Wohin er kam, ward der bewunderte, hochgefeierte Kreuzheld mit dem lautesten und lebendigsten Enthusiasmus empfangen. Aber überall ergoß er sich auch in die schrecklichsten, größtentheils übertriebenen Beschuldigungen gegen den griechischen Kaiser. Dieser sey an dem Untergang des letzten Heeres, be-

sonders der Niederlage in Paphlagonien ganz allein Schuld. Mit den Ungläubigen stehe er in geheimem Einverständnisse, sey ein größerer Feind der abendländischen Christen, als selbst die Türken und Saracenen. Aber eben so sehr wußte er auch jedesmal in feuriger Rede die Größe des Verdienstes hervorzuheben, für den Heiland und die Verherrlichung seines Namens im Orient gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Gewöhnlich sprach er in den großen Kirchen von dem Orchester herab zu den, wo er war, stets zahlreich versammelten Rittern und dem nicht minder von allen Orten herbeiströmenden Volke. Da es ihm gelungen war, dem Papste ebenfalls sehr nachtheilige Begriffe von dem Charakter und der gehässigen Politik des griechischen Kaisers beizubringen, auch natürlicher Weise den heiligen Vater für sein großes Unternehmen, das Christenthum in dem ganzen Morgenlande zu verbreiten, gewonnen hatte; so begleitete ihn auch jetzt auf seinen Reisen ein päpstlicher Legat, dessen Gegenwart Boemunds Vorträgen nur ein noch desto größeres Gewicht gab. Zwar suchte der griechische Kaiser auf alle Weise den Urgrund der gegen ihn erhobenen Anklagen darzuthun und seine Freundschaft gegen die abendländischen Pilger zu beweisen. Auch Graf Raimund von Toulouse, in einer Menge von ihm um diese Zeit nach Frankreich geschriebener Briefen, so wie sehr viele aus dem Orient zurückgekommene Ritter, welche der Kaiser mit Wohlthaten überhäuft, mehrere davon sogar aus türkischer Gefangenschaft losgekauft hatte, übernahmen mit Eifer die Vertheidigung ihres Wohlthäters und priesen dessen Milde und Güte gegen die Pilger. Aber ihre Stimmen wurden nicht gehört, fanden bei Niemand Eingang, während Boemunds Beschuldigungen, überall gierig verschlungen, in Italien wie in Frankreich alle Gemüther gegen die Griechen und deren Beherrscher auf das höchste erbitterten. — Aber seinen schönsten

Triumph feierte Boemund in Frankreich. Nirgends drängten sich die Ritter in so zahlreichen Schaaren um ihn her wie hier. Nirgends strömte das Volk so haufenweise und selbst aus den entlegendsten Orten herbei, um den bewunderten Helden des Kreuzes, dem sein Ruhm überall voranging, von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Ja die Begeisterung für Boemund war so groß, daß während des Jahres, in welchem er sich in Frankreich aufhielt, alle Väter, selbst aus den edelsten und vornehmsten Geschlechtern, welchen um diese Zeit ein Knabe geboren ward, den gefeierten Helden dringend baten, ihre Söhne aus der heiligen Taufe zu heben und ihnen seinen Namen zu geben; so daß es von jetzt an eine geraume Zeit lang in Frankreich nichts als lauter Boemunde gab*). Selbst König Philipp I. von Frankreich fand sich durch den Besuch desselben so geehrt, daß, als dieser sich um die Hand seiner ältesten Tochter**) bewarb, Philipp keinen Anstand nahm, die schöne Königstochter dem Sohne eines gemeinen, aber durch seine Thaten so mächtig und berühmt gewordenen normännischen Edelmanns

*) Boemund war nicht der eigentliche Name des normännischen Fürsten. Der in der heiligen Taufe ihm ertheilte Name war Marcus. Als aber eines Tages sein Vater Robert in sehr heiterer Laune mit mehreren seiner Vertrauten fröhlich an der Tafel saß und ein herumreisender Troubadour vor ihm die Heldenthaten des gefürchteten Riesen Boemunds sang, gab er im Scherz diesen Namen seinem Sohne, der damals noch ein Kind war, dem aber auch als Knaben der Name so wohl gefiel, daß er ihn nachher nie mehr ablegte.

**) Sie hieß Constantia. Abbé Suger sagt von ihr in seiner Lebensbeschreibung Ludwigs VI.: Constantia moribus faceta, persona elegans, facie pulcherrima. — Sie war früher schon mit dem Grafen Hugo von Champagne vermählt, diese Ehe aber bald darauf wegen allzunaher Verwandtschaft von der Kirche wieder aufgelößt worden.

zur Gemahlin zu geben. Für seinen Vetter Tancred suchte nun Boemund ebenfalls bei dem Könige um dessen zweite, nicht minder reizende und liebenswürdige Tochter*) nach, erhielt auch dieselbe, und beide erhabene Königstöchter waren stolz, die künftigen Lebensgefährtinnen der zwei größten fürstlichen Helden des ganzen Abendlandes zu seyn. In Gegenwart des päpstlichen Legaten, einer Menge Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte und einer nicht mindern Anzahl von Fürsten und weltlichen Herren ward zu Chatres das Vermählungsfest gefeiert. Dahin begab sich der König mit seiner Tochter und einem ungemein zahlreichen und glänzenden Gefolge. Des in Ramla im Kampfe gegen die Ungläubigen gefallenen Grafen Stephan von Chartres hinterlassene Wittwe, die edle Adelaide, die jetzt als Vormünderin ihres Sohnes die Grafschaft verwaltete, nahm das fürstliche Paar, wie auch den König und dessen ganzes Gefolge in ihrem Schlosse auf, sorgte für alle Festlichkeiten des Tages, und gab auch nachher noch, nicht blos dem Könige und den Neuvermählten, sondern auch allen den vielen anwesenden Prälaten, Fürsten und Herren ein ungemein prachtvolles, jede Erwartung weit übersteigendes Festmahl. Gleich nach seiner Vermählung bestieg Boemund auch hier die Bühne, sprach in Flammenworten von der Verdienstlichkeit des Kampfes gegen die Ungläubigen, von den großen Belohnungen, welche in dem Himmel, dem Sitze der Seligen, alle Jene erwarte, welche für den Heiland der Welt und für die Verherrlichung seines allerheiligsten Namens im Kampfe gegen dessen Feinde fallen würden, und machte sehr schlau am Ende auch noch in den an-

*) Sie war aus König Philipps Ehe mit Bertrade und hieß Cäcilia. Von ihrer Schönheit geben ebenfalls mehrere der gleichzeitigen Schriftsteller uns sehr hohe Begriffe.

lockensten Farben eine hinreißende Schilderung von den Schätzen und unermeßlichen Reichthümern, welche von den zwar sehr reichen, aber völlig verweichlichten, unkriegerischen Griechen ohne große Gefahr zu gewinnen wären. Die Ritter zog er vorzüglich an sich durch Versprechungen großer Besitzungen, Städte, Burgen und Schlösser, in deren Besitze sie nach der Eroberung Griechenlands und Romaniens, woran nicht mehr zu zweifeln wäre, in kurzer Zeit gelangen würden. Diese Rede machte ungemeinen Eindruck, und da die Vermählungsfeierlichkeiten eine ungeheure Volksmenge nach Chartres gezogen hatten, so nahmen nicht nur die meisten der anwesenden Ritter, sondern auch eine beinahe unglaubliche Anzahl von Leuten aus allen Volksklassen das Kreuz, und gelobten unter Boemunds Anführung zum Kampfe gegen Griechen und Saracenen auszuziehen. Auch in Poitou und überhaupt in allen Städten Frankreichs, die er durchzog, sprach er mit gleichem Erfolge; besonders da er durch die heiligen Reliquien, prächtigen seidenen Altartücher und andern aus dem Morgenlande gebrachten Kostbarkeiten, mit denen er die Kirchen, Stifter und Klöster beschenkte, auch überall die Geistlichkeit sich günstig und ergeben zu machen wußte.

5. Voll der kühnsten Hoffnungen kehrte Boemund nach Apulien zurück und betrieb sogleich mit der größten Lebhaftigkeit seine Rüstungen zum Kriege. Auch die vielen Ritter, welche ihm Heeresfolge gelobt hatten, säumten nicht, mit ihrem zahlreichen Heeresgesinde sich um ihn zu sammeln; selbst eine nicht geringe Anzahl Solcher, die sich zu nichts verbindlich gemacht hatten, wie z. B. der tapfere Robert von Montfort, kamen jetzt an und reiheten sich unter die Fahnen des kühnen Eroberers. Aber den furchtbaren Rüstungen Boemunds setzte Alexius nicht minder kräftige Ver-

theidigungsanstalten entgegen. Aus den in allen europäischen und asiatischen Häfen liegenden Kriegsschiffen ward eine ungemein zahlreiche Flotte zum Schutze der illirischen Küste gebildet. Des Kaisers erfahrendste und berühmteste zwei Feldherren, Cantacuzenes und Monastras wurden zur Vertheidigung des Reiches aus Syrien zurückberufen, in allen Provinzen neue Werbungen angestellt, selbst unter den Petschenegen und Cumanen Truppen geworben, die illyrischen Städte, besonders Dyrrachium, durch neue Festungswerke in trefflichen Vertheidigungsstand gesetzt, und endlich ward durch den, dem Kaiser ganz eigenen Takt in der Wahl seiner obersten Kriegs- und Civilbeamten, der Oberbefehl über Illyrien und Dyrrachium dem Alexius, einem Neffen des Kaisers übertragen. Eine trefflichere Wahl hätte Alexius nicht treffen können. — Auch an die italiänischen Freistaaten schrieb der Kaiser sehr freundliche Briefe, in welchen er die, von Boemund gegen ihn in allen Ländern verbreiteten falschen Beschuldigungen widerlegte, und durch Versprechungen wichtiger Privilegien und Handelsvortheile ihren Beistand zu gewinnen suchte*). Dem sehr zahlreichen, aber größtentheils aus neu angeworbenen Truppen bestehenden Heere ward die Stadt Thessalonich zum Sammelplatz angewiesen. Dahin begab sich auch der Kaiser in Begleitung seiner Gemahlin, der Kaiserin Irene, ordnete täglich tactische Uebungen an, sowohl in den damals bei den griechischen Heeren eingeführten Manöuvres und Evolutionen, als auch im Gebrauche

*) Den Freistaat Venedig gewann Alexius durch seine Versprechungen so sehr, daß derselbe sogleich eine zahlreiche Flotte zum Besten des griechischen Kaisers ausrüsten ließ. Aber die Pisaner und Genueser, weil eifersüchtig auf Venedig und dessen ausgebreiteten Handel, zeigten desto weniger Bereitwilligkeit, an dem Kampfe Theil zu nehmen.

der Waffen, im Bogenspannen, Pfeilschießen, mit der Lanze, dem Schwerte und dem Schilde. Da man Boemunds Versuche einer feindlichen Landung schon in diesem Jahre (1107) erwartete, so rief der Kaiser den Isaak Contostephanus, den er zum Großadmiral der Flotte ernannt hatte, zu sich, und gab ihm den strengsten Befehl, von den Küstenpunkten zwischen Dyrrachium und Aulon, wo eine feindliche Landung zu befürchten wäre, sich ja nicht zu entfernen; er drohete ihm sogar, ihn der Augen berauben zu lassen, wenn aus Schuld seiner Nachläßigkeit auf irgend einem dieser Punkte Boemund landen würde. Als aber bald darauf, besonders da der Winter herannahete, es sich erwieß, daß man für dieses Jahr nichts mehr zu besorgen habe, so kehrte der Kaiser mit seiner Gemahlin wieder nach Constantinopel zurück, und dem bei Thessalonich versammelten Heere wurden theils in dieser Stadt, theils in den übrigen Städten und Orten Illyriens Cantonnirungs-Quartiere angewiesen. Aber auch Isaak Contostephanus glaubte jetzt den gegenwärtigen Augenblick benutzen zu können, um noch vor Eröffnung des Feldzuges durch eine glänzende Waffenthat sich auszuzeichnen. Mit einer Schiffsabtheilung und einer zahlreichen Schaar Truppen segelte er also gegen Hydrunt, in der Hoffnung, sich dieser Stadt in wenigen Tagen zu bemächtigen. Den Oberbefehl in Hydrunt führte eine Verwandtin Boemunds. Dieser gelang es, den Griechen zu täuschen. Sie ließ sich in Unterhandlungen wegen der Uebergabe Hydrunts mit ihm ein, sandte aber indessen Eilboten an ihre Landsleute ab. Schnell rückten diese heran, überfielen den Contostephanus und schlugen ihn mit dem Verluste beinahe seines ganzen Heeres in die Flucht. Er selbst hatte seine Rettung blos der seltenen Kühnheit einiger tapfern jungen Männer aus seiner Umgebung zu danken. Dieser unglückliche Ausgang seiner ersten Unternehmung, von

der er sich so großen Ruhm versprochen hatte, benahm dem Großadmiral so sehr den Muth, daß er den Oberbefehl über die Flotte niederlegte und unter dem Vorwand geschwächter Gesundheit sich in die Bäder von Chimera begab.

6. Im folgenden Jahre 1108 hatte Boemund seine Rüstungen beendigt und lief mit einer Flotte von zweihundert theils größern, theils kleinern Schiffen und dreißig Galeeren aus dem Hafen von Brundusium aus, und da der Grieche Landulph, dem Contostephanus den Oberbefehl übertragen hatte, die furchtbare Flotte nicht anzugreifen wagte, so erreichte Boemund glücklich Illyriens Küste und setzte bei Aulon ein Heer von vier und dreißigtausend Mann ans Land. — Schon im vorigen Jahre hatte das Gerücht von einem bevorstehenden Krieg des gefürchteten Boemunds gegen das oströmische Reich sich in allen europäischen Provinzen desselben verbreitet, überall Schrecken und Besorgniß erregt, und besonders sah man in den Städten Illyriens, Macedoniens rc. rc. zagend und ängstlich einer ganz nahen gefahrvollen Zukunft entgegen. Indessen hoffte doch jeder mit Zuversicht, daß die zahlreiche kaiserliche Flotte jeden Versuch einer feindlichen Landung vereiteln würde. Als aber jetzt die schreckenvolle Kunde erscholl: „Boemund ist bei Aulon gelandet,“ und der Statthalter von Dyrrachium nach Constantinopel sogleich einen Eilboten sandte, konnte dieser, als er vor den Kaiser kam, vor Schrecken ergriffen, kaum noch die Worte aussprechen: „Boemund ist gelandet!“ für Alle, die den Kaiser umgaben, war diese Nachricht ein Donnerschlag; nur Alexius, stets Meister seiner Empfindungen, und daher auch seines Aeußern, blieb dem Scheine nach ruhig. „Es ist,“ sagte er blos zu dem Boten, „jetzt Zeit zum Essen; wir wollen uns daher zuerst an die Tafel setzen, und wenn wir werden gespeißt ha-

ben, auch das Röthige wegen der Landung berathen." — Aber auch Boemund sollte jetzt bald erfahren, daß das Werk, das er unternommen, seine Kräfte übersteige. Zwar brach er ohne große Mühe einige, in der Nähe seines Landungsplatzes stehende Burgen, und rückte hierauf vor Dyrrachium, in der eiteln Hoffnung, die Stadt werde keine Belagerung aushalten, sich sogleich auf Capitulation ergeben, er dadurch in Stand gesetzt werden, unverzüglich in das Innere des Landes vorzudringen und durch eine entscheidende Schlacht sich dann den kürzesten Weg durch Macedonien nach Constantinopel zu eröffnen. Aber dieser Plan ward schon dadurch vereitelt, daß der Befehlshaber von Dyrrachium jede Aufforderung, unter welchen Bedingungen sie auch gemacht ward, trotzig zurückwieß. Jetzt, da eine förmliche Belagerung einer auf das Beste befestigten Stadt unvermeidlich war, mußte Boemund vor allem an Herbeischaffung und Erbauung der nothwendigen großen Belagerungsmaschinen, der Mauerbrecher, Sturmdächer, Wandelthürme 2c. 2c. denken, und diese Arbeit beschäftigte sein Heer den ganzen Winter über. Dieser Zeitverlust war für Boemund äußerst schmerzhaft; denn da der zweijährige Aufenthalt so vieler Ritter und deren Pferde und Knechte in Apulien, den er mit fürstlicher Freigebigkeit bestritten, so wie der Ankauf so vieler Schiffe und deren Bewaffnung seinen Schatz schon beinahe gänzlich erschöpft hatte, so konnte jetzt nur ein schnelles Gelingen seiner Unternehmung ihm frommen. Daher ließ er nun auch alle seine Schiffe verbrennen, theils daß durch die nothwendig darin zurückzulassende Besatzung sein Heer nicht zu sehr geschwächt würde, theils auch und vorzüglich, daß seine Ritter und Soldaten an eine ruhmlose Rückkehr in das Vaterland gar nicht mehr denken könnten. Im Anfang des Frühlings begann Boemund die Stadt mit dem im Winter verfertigten Belagerungszeug zu bestürmen. Aber nun

zeigte sich an demselben sogleich wieder manches Mangelhafte, dessen Verbesserung abermals eine kostbare Zeit raubte. Als endlich Alles in fertigem Stande war, ergab es sich, daß selbst die ungeheuersten Widder oder Sturmböcke der Normänner nichts gegen die Stadtmauern vermochten, deren Dichte und Festigkeit allen ihren Stößen trotzten; so daß die Griechen von ihren Mauern herab die Belagerer scherzend und höhnisch fragten: warum sie sich so viele völlig vergebliche Mühe machten, durch die Mauern in die Stadt zu kommen, da sie doch viel bequemer durch die Thore hinein gelangen könnten. — Einem viereckigen, bewunderungswürdig großen, sechs Ellen über die höchsten Thürme der Stadtmauer hervorragenden, mit Fallbrücken versehenen Thurm, den die Belagerer auf unten angebrachten Rädern an die Mauern gebracht hatten, setzte der in der Stadt befehlende, thätige kaiserliche Neffe einen, noch um eine Elle höhern Thurm entgegen und schleuderte von demselben eine solche Masse von griechischem Feuer auf Boemunds Thurm, daß dieser in kurzer Zeit rettungslos in hellen Flammen stand und unter dem schrecklichen Angstgeschrei der darauf befindlichen Ritter und Soldaten, wovon sich mehrere von der Höhe herabstürzten, in wenigen Augenblicken zu Asche verbrannte. Den Brand dieses großen, mit einem ungeheuern Aufwand von Zeit und Geld erbauten Thurms soll man in einem Umkreise von dreizehn griechischen Meilen gesehen haben. — Die Belagerer machten nun einen Versuch, die Mauer zu untergraben und durch einen unterirdischen Gang in die Stadt zu kommen; aber der wachsame Alexius entdeckte dieses Vorhaben, ließ sogleich dagegen graben, und als die Normänner schon ihr Ziel erreicht zu haben glaubten, stießen sie plötzlich auf einen breiten Quergraben, und hinter demselben auf eine Schaar Griechen, die durch Blasbälge ihnen griechisches Feuer entgegen trieben,

Gesichter und Wangen ihnen so sehr verbrannten, daß sie, wie Anna Comnena sagt, gleich einem von Rauch verfolgten Bienenschwarm in der größten Unordnung aus dem unterirdischen Gange wieder heraus stürzten. — Wohin sich immerhin Boemund wandte, standen ihm überall beinahe unübersteigbare Hindernisse entgegen. Diese konnten jedoch für jetzt noch den Muth des normännischen Helden nicht im mindesten beugen.

7. Aber anders sah es bei seinen Rittern und übrigen Kreuzfahrern aus. Diesen hatte die, sich immer mehr in die Länge ziehende Belagerung, deren ganz unbedeutende Fortschritte, und daher nicht abzusehendes Ende schon die frühern, feurigen Hoffnungen auf Gewinn unermeßlicher Reichthümer, Städte und Burgen in Griechenland größtentheils benommen; sie fanden die Griechen nichts weniger als ganz verweichlicht und unkriegerisch, und fingen an einzusehen, daß diese, obschon an physischer Kraft und Körperstärke tief unter ihnen stehend, doch eben so sehr an Kriegskunst und kriegerischer Gewandtheit ihnen überlegen wären. Aber noch etwas tiefer sank dem normännischen Heere der Muth, da seit einiger Zeit eine venetianische Flotte, in Verbindung mit der großen kaiserlichen Flotte, die Küste genau bewachte, den Normännern alle Verbindung mit Apulien so völlig abschnitt, daß weder eine Verstärkung an Truppen und Geld, noch auch Zufuhren von Lebensmitteln von der Seeseite her mehr in das Lager kommen konnten. Auch der griechische Kaiser hatte sich gleich im Anfange des Frühjahres in sein Lager bei Thessalonich begeben, leitete jetzt selbst die Operationen seines Heeres, und jede entscheidende Schlacht, ja jedes große Gefecht sorgfältig vermeidend, beschränkte er sich und die übrigen Anführer seiner Truppen blos auf den kleinen, durch herumstreifende Partheien geführten Krieg gegen die Feinde. Alle in

die Ebene und das Innere des Landes führende Gebirgspässen wurden nun sorgfältig verrammelt, verschanzt, Verhaue vor denselben gezogen, und dann, wie alle umher sich erhebende Anhöhen, mit zahlreichen griechischen leichten Truppen besetzt, die jetzt auch unaufhörlich das normännische Lager umschwärmten, so daß einzelne Normänner dasselbe nicht leicht ohne Gefahr verlassen durften. Zwar gelang es jetzt, durch ein Versehen des griechischen Admirals, einigen normännischen Schiffen mit einer Verstärkung an Mannschaft und mit Lebensmitteln bei Aulon zu landen. Aber die Vorräthe, die sie mitbrachten, konnten nur auf kurze Zeit das Bedürfniß des Heeres decken; und da gleich darauf der wachsame Macrokatakalon an die Stelle des nachlässig befundenen Admirals kam, so ward es keinem normännischen Schiffe mehr möglich zu landen, und alle, die dennoch einen solchen Versuch wagten, wurden von den Griechen genommen und verbrannt. Immer fühlbarer ward der Mangel an Lebensmitteln in dem normännischen Lager. Das ganze Heer war blos auf Hirse beschränkt, die jedoch auch nur mit der größten Sparsamkeit demselben gereicht werden konnte. Boemund ward endlich gezwungen, große Entsendungen aus seinem Lager in die umliegenden, selbst sehr weit entfernten Gegenden zu machen, um Lebensmittel für sein Heer herbeizuschaffen. Aber eben daher fielen jetzt auch zwischen den Normännern und Griechen, weit häufiger als bisher, kleine, jedoch stets sehr blutige Gefechte vor. In diesen behielten zwar die Erstern größtentheils die Oberhand. Aber dennoch fiel auch bisweilen eines zu ihrem Nachtheile aus. In einem solchen geschah es nun einmal, daß selbst ein Vetter Boemunds, ein durch riesenhafte Größe und eben so riesenhaft starken Knochenbau ausgezeichneter normännischer Ritter von einem sehr kleinen, dem Aeußern nach ganz unansehnlichen Scythen zum Gefangenen gemacht

ward. Der griechische Befehlshaber schickte sogleich Beide in das kaiserliche Lager, wo der kleine, zwergmäßige schmächtige Scythe seinen, durch seine riesenhafte Größe und Breite einem Hercules ähnlichen Gefangenen dem Kaiser, zu dessen und aller ihn umgebenden Großen größten Belustigung und unter laut erschallendem Gelächter vorführen mußte.

8. Alexius begnügte sich jedoch nicht blos, Boemund mit Waffen zu bekämpfen; auch die oft noch wirksamern Künste griechischer Verschmitztheit und Arglist brachte er gegen denselben in Anwendung. Da einige abendländische Ritter im Dienste des Kaisers standen, mithin bei seinem Heere sich befanden, so ließ er sich von ihnen jene, welche das größte Vertrauen des normännischen Fürsten besaßen, mit Namen bezeichnen. An diese schrieb er nun Briefe, und zwar des Inhalts, daß jeder, der sie las, sich überzeugt fühlen mußte: es bestünde zwischen denselben und dem Kaiser schon seit einiger Zeit ein geheimes Einverständniß, und der zwischen ihnen verabredete Plan sey seiner Ausführung ganz nahe. Der Kaiser dankte ihnen darin nämlich für die gütige Gesinnungen, die sie gegen ihn hegten, und sicherte ihnen eine Menge der glänzendsten Vortheile zu, sobald sie ihre ihm gemachten Zusagen erfüllt haben würden. Diese Briefe sandte nun Alexius an die oben erwähnten Ritter. Aber den Ueberbringern derselben ging ein Eilbote voran, der sich bei Boemund für einen Ueberläufer ausgeben und ihm die Entdeckung machen mußte, daß er in seinem eigenen Lager von Verräthern umgeben sey; er habe, fügte der vorgebliche Ueberläufer hinzu, so eben erfahren, daß schon wieder kaiserliche Briefe an dieselben unter Weges seyen. Boemund dürfe also nur sich derselben bemächtigen, um daraus sowohl die Namen der Verräther, als auch den ganzen Umfang ihrer verrätherischen Ent-

würfe kennen zu lernen. Natürlich wurden jetzt die Ueberbringer der Briefe auf den Vorposten angehalten, ihnen ihre Papiere abgenommen und diese dem Boemund überbracht. — Diese List des Kaisers that anfänglich vollkommen ihre erwünschte Wirkung. Boemund fiel in tiefe Schwermuth. Sechs Tage hielt er sich in seinem Zelte eingeschlossen, ohne einen seiner Ritter vor sich zu lassen. Endlich fiel er jedoch auf den Gedanken, daß jene Briefe und deren Inhalt nichts als ein Gewebe griechischer Arglist seyn könnten. Er ließ also die Angeklagten zu sich rufen, legte ihnen die aufgefangenen Briefe vor, sagte aber: er habe zu ihrer Treue und Redlichkeit ein viel zu großes Zutrauen, als daß er diesen boshaft geschmiedeten Briefen und deren falschen Anklagen den mindesten Glauben beimessen möchte, er daher sie auch sämmtlich in ihren bisherigen Würden und Aemtern lasse*). Dieses edle

*) Mehrere abendländische Geschichtschreiber behaupten jedoch, daß wirklich förmlicher Verrath unter Einige von Boemunds Rittern gekommen sey, und daß nicht nur Robert von Montfort, auf welchen Boemund sein größtes Zutrauen setzte, sondern selbst Boemunds eigener Bruder Guido zu wahren und wirklichen Verräthern an Boemund geworden wären. Ein ungenannter Schriftsteller erzählt sogar, Guido sey gleich nach geschlossenem Frieden mit den Griechen in eine tödtliche Krankheit gefallen und habe auf seinem Sterbebette, von Gewissensvorwürfen geängstiget, seinen gegen Boemund bei Dyrrachium begangenen Verrath bekannt, so wie auch sein damaliges geheimes Einverständniß mit dem griechischen Kaiser, der ihm das Fürstenthum Dyrrachium und selbst seine Tochter zur Gemahlin versprochen hätte. Endlich habe Guido seinem Bruder auch noch aufrichtig gestanden, daß die Besatzung von Dyrrachium, die schon im Begriff gestanden, sich zu ergeben, blos durch sein Zureden zu längerm Ausharren bewogen worden sey, worauf Boemund mit den schrecklichsten Flüchen und Ver-

Benehmen gewann ihm nun wieder die Herzen selbst jener, welche sich vielleicht nicht ganz schuldlos fühlten. Alle erneuerten das Versprechen der Treue und Ergebenheit; und als bald darauf ein sehr bedeutendes Gefecht vorfiel, das man in Ansehung der Anzahl der Truppen, die auf beiden Seiten fochten, wohl eine Schlacht hätte nennen können, errangen die Normänner über den Contostephanus einen so vollständigen Sieg, daß von dessen sämmtlichen, obgleich zahlreichen Schaaren auch nicht ein einziger dem Tode oder der Gefangenschaft entging. Aber dieser von den Normännern erfochtenen Vortheile ungeachtet, wußte der Kaiser dennoch den ungleichen Boden und das oft wechselnde Terrain so glücklich zu benutzen und seinen verschiedenen Heerabtheilungen so trefflich gewählte Stellungen zu geben, daß den Normännern das tiefere Eindringen in das Land immer noch unmöglich ward. Begreiflicher Weise ward aber auch dadurch den, in dem normännischen Lager herrschenden Uebeln nicht im mindesten abgeholfen. Mangel an Lebensmitteln nahm mit jedem Tage zu. Schlechte Nahrung erzeugte ansteckende Krankheiten und häufige Sterbfälle. Immer höher stiegen Noth und Mißmuth, bis endlich die allgemeine Unzufriedenheit in lautes Murren ausbrach. Der Krieg gegen den griechischen Kaiser, hieß es jetzt, sey ein, Gott im höchsten Grade mißfälliges Werk. Sie hätten das Kreuz sich nicht angeheftet, um Boemunds Ehrgeiz und Herrschsucht zu befriedigen, sondern um in dem heiligen Lande gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Ihr abgelegtes Gelübde mache sie also auch nicht zur Fortsetzung dieses blos aus Eigennutz ange-

---

wünschungen das Bett seines sterbenden Bruders verlassen habe. — Guido starb wirklich, gleich nach abgeschlossenem Vertrag mit den Griechen, schon in Illyrien.

fangenen Krieges verbindlich. Verschiedene von jenen Rittern, welche in den erwähnten Briefen des Kaisers waren verdächtiget worden, wurden nun wirklich zu Verräthern, verließen Boemunds Lager, traten, weil von Alexius ungemein gnädig aufgenommen und mit Ehrentiteln überhäuft, in die Dienste desselben, und Wilhelm Claret, ein sonst wackerer Ritter, ging sogar mit fünfzig Helmen zu dem Kaiser über, und ward dafür von demselben mit dem stolzen Titel eines Nobilissimus beehrt. Alle Uebrigen, obgleich sie den Fahnen Boemunds treu blieben, wagten es jetzt doch, demselben sehr ernste Vorstellungen gegen die Fortsetzung eines Krieges zu machen, den er, wie er sich gestehen müsse, blos aus Ehrgeiz und Haß gegen den griechischen Kaiser angefangen habe, und der trotz aller erfochtenen Siege doch zuletzt allem Ansehen nach ein unglückliches Ende nehmen würde.

9. Boemund sah endlich selbst ein, daß das Werk, das er unternommen, seine Kräfte übersteige, kein Segen von Oben darauf ruhe, im Gegentheil die Hand Gottes ihm offenbar entgegen sey. Boemund zeigte sich also jetzt zum Frieden geneigt, und ließ hierüber dem Befehlshaber von Dyrrachium einige Eröffnungen machen. Alexius Neffe setzte davon sogleich seinen kaiserlichen Oheim in Kenntniß. Diesem war der Friede mit Boemund nicht minder erwünscht, theils um die großen Opfer, die er schon gebracht, und die ungeheuern Anstrengungen, die er gemacht, und bei Fortsetzung des Krieges hätte noch ferner machen müssen, beendiget zu sehen, theils auch aus Besorgniß, daß von den vielen unzufriedenen Großen, auf deren Treue er sich nicht verlassen durfte, Einige endlich dennoch in Boemund einen Verbündeten und eine Stütze ihrer feindlichen Unternehmungen gegen seine Person suchen und finden könnten. — Kaiserliche Abgeordnete kamen

also bei Boemund an, um ihn zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser einzuladen. Nebenbei hatten sie den Auftrag, den Zustand des normännischen Lagers genau auszuforschen. Aber der nicht minder schlaue Boemund, der sich so etwas vermuthete, vereitelte dadurch ihre Absicht, daß er den Abgeordneten entgegen ritt und außerhalb seines Lagers ihnen Gehör gab. Als die Griechen nach ihrer geschwätzigen Art sich in Vorwürfen über Boemunds frühere Verletzungen eingegangener Verträge verbreiten und die ihm jetzt zugestoßenen Unfälle als Strafe des Himmels darstellen wollten, fiel der normännische Fürst ihnen rasch in das Wort: „Genug mit derlei Reden. Ich will nichts mehr davon hören; saget nur kurz, was Euer Kaiser Euch mir zu sagen aufgetragen hat." — Bald kam man nun überein, daß zur Sicherheit Boemunds Geißeln in das normännische Lager sollten gesandt, und von beiden Theilen geschworen werden sollte, daß von keiner Seite Hinterlist zu befürchten wäre. Jetzt glaubten die Abgeordneten schon den Zweck ihrer Sendung erreicht, als auf einmal ganz gegen ihre Erwartungen Boemund noch folgende Foderungen aufstellte: der Kaiser soll bei der Zusammenkunft aller frühern Verträge durchaus nicht erwähnen; ihn als einen freien, ganz unabhängigen Fürsten behandeln; zum Einholen ihm einige seiner nächsten Anverwandten entgegen schicken; bei seinem Eintreten in das kaiserliche Zelt sich von seinem Thron erheben, ihm hierauf die Hand reichen, an der obern Seite seines Throns ihm einen Platz anweisen, und weder Beugung des Hauptes noch des Knie's von ihm verlangen. Nichts war größer als der Schrecken und das Erstaunen der Griechen über diese Forderungen. Hofetikette und Hofceremonien waren für sie keine Nebensachen, im Gegentheil Gegenstände des höchsten Ernstes und der größten Wichtigkeit. Lange ward also

über das Begehren des normännischen Helden hin und her geredet, bis endlich Graf Hugo, des vielen unnöthigen Redens müde, mit Heftigkeit einfiel: „noch habe man bis jetzt keine entscheidende Schlacht versucht; diese werde schneller als Worte zum Ziele führen.“ — Die Abgeordneten gaben nun in den meisten Punkten nach; aber auch der Kaiser ward vom Aufstehen von seinem Throne entbunden, wenn Boemund in das kaiserliche Zelt treten würde. Sobald man sich über alle diese Fragen vereiniget hatte, zeigten Griechen und Normänner sich gegenseitig ungemein gefällig. Constantinus Euphorbenus, einer der vornehmsten kaiserlichen Hofbeamten, der auch jetzt an der Spitze der, an Boemund abgeordneten Gesandtschaft stand, erlaubte den Normännern, ihr Lager von dem ungesunden Ort, wo es sich befand, nach einem gesundern zu verlegen; wofür Boemund ihm gestattete, sich nach Dyrrachium zu begeben, um sich dort zu überzeugen, daß alles darin in gehöriger Ordnung und der Verlust der Stadt für die Griechen auf keine Weise zu besorgen sey. — Bei der Unterredung wußte Boemund alles, was auf die frühern Verträge sich beziehen, oder auch nur von weitem dahin spielen konnte, sehr geschickt abzulenken, und der Kaiser selbst bedurfte der größten Behutsamkeit in seiner Rede, um die Empfindlichkeit des kühnen Helden nicht zu erregen. Aber demungeachtet wurden alle Bedingungen, die Alexius dem Boemund machte, geradezu von demselben verworfen; und schon hatte Boemund die Unterhandlungen abgebrochen, und stand im Begriff, ohne einen Vergleich abgeschlossen zu haben, wieder in sein Lager zurückzukehren, als doch noch durch die freundliche Vermittelung des gerne alles mit Milde ausgleichenden Cäsars Bryennius, des Gemahls der Prinzessin Anna Comnena, folgender Vertrag zu Stande kam: Boemund erhält als ein kaiserliches Lehen das Fürstenthum Antiochien, mit Ausnahme der Städte

Laodicäa, Gibellum, Antaradus und der übrige cilicischen Städte, jedoch blos auf Lebenszeit, und ohne ein Anrecht für seine Nachkommen; auch verspricht er, seinen Neffen Tancred mit Güte oder Gewalt dahin zu bringen, wegen seiner Besitzungen in Syrien dem Kaiser als seinem Lehnsherrn zu huldigen, und Beide sind als Vasallen desselben zu allen Leistungen eines Lehnsmannes verpflichtet, besonders, wenn von dem Kaiser dazu aufgefordert, zur Heeresfolge gegen alle Feinde des griechischen Reiches, daher sie auch keine Verbindungen eingehen dürfen, die diesen Bestimmungen zuwider laufen könnten. Sollte Boemund Länder erobern, welche ehemals zum griechischen Reiche gehörten, so hat er darauf kein Eigenthumsrecht, sondern es steht dem Kaiser frei, damit zu belehnen wen er will. Sollte er aber den Türken Länder abnehmen, welche nie zu den Provinzen des griechischen Reiches gehörten; so behält er sie zwar, jedoch blos als kaiserliche Lehen, und wird auch in dieser Hinsicht dem Kaiser lehnspflichtig. Dieser behält sich ferner auch das Recht vor, jedesmal den erledigten Patriarchenstuhl von Antiochien zu besetzen*). Boemund erhält von dem griechischen Kaiser jedes Jahr zweihundert Pfund Goldes, welches einer der fürstlichen Beamten von Antiochien in Constantinopel zu empfangen hat. Endlich macht sich Alexius verbindlich, dafür zu sorgen, daß in Zukunft alle Kreuzfahrer auf ihrer Reise durch die Länder des griechischen Reiches sich darin der vollkom-

*) Mithin auch aus dem Schooße der schismatischen griechischen Kirche. Wie konnte es aber den abendländischen, durchaus katholischen Fürsten Syriens mit einem solchen Patriarchen gedient seyn, in welchem sie nicht blos einen erklärten Gegner ihrer Religion, sondern auch einen, dem griechischen Kaiser ganz ergebenen, geheimen Späher und Auflauerer aller ihrer Handlungen und Unternehmungen nothwendig erblicken mußten.

mensten Sicherheit zu erfreuen haben sollten; und zwar so, daß er selbst ihnen alles ersetzen wolle, dessen sie, trotz der von ihm getroffenen Sicherheitsanstalten, dennoch beraubt werden könnten. — — Den Frieden bekräftigte Boemund unter einem, über heiligen Reliquien geschwornen Eide. Die Bischöfe von Amalfi und Tarent, der Abt des Klosters St. Andreas von Brundusium und zwei Mönche des fürstlichen Hauses, und mehrere der vornehmsten Ritter bekräftigten als Zeugen und Mitschwörer durch ihre Unterschriften den geschlossenen Vertrag. Auch der Kaiser Alexius und dessen Sohn und Nachfolger Johann beschwuren den Frieden, und zwölf der angesehensten griechischen Hofbeamten unterschrieben als Zeugen die Urkunde; endlich schmückte der Kaiser den Boemund auch mit dem Titel Sebastus*), und machte ihm überdieß noch eine Menge kostbarer Geschenke.

10. Alle Träume von künftiger Herrlichkeit, die Boemund, als er bei Aulon landete, schon in so naher Perspektive zu erblicken glaubte, waren jetzt verschwunden, und mit ihnen auch seiner Ritter stolze Hoffnungen auf Reichthümer und fürstliche Besitzungen in Griechenland. Viele waren daher mit dem Frieden unzufrieden, ohne jedoch angeben zu können, wie mit ihrem so sehr zusammengeschmolzenen, von Apulien, der Basis ihrer Streitkräfte, völlig abgeschnittenen Heere, der Krieg noch länger fortgesetzt werden könnte. — Boemund bekümmerte sich jedoch wenig um die Mißvergnügten und deren Aeußerungen**). Indessen hatte

*) Die Würde eines Sebastus stand höher als die eines Cäsars.

**) Dem bei weitem größten Theil war jedoch der Abschluß des Friedens äußerst erwünscht. Einige der Ritter, welche der Conferenz Boemunds mit den griechischen Gesandten beiwohnten, wurden schon über

er aber auch selbst, weil er den Antiochienern sich nicht mit jener vergrößerten Macht, mit welcher er wiederzukehren ihnen versprochen hatte, jetzt zeigen konnte, keine Lust, sogleich nach Antiochien zu gehen, sondern beschloß zuerst nach Apulien zurückzukehren. Da jedoch die Meisten von seinem Heere, um ihrem Gelübde Genüge zu leisten, das nächste Frühjahr nach Jerusalem zu dem heiligen Grabe zu wallfahrten wünschten, so bewirkte ihnen Boemund bei dem griechischen Kaiser die Erlaubniß, den Winter über in Illyrien bleiben zu dürfen. Er übergab hierauf sein Lager einigen kaiserlichen Beamten, welche es übernahmen, sowohl für den Unterhalt der Pilger während des Winters, als auch, wenn sie im Frühjahre ihre Reise nach dem gelobten Lande antreten würden, für deren sicheres Geleit durch die Provinzen des griechischen Reiches Sorge zu tragen. Indessen gab es doch noch mehrere unter Boemunds bisherigen Kriegsgenossen,

---

die übertriebenen Foderungen ungeduldig, welche jener in Beziehung auf die Art machte, wie der Kaiser ihn empfangen sollte. Sie sagten ihm nachher: „mache Frieden; denn dieser ist uns nothwendiger als alles Uebrige." — Dem Ordorikus Vitalis zu Folge sahen jetzt die Ritter und Edeln von Boemunds Heere selbst ein, sagten es auch ganz unumwunden zu Boemund selbst, daß der Krieg, den sie bisher gegen den griechischen Kaiser geführt, ein höchst ungerechter Krieg sey, dem auch nicht ein einziges Rechtsprinzip zum Grunde liege. Blos aus Ehrgeiz und unmäßiger Begierde nach Herrschaft in fremdem Lande habe Boemund ihn angefangen, und sie selbst hätten auch ihrer Seits nur aus lauter Habsucht eine solche, ihre Kräfte weit übersteigende Last und Arbeit auf sich geladen. „Wenn du," sagten einige derselben zu dem normännischen Fürsten, „jetzt noch vor geschlossenem Frieden das Unglück hättest, in Gefangenschaft zu gerathen, oder gar in einem Gefechte zu fallen; welchem unübersehbaren Elende würden alsdann nicht alle die Deinigen preisgegeben seyn."

die des Glaubens waren, daß ihr Gelübde durch eine bloß fromme Wallfahrt zu dem heiligen Grabe in Jerusalem noch nicht gelößt sey, sondern sie auch noch zum Kampfe gegen die Ungläubigen verbindlich mache. Diese begaben sich ohne weiteres nach Antiochien zu Tancred, um unter dessen Anführung die Feinde des Christenthums zu bekämpfen, und dann erst nach vollbrachtem ruhmvollen Kampfe auch nach Jerusalem zu pilgern, um dort am heiligen Grabe zu beten. Sehr klein war demnach die Anzahl derjenigen, welche mit Boemund sich einschifften und nach Apulien zurückkehrten. Hier begann Boemund sogleich die nöthigen Vorbereitungen zu seiner Rückkehr nach Syrien. Des Kaisers reiche Geschenke setzten ihn in Stand, Ritter und ansehnliches Kriegsvolk in seinen Sold zu nehmen. Aber mitten unter diesen kriegerischen Beschäftigungen, kaum sechs Monate nach geschlossenem Frieden, machte plötzlich der Tod seinem geräusch- und thatenvollen Leben ein Ende. Seine Gemahlin Constantia, König Philipps Tochter, hatte ihm zwei Söhne geboren. Der Erste, Johann, starb schon bevor er noch die Knabenjahre erreicht hatte; aber der Andere, Boemund, ein wunderschöner Knabe, ward der Erbe des schon so ansehnlichen väterlichen Fürstenthums von Antiochien.

11. Da Boemunds irdische Laufbahn ihn nicht gerade zu einem sehr entfernten Ziele der dem Menschen gegönnten Jahre geführt hatte, er im Gegentheile gleichsam in der Mitte derselben auf einmal und ganz unerwartet der Welt entrissen ward; so läßt es sich auch nicht errathen, ob er nach seiner Rückkehr in Syrien seinem mit dem Kaiser geschlossenen Vertrage treu geblieben, so wie auch überhaupt, ob sein ungewöhnliches kriegerisches Talent und seine seltene Heldenkraft den Angelegenheiten der Christenheit im Orient förderlich,

oder ob nicht vielleicht sein bald wieder erwachender Ehrgeiz und seine Herrschsucht denselben vielmehr nachtheilig gewesen seyn würden. Aber auch dem griechischen Kaiser brachte jetzt dessen mit Boemund geschlossener Friedens- und Freundschaftstraktat nicht die Früchte, die er sich davon versprochen hatte. Von Tancred ward derselbe nicht anerkannt, daher auch Antiochien dem griechischen Reiche nicht zurückgegeben, und eben so wenig wurden auch die früher von Tancred eroberten griechischen Städte an der Seeküste und in Cilicien den Griechen wieder überlassen, und noch weniger Lehns- und Abhängigkeitsverhältnisse der christlichen Fürsten in Syrien von dem griechischen Kaiser dadurch begründet. Den einzigen, jedoch nicht unbedeutenden Vortheil, welchen Alexius von dem geschlossenen Frieden hatte, war, daß die übermäßigen, die Kräfte seines ohnehin schon erschöpften Reiches beinahe übersteigenden Opfer und Anstrengungen nun ein Ende hatten, er selbst von der quälenden Besorgniß, in welche, während Boemund ihm so nahe stand, die unaufhörlichen, geheimen verrätherischen Umtriebe seiner Großen ihn gesetzt hatten, jetzt befreiet ward, und endlich, daß er aus seinem Reiche einen Feind entfernte, dessen Unüberwindlichkeit im offenen Felde Er selbst und alle Griechen längst schon anerkannt hatten.

XVII.

Tancreds mehr als heldenmäßige Verwaltung des Fürstenthums Antiochien während Boemunds Abwesenheit.

1. Das Fürstenthum Antiochien befand sich, wie man sich erinnern wird, als Boemund es verließ und die Verwaltung desselben seinem Neffen übertrug, in der bedrängtesten Lage. Schon aller Städte, die ihm

Vormauern dienten, beraubt; auf allen Seiten von
einden umgeben, und dabei ohne Geld und Kriegs-
lk: welcher andere Ritter hätte unter diesen ver-
weiflungsvollen Verhältnissen den Schutz und die
ertheidigung Antiochiens unternehmen mögen. Aber
größer und abschreckender die Gefahr, je höher stieg
ancreds Muth. Seinem drückendsten Bedürfnisse,
mlich dem Geldmangel, machte glücklicher Weise gar
ld ein, theils erzwungenes, theils freiwilliges Anle-
n von hunderttausend Goldstücken ein Ende*); und
it Hülfe dieses Geldes sah sich der Held schon we-
ge Wochen nach Boemunds Abreise an der Spitze
ner ansehnlichen Schaar Ritter und Fußvölker.
ancred eilte nun, alle im vorigen Jahre den Chri-
n genommenen Städte wieder zu erobern. Seine
nmtlichen Streitkräfte aus Antiochien, Edessa und
Albaschar, welche beide letzteren Fürstenthümer er jetzt
enfalls verwaltete, zog er also, ohne Zeit zu verlie-
t, zusammen, fiel damit in das türkische Gebiet
d belagerte die Stadt Artasia. Mit einem Heere

*) Ein Einwohner von Antiochien, der Tancreds pein-
liche Verlegenheit kannte und warmen Antheil daran
nahm, begab sich zu dem Fürsten und bezeichnete
ihm hundert Bürger, wovon ein jeder im Stande
wäre, ihm tausend Goldstücke zu leihen. Diese ließ
nun Tancred zusammenrufen und ihnen vorstellen,
daß der Staat jetzt durchaus eines Anleihens von
hunderttausend Goldstücken bedürfe, sie demnach sämmt-
lich ersucht würden, dieses Anleihen gegen Bezahlung
mäßiger Zinsen zu übernehmen; wobei ihnen jedoch
zugleich bemerkt ward, daß, da die Erhaltung des
christlichen Staates in Antiochien jetzt auf dem Spiele
stünde, nun auch der Fürst, wenn sie sein Gesuch zu-
rückwiesen, sich des Geldes mit Gewalt zu bemächti-
gen berechtiget wäre. Dieser letzte Grund war über-
wiegend. Man vereinte sich das Anleihen zu über-
nehmen; und gerne und freiwillig zahlte nun jeder
das ihn dabei treffende Quantum.

von zehntausend Reitern und zwanzigtausend Mann Fußvolkes rückte Rodvan, Emir von Haleb, zum Entsatz der Stadt heran. Sobald Tancred Kunde davon erhielt, brach er aus seinem Lager vor Artasia auf, und ging, um sich zur bevorstehenden Schlacht ein für sein kleines Heer günstiges Terrain zu wählen, dem Feinde entgegen. Hinter einer breiten, aber ungemein steinigen, hie und da mit den größten Steinen überfüllten und daher für Reiterei ganz unbrauchbaren Ebene stellte er seine Schaaren in Schlachtordnung und erwartete den feindlichen Angriff. Um ihn anzugreifen mußte nun der Feind mit unsäglicher Mühe und in ziemlicher Unordnung sich erst über diesen sehr breiten, ungemein steinigen Weg hinüber winden. Aber kaum auf der andern Seite angekommen, sprengte sogleich Tancred mit allen seinen Rittern auf ihn, und da jetzt die Türken ihre gewöhnliche Kampfart nicht gebrauchen konnten, nämlich ihren Feinden einen Hagel von Pfeilen entgegen zu senden, dann sogleich eiligst zu fliehen, um eben so schnell wieder zu erneuertem Angriff zurückzukehren, und dieß so lange zu wiederholen, bis sie endlich mit ihren Pfeilen schon eine Menge der Feinde getödtet hatten, und nun mit dem Säbel in der Faust in ihn einhauen konnten; kurz, da die Türken jetzt, wegen des in ihrem Rücken liegenden Steinweges, diese Kampfart nicht anwenden konnten; so geriethen sie durch die derben Lanzenstöße der christlichen Ritter bald in eine solche Verwirrung und verloren so sehr allen Muth, daß sie Köcher und Pfeile von sich warfen, und um desto schneller über die Steine hinwegzukommen, von den Pferden abstiegen, diese den Christen überließen und sämmtlich blos in eiligster Flucht ihr Heil suchten. Aber desto tapferer schlug sich das türkische Fußvolk. Die Schlacht fing des Morgens um neun Uhr an, und erst um vier Uhr des Nachmittags hatte Tancred einen der vollständigsten

Siege über das türkische Heer erfochten. Das Schlachtfeld war mit erschlagenen Türken bedeckt, und das ganze feindliche Lager und eine Unzahl von Pferden und Kameelen fielen in die Hände der Christen. Nach der Schlacht öffnete Artasia ihre Thore den Siegern. Aus mehreren andern Städten flohen die Muselmänner, von Schrecken ergriffen über die Niederlage eines so zahllosen Heeres, nach Haleb; und noch vor Ende des Jahres 1105 war Tancred schon wieder nicht nur im Besitze aller von den Christen früher schon gewonnenen Städte und Burgen, sondern hatte sogar den ganzen südlichen und westlichen Theil des so weitschichtigen Emirats von Haleb sich unterworfen.

2. Aber eine nicht minder wichtige, gleich im folgenden Jahre gemachte Eroberung Tancreds war die der großen, ungefähr sechzehn Meilen südlich gelegenen Stadt Apamea*). Vorzüglich behülflich dazu gewesen war ihm die unter den Muselmännern selbst herrschende Partheiung. Die Einwohner von Apamea nämlich waren Aliten; vertrieben daher den, ihnen von dem Chalifen von Bagdad geordneten Statthalter, und unterwarfen sich dem Chalifen von Aegypten. Dieser gab ihnen einen andern Statthalter. Da aber Chalaph, so hieß der neue Emir, die Einwohner außerordentlich drückte, gleich einem wahren Tyrannen ohne alle gegründete Ursache viele hinrichten ließ; so wandten sich die Apameer heimlich an Abu Taher, Fürsten der Assassinen in Sarmin, ihn bittend, ihnen einige im Ermorden geübte Assassinen zu schicken, um

*) Apamea war damals eine große, reiche, sehr bevölkerte und dabei wohl befestigte Stadt. Schon durch ihre Lage war sie zu einer Festung geeignet; denn sie war auf einem hohen Hügel erbaut, den der dabei vorüberströmende Orontes und ein sehr großer See zu einer Halbinsel gestaltete.

die Stadt von ihrem Tyrannen zu befreien. Abu Taher schickte ihnen den Abulfetha, einen Häuptling der Assassinen mit noch mehreren ihrer Genossen. Bei Nachtzeit schlichen diese sich in die Stadt. Sogleich schlossen sich ihnen die Einwohner an. In wildem Aufruhr ward nun die Mauer der auf einer Anhöhe gelegenen Burg, in welcher Chalaph seine Wohnung hatte, erbrochen und er selbst, als er den Stürmenden entgegen ging, mit einem Lanzenstoße niedergestreckt. Auch einige seiner Söhne wurden ermordet, die andern entflohen nach Damaskus; worauf Rodvan, Emir von Haleb, zum Herrn von Apamea ausgerufen ward, und Abu Taher seinen Sitz auf der Burg nahm. Aber Beide blieben nicht lange Herren weder von der Stadt und deren Gebiete, noch auch von der Burg. Zwei der nach Damaskus entflohenen Söhne des ermordeten Chalaphs kamen mit hundert arabischen und türkischen Reitern zu Tancred, und forderten ihn auf sich der Stadt Apamea zu bemächtigen. Ungesäumt zog Tancred dahin, beschoß die Stadt mit seinen Wurfmaschinen und schloß sie dabei so enge ein, daß, als Niemand mehr hineinkommen konnte, eine Hungersnoth darin entstand, die den Abu Taher zwang, die Stadt und die Burg den Christen zu übergeben. Den Einwohnern hatte Tancred Leben und Freiheit zugesichert. Den Abu Taher jedoch ließ er gefangen nach Antiochien abführen, und erst nach Erlegung eines sehr ansehnlichen Lösegeldes wieder nach Haleb ziehen. Jener Häuptling der Assassinen aber*), der den Chalaph

*) Von diesem besondern, in der Geschichte ganz eigenen Staate der Assassinen, dessen Oberhaupt, obgleich nur über einige Burgen und höchstens siebenzigtausend Unterthanen gebietend, dennoch die mächtigsten Sultane des Asiens zittern machte; von dieser ganz sonderbaren, nur im hohen Orient möglichen Er-

ermordet hatte, ward, wahrscheinlich auf Begehren der Söhne des Ermordeten, welche Gerechtigkeit foderten, hingerichtet. Beide arabische Jünglinge erhielten, zur Belohnung ihrer den Christen geleisteten Dienste, sehr reiche Ländereien in dem Gebiete von Apamea.

3. Nun wandte Tancred seine Waffen auch gegen die Griechen. Einen günstigern Zeitpunkt hätte er nicht wählen können. Boemunds feindlicher Einfall in Griechenland hatte den Kaiser gezwungen, alle seine Streitkräfte zu See wie zu Lande nach Europa zu ziehen. Auch die beiden trefflichen Feldherren, Cantacuzenes und Monastras wurden, um den Thron des Kaisers zu vertheidigen, aus Cilicien zurückgerufen. In der Wahl derer, die diese beiden tüchtigen Männer ersetzen sollten, war Alexius diesmal nicht glücklich. Sie hießen Pezeas und Aspiates. Beiden fehlte es zwar nicht an kriegerischer Intelligenz, am wenigsten dem Letztern. In der Nähe des Kaisers und unter dessen Augen hatte er sich, stets eifrig und unverdrossen in seinem Dienste, als einen sehr brauchbaren, tadellosen Krieger erwiesen. Aber jetzt der Zucht des Kaisers entbunden und sich selbst überlassen, überließ er sich nun auch seiner Seits, und zwar ganz zügellos, seinem ganz unmäßigen Hang nach Vergnügungen, fröhnte allen seinen Lüsten, schwelgte Tag und Nacht an üppig besetzten Tafeln, und vernachlässigte die öffentlichen Angelegenheiten so gänzlich, daß er selbst noch nicht zur Besinnung kam, als es doch schon offenkundig war, daß Tancred furchtbare Zurüstungen gegen die Griechen mache. Als nun dieser plötzlich an der Spitze von zehntausend Mann vor Mopsuesta erschien, war in dieser Stadt noch nicht die

scheinung, werden wir an einem andern Ort und zu einer mehr dazu geeigneten Zeit unsern Lesern näheren und umständlicheren Bericht erstatten.

mindeste Vorkehrung zur Vertheidigung derselben getroffen. Es gebrach selbst an den ersten und nothwendigsten Bedürfnissen. Nach einer Belagerung von wenigen Tagen mußte Mopsuesta sich ergeben; eben so auch Maraklea, Gibellum und die übrigen Küstenstädte in Cilicien. Tancred zog hierauf gegen Laodicäa. Hier befehligte Pezeas. Er war jedoch blos im Besitze der Stadt, aber nicht der Burg, die, obgleich der griechische Feldherr sie schon auf das äußerste gebracht hatte, doch noch immer tapfern Widerstand leistete. Als Tancred jetzt mit seinem Heere sich näherte, mußte Pezeas nicht blos die Belagerung der Burg aufheben, sondern auch die Stadt selbst räumen, und Tancred war nun wieder Herr von Beiden.

4. Noch nie war die Macht des Fürstenthums Antiochiens und der Grafschaft Edessa so glänzend, als jetzt am Ende des vierten Jahres der Verwaltung Tancreds. Sie erstreckte sich vom Meere bis jenseits des Euphrats, und in den Ländern aller umherwohnenden Emirs war Tancreds Ansehen gebietend und vorherrschend. Um mit dem gefürchteten Helden im Frieden zu bleiben, zahlten die türkischen Fürsten und Statthalter ihm größtentheils einen sehr beträchtlichen Zins. So z. B. zahlte der Fürst von Hama ihm jährlich zweitausend Goldstücke, der von Schaizar viertausend, der von Tyrus siebentausend und Rodvan von Haleb gar dreißigtausend. — Um ihre Macht und ihr Ansehen noch immer mehr zu erweitern und zu befestigen, fehlte es den Christen am Orontes wie am Euphrat an nichts, als woran es ihnen gerade am mehrsten gebrach, nämlich an Einigkeit unter ihren Fürsten. — Auch Tancreds wahrhaft edle Heldenseele schlummerte bisweilen, zwar nur selten und nur dann, wann gewisse, aus seinem von Ehrgeiz und Herrschsucht nicht ganz freien Herzen aufsteigende

Dünste seine Brust beengten und sein Haupt umnebelten. — Nach vierjähriger Gefangenschaft hatten endlich Balduin von Edessa und Joscelin von Tellbaschar ihre Freiheit erhalten und waren wieder zu den Ihrigen zurückgekehrt*). Aber trotz seines geleisteten Eides wollte jetzt Tancred weder dem Grafen Balduin seine Grafschaft Edessa, noch dem Joscelin Tellbaschar nebst den andern Besitzungen wieder zurückgeben. Als Balduin vor Edessa ankam, waren die Thore der Stadt für ihn geschlossen. Ein heftiger Zank entstand zwischen den drei Fürsten. Zum Glück waren Tancreds Verirrungen nicht von langer Dauer, und seiner Pflicht bald wieder eingedenk, gab er einem Jeden das Seinige zurück. Aber dieses vermessene Erkühnen Tancreds hatte einen Funken unversöhnlicher Feindschaft in die Gemüther der beiden andern Fürsten geschleudert. Sie beschlossen, sich an Tancred zu rächen und kündigten ihm offene Fehde an. Beide erlagen doch bald in dem Kampfe gegen den Helden. Tancred schlug ihre Schaaren in die Flucht und belagerte den Balduin in der Burg Dalluck, in die er sich nach verlorner Schlacht

---

*) Balduin und Joscelin erhielten ihre Freiheit auf dieselbe Weise, wie sie auch Boemund von dem Fürsten Kameschtekin erhalten hatte. Beide waren, wie man weiß, in die Gefangenschaft des Emirs Dscherkermiß von Mosul gefallen. Als dieser jedoch von Dschawali aus seinem Emirat vertrieben ward, kamen die beiden Gefangenen aus der Gewalt des Erstern in die des Andern. Doch auch Dschawali fiel bald in die Ungnade des großen Sultans und ward seiner Statthalterschaft entsetzt; da er aber entschlossen war, sich mit den Waffen in der Hand in dem Emirat von Mosul zu behaupten, so gab er für ein Lösegeld von hunderttausend Byzantinen dem Balduin wie dem Joscelin ihre Freiheit, und schloß mit ihnen ein Defensivbündniß gegen ihre beiderseitigen Feinde.

mit dem Rest seiner Leute geworfen hatte. Aber nun machte Joscelin das Aergerniß voll. Um die Burg zu entsetzen und seinen Lehnsherrn zu befreien, wandte er sich an Dschawali, den Emir von Mosul, und erhielt von demselben eine bedeutende Anzahl türkischer Hülfsvölker. Aber nun glaubte Tancred das, was seine Gegner zu thun für erlaubt gehalten, sich ebenfalls erlauben zu dürfen, bat demnach den Emir Rodvan um Hülfe, und erhielt von demselben die ganze kriegerische Mannschaft von Haleb zu seiner Verfügung. Bei Tellbaschar kam es zu einer sehr hitzigen, blutigen Schlacht, in welcher zwar Tancred abermals einen vollständigen Sieg erfocht, jedoch erst, nachdem fünfhundert antiochenische Christen auf seiner Seite gefallen waren. Aber nun konnten alle redlich gesinnten Ritter auf beiden Seiten ihren Unmuth über dieses schreckliche Aergerniß nicht länger zurückhalten, und drangen so lange in ihre Fürsten, bis es ihnen endlich gelang, Friede und Einigkeit unter denselben wieder herzustellen. Aber kaum war dieser Friede geschlossen, als Balduin und Joscelin durch eine beinahe unerhörte Niederträchtigkeit nicht nur ihrem Namen eine ewige Schandsäule setzten, sondern auch eine schreckliche Ahndung von den Türken sich zuzogen. Beide hatten dem Dschawali ihre Freiheit zu danken, hatten mit ihm ein Bündniß geschlossen, ihn in ihrem Streite mit Tancred um Hülfe ersucht, und diese auch sogleich von ihm erhalten. Und jetzt, nachdem sie sich mit Tancred ausgesöhnt hatten, verabredeten sie sich mit demselben, Dschawali und seine Schaaren plötzlich zu überfallen und sie sämmtlich zusammen zu hauen. Aber wie es scheint, erhielt Dschawali Kunde davon, kam ihnen daher zuvor, erschlug Balduins und Joscelins Reisige bis auf den letzten Mann, und zog dann mit einer, den fränkischen Rittern nicht sehr günstigen Meinung wieder in sein Land.

5. Zwischen Tancred, Balduin und Joscelin war zwar jetzt Friede, jedoch wahre Einigkeit unter ihnen blos dem Scheine nach hergestellt. Geheimer Groll blieb in den Gemüthern zurück, und besonders nagte an dem Herzen Balduins noch einige Zeit der schwärzeste Argwohn gegen Tancred. Vor der Stadt Tripolis machte zwar König Balduin, wie man sich erinnern wird, einen neuen Versuch, die Fürsten mit einander vollkommen zu versöhnen. Aber auch dieser gelang nur zum Theile, wenigstens doch in so weit, daß die Fürsten ihre Beschwerden gegen einander für den gegenwärtigen Augenblick beseitigten, und sämmtlich zur Belagerung und Eroberung Tripolis, wie wir schon berichteten, kräftig mitwirkten. Aber es dauerte nicht lange, so brachen die im Stillen grollenden Gemüther schon wieder in die gehässigsten gegenseitigen Vorwürfe aus, und ein blutiger Kampf zwischen Christen und Christen wäre auf das Neue zu befürchten gewesen, hätte nicht im folgenden Jahre König Balduin das Glück gehabt, in einem feierlichen, am Euphrat gehaltenen Fürstengericht, besonders durch seine, in beredtem Vortrage an Tancred gerichteten, ungemein rührenden Ermahnungen, eine vollkommene und aufrichtige Aussöhnung zu Stande zu bringen; so daß Beide gelobten, in Zukunft treu und redlich im Kampfe gegen die Ungläubigen einander beizustehen. — Zum Glücke, daß die Türken von der bisherigen Uneinigkeit der Fürsten keine Vortheile zu ziehen wußten. Zu Folge eines von dem großen Sultan erlassenen allgemeinen Aufgebotes waren zwar zweimal nach einander, während der Zeit, als die Fürsten in Zank und Hader gegen einander lagen, zahllose türkische Heere in die christlichen Staaten am Euphrat und Orontes eingefallen, hatten die Stadt Edessa wie auch die unbezwingbare Burg Tellbaschar schon umlagert, und schwerlich würde König Balduin, der mit

einem bei dreißigtausend Mann starken Heere zur Hülfe herbeieilte, Edessa gerettet haben, hätte nicht die Uneinigkeit der Türken und der unter ihnen herrschende Zwist, besonders auch die Furcht vor der allzugroßen Macht des Sultans, die auf Unkosten der Christen noch mehr zu erweitern es offenbar nicht in ihrem Interesse lag, alle ihre Unternehmungen gelähmt, so daß sie jedesmal, ohne etwas ihrer Anzahl und Stärke Würdiges ausgerichtet zu haben, wieder nach Hause zogen.

6. Indessen bot sich dem Tancred bald wieder eine neue Veranlassung dar, seine Macht und seine Besitzungen ungemein zu vermehren. Der unredliche Emir Rodvan von Haleb hatte auf ein falsches Gerücht, daß Tancred am Euphrat in einem Gefechte mit den Türken gefallen sey, den mit demselben im vorigen Jahre geschlossenen Friedens- und Freundschaftsvertrag treulos gebrochen, mehrerer zu Antiochien gehöriger, in dem Gebiete von Haleb liegender Städte durch Ueberfall sich bemächtiget und, bis vor die Thore von Antiochien streifend, die umliegende Gegend grausam verheert. Aber hart ward dafür auch jetzt der treubrüchige Emir gezüchtiget. Tancred nahm ihm nicht nur die, von ihm besetzten antiochenischen Städte schnell wider ab; sondern eroberte auch Atsareb (Sarepta), Rodvans wichtigste und stärkste Festung; bald darauf auch Sardahna, auf dem Gebirge bei Gibel gelegen, und für Rodvan eine nicht minder wichtige und starke Festung; endlich noch viele andere minder bedeutende Städte und Burgen; einige, und unter diesen das jenseits des Euphrats ungemein freundlich gelegene Städtchen Bales, ließ Tancred niederbrennen; und nun Herr von der ganzen umliegenden Gegend, so daß ohne seinen Willen gar keine Lebensmittel nach Haleb konnten gebracht werden, zwang er den Emir, den Frieden, um den dieser jetzt flehete, mit zwanzig

tausend Goldstücken zu erkaufen, zehn der kostbarsten arabischen Pferde zu liefern und die Zahlung des, vor einigen Jahren ihm auferlegten jährlichen Zinses von dreißig tausend Goldstücken wieder zu erneuern. Rodvan befand sich von Tancred in einer solchen Abhängigkeit, daß er von jetzt an jeder auch noch so harten Forderung desselben sogleich mit wahrhaft unterwürfiger Bereitwilligkeit entgegen kommen mußte.

7. Aber alle Lehren der Vergangenheit konnten den unbeständigen, von jedem Winde hin- und hergetriebenen Rodvan nicht klug machen. Während er dem Tancred auf alle Art schmeichelte, ging er geheime Verbindungen mit dem Athabeck von Damaskus ein, und suchte diesen, unter dem Versprechen seines und seiner Freunde Beistandes zum Krieg gegen den Fürsten von Antiochien zu bewegen. Als jedoch Tancred, bevor noch der Vertrag mit dem Athabeck von Damaskus förmlich abgeschlossen war, schon Kunde davon erhielt, verlor Rodvan auch sogleich wieder allen Muth. Er sandte Abgeordnete an Tancred und ließ ihm wieder vieles Geld und eine Menge anderer Vortheile anbieten, wenn er mit ihm im Frieden bleiben wollte. Aber alle Anerbietungen wieß der Held von sich zurück. Den unzuverlässigen, schwachen, überhaupt ganz werthlosen Rodvan völlig zu vertreiben, war jetzt Tancreds fester Entschluß. Nur die ungemein feste Stadt Ezaz durfte noch genommen werden, und Haleb fiel dann von selbst; und schon machte Tancred schreckende Zurüstungen zu einem Unternehmen, an dessen Erfolg beinahe nicht mehr zu zweifeln war, als er ganz unvermuthet von Gott im folgenden Jahre von dem Schauplatze seiner Heldenthaten abgerufen ward. Tancred starb am 6. December des Jahres 1112. Des Helden letztes Geschäft, als er dem Tode sich nahe fühlte, war, daß er für seine junge

Gemahlin Cäcilia, Frankreichs edle Tochter, sorgte daß sie nach seiuem Tode in fremdem Lande nicht ohne, Schutz und Beistand seyn möchte. Der junge Pontius, Sohn des erst vor einigen Monaten gestorbenen Grafen Bertrams von Tripolis, ein ungemein schöner, hoffnungsvoller sechzehnjähriger Jüngling befand sich an Tancreds Hofe, um unter der Anführung und Leitung des Helden sich nach und nach zum Ritter zu bilden. Diesen ließ Tancred nebst seiner, nun bald eine trauernde Wittwe werdende Gemahlin vor sein Sterbelager kommen, und legte Beider Hände in einander, daß nach seinem Tode Pontius Cäciliens Gemahl werden sollte. Der Wunsch des großen Sterbenden ward erfüllt; denn sobald Pontius die Jahre der Mannbarkeit erreicht hatte, ward auch Cäcilie die holde, treue Gefährtin seines Lebens. — Das Fürstenthum Antiochien übergab Tancred seinem Schwestersohne Roger, nachdem dieser feierlich gelobt hatte, das Fürstenthum, von dem ja Tancred selbst nur der Verwalter gewesen wäre, dem Sohne des verstorbenen Boemund, Boemund II., zu übertragen, sobald dieser nach Syrien kommen und das ihm rechtmäßig zukommende väterliche Erbe fodern würde. — Nach diesen Anordnungen verschied Tancred, sanft und gottergeben noch am Abend desselben Tages. Seine Leiche ward in der Vorhalle der Kirche zum heiligen Petrus in Antiochien beigesetzt. — Alle gleichzeitige Geschichtschreiber preisen Tancreds große Frömmigkeit, und führen als Belege die vielen herrlichen Tempelgaben an, mit denen er Kirchen und Kapellen nicht nur in Antiochien, sondern auch in Galiläa geschmückt habe. Obgleich wir in Tancreds Geschichte gesehen haben, daß ihm auf seiner Heldenlaufbahn das heilige Interesse der Religion und der Christenheit nicht gerade immer der einzige, ihn leitende nördliche Polarstern gewesen sey; so wollen wir doch keineswegs aus diesem Grunde gegen seinen

frommen Sinn eine Widerrede erheben. Nur glauben wir hier bemerken zu müssen, daß Klöster gründen, Kirchen erbauen und sie zieren, und manche andere ähnliche äußere Werke noch lange keine vollgültigen, vollkommen überzeugenden Beweise ächter Frömmigkeit, das heißt eines wahren, innern heiligen Wandels sind. Nur gar zu oft täuschen sich hierin die Menschen, besonders die Mächtigen und Großen dieser Erde, die nicht selten durch solche äußere, ihnen nicht schwer fallende, sogenannte fromme Werke, sich von andern, für sie ungleich schwerer zu erfüllenden Pflichten, bei Gott loszukaufen wähnen. Solche äußere Werke können nur dann Gott gefällig seyn, wenn sie von etwas weit Höherem bedingt werden, als: Gott aus allen Kräften seiner Seele lieben, mithin Ihn allein zum einzigen Zweck aller Handlungen und Bestrebungen machen, daher jeder Neigung, jeder Leidenschaft, besonders dem Ehrgeiz und der Herrschsucht strenge gebieten, nie, auch nicht eine Nacht über Groll in dem Herzen gegen den Bruder hegen, und endlich alles dieß in das so durchaus nothwendige himmlische Gewand der tiefsten Demuth und Selbstverläugnung einhüllen*). War aber in dieser Hinsicht auch Tancreds Charakter nicht ganz fleckenlos; so war er doch unstreitig der edelste, unbescholtenste und großherzigste von allen Fürsten, die unter dem Panier des Kreuzes nach dem heiligen Lande gezogen waren. An Heldenmuth, persönlicher Tapferkeit, weiser Vorsicht und Kriegskunde stand kein einziger, kaum noch sein großer Oheim Boemund mit ihm auf gleicher Linie. Durch seinen Tod erlitten nicht blos die Fürstenthümer

*) Alles dieß war, wie wir zu unserer größten Erbauung gesehen, in dem wahrhaft frommen, großen König Gottfried von Bouillon, und zwar in dem schönsten harmonischen Einklange vereint.

am Euphrat und Orontes, sondern auch das eigentliche Königreich Jerusalem, einen wahrhaft unersetzlichen Verlust, an welchen besonders die Antiochener durch seines Nachfolgers unverständige Verwaltung, und dessen nie durch Einsicht und Klugheit geleitete Kampflust nur zu oft und zu schmerzhaft erinnert wurden.

XVIII.

Letzte Jahre der Regierung Balduins I.

1. Seit dem, von Roger, Tancreds Nachfolger, bald nach dessen Tode bei Danit erfochtenen Siege, genossen die Christen im Orient einer beinahe ununterbrochenen Ruhe. Mehrere Jahre nach einander erschienen bei Ascalon keine ägyptischen Heere mehr, was doch früher beinahe jedes Frühjahr geschehen war. Auch am Euphrat beunruhigten die Türken nur noch selten die Christen durch unbedeutende Raubzüge, und wurden gewöhnlich von denselben, freilich erst, nachdem sie hie und da schon eine Strecke Landes verwüstet hatten, mit blutigen Köpfen wieder zurückgejagt. Während dieser Zeit der Ruhe konnten der König und die Fürsten ihre Aufmerksamkeit beinahe ganz ungetheilt der innern Verwaltung ihrer Länder zuwenden. Um ihre Grenzen zu decken und die Verbindung im Innern noch mehr zu sichern, erbaueten sie eine Menge Burgen und feste Schlösser, ließen auch die zerfallenen wieder herstellen und durch neue Werke noch mehr befestigen. — Mehr zu seinem Vergnügen und um einen Theil seiner Ritter zu beschäftigen, unternahm König Balduin, im Anfange des Jahres 1116 mit zweihundert Rittern und vierhundert Mann Fußvolkes einen Zug nach dem Berge Horeb an der Grenze des steinigen Arabiens, und erbauete hier, zum Erstaunen der herumwohnenden arabischen Stämme, auf einem, in einer äußerst anmuthi-

gen und fruchtbaren Gegend gelegenen Hügel eine Burg, der er den Namen Montroyal gab. — Im folgenden Jahr zog Balduin mit sechzig auserlesenen Rittern und einigen hundert kühnen Fußknechten sogar durch die Wüste bis an das rothe Meer. Als man ihm hier sagte, daß auf dem Berge Sinai, wo einst Moses die Tafeln des Gesetzes empfangen, ein von frommen Mönchen bewohntes Kloster stehe, hatte er sogleich Lust, auch diesen heiligen Berg zu besteigen und die Mönche zu besuchen, ward jedoch davon durch einen, aus dem Kloster gesandten Boten abgehalten, der mit der Bitte zu ihm kam, daß er die Mönche mit seinem Besuche nicht beehren möchte, indem dadurch der Argwohn der Muselmänner gar leicht geweckt und das Kloster harter Verfolgung und Mißhandlung ausgesetzt werden könnte. Als Balduin hier erfuhr: er sey von Babylon*), dem Sitze des Kalifen, nur vier Tagreise entfernt; wandelte auch sogleich ihn und seine Ritter, für die wie für ihren König die kühnsten und gefahrvollsten Abentheuer gerade am anlockendsten waren, die Lust an, bis zu diesem Wohnsitze des Kalifen vorzudringen und durch plötzlichen Ueberfall sich desselben zu bemächtigen; als er aber sah, daß schon von mehrern Seiten ägyptische Truppen sich in großer Anzahl an der Grenze zusammenzogen, gab er sein Vorhaben auf, zog durch das Thal Hebron gen Askalon zurück, nahm alles Vieh, was er in der Gegend die-

*) Man darf diese Stadt nicht mit dem uralten Babylon, der Hauptstadt des ehemaligen babylonischen Reiches, verwechseln. Das hier oben erwähnte Babylon lag in Aegypten auf der Ostseite des Nils, jedoch nicht ganz nahe an demselben, sondern etwas oberhalb der südlichen Spitze des Delta, an dem arabischen Gebirge, der Grenze zwischen Unter- und Mittelägypten. Die Ruinen davon, die man bei Alt-Kairo sieht, werden auch jetzt noch Baboul genannt.

ser Stadt auf den Weiden fand, mit sich fort, und kam mit einer Beute von zweihundert Kameelen und eine Menge Ochsen, Kühe, Schafen und Ziegen nach Jerusalem zurück.

2. Aber ein ganz besonderes Verdienst erwarb sich unstreitig König Balduin dadurch, daß er das bisher immer noch beinahe völlig verödete Jerusalem auf das neue wieder zu bevölkern suchte. Bei der Einnahme der Stadt durch die Christen waren, wie wir wissen, alle muselmännische Einwohner, bei siebenzig tausend an der Zahl, ermordet worden. Auch ward nachher in ruhigerer Zeit keinem Muselmann gestattet, in Jerusalem zu wohnen, weil die Christen glaubten, daß, durch die Anwesenheit der Ungläubigen in der Stadt, die heiligen Oerter entweihet würden. Von den ehemaligen syrischen christlichen Einwohnern befand sich bei der Eroberung Jerusalems nur noch eine sehr kleine Anzahl in der Stadt; denn da sie sich von Seite der Muselmänner den Verdacht zugezogen hatten, das christliche Heer herbeigerufen zu haben, so waren sie von den Ungläubigen größtentheils erschlagen, oder aus der Stadt vertrieben worden. Derer die, noch bleiben durften, waren es äußerst wenige, und diese meistens sehr arme Leute. Aber nun waren auch die Abendländer, nachdem sie von Jerusalem Besitz genommen hatten, besonders da gleich darauf viele davon mit den übrigen Fürsten nach Europa zurückkehrten, bei weitem nicht zahlreich genug, um die damals noch sehr große Stadt gehörig zu füllen. Nur zwei Straßen wurden von ihnen bewohnt, alle übrige Theile der Stadt waren menschenleer. Diesem so auffallenden Uebelstande suchte nun der König ein Ende zu machen. Jenseits des Jordans bis nach Arabien wohnte eine Menge Christen, die unter dem Druck kleiner muselmännischer Tyrannen lebten, und unter allerlei Vor-

wänden öfters ihres Eigenthums, oder wenigstens eines Theils desselben beraubt wurden. Diesen ließ Balduin den Vorschlag machen, nach Jerusalem zu kommen, wo man ihnen bequeme Wohnungen in der Stadt, und außer derselben noch mehr Ländereien anweisen würde, als sie zum Unterhalt ihrer Familien nothwendig haben könnten. Natürlicher Weise ward dieser Vorschlag mit Freude angenommen. Mehrere Tausende kamen mit Weibern und Kindern, ihrem kleinen und großen Vieh in Jerusalem an, und da diesen der König auch noch viele andere Vortheile bewilligte, so folgten ihnen bald auch unberufen noch viele Andere, welche ebenfalls wieder eine Menge anderer Familien nach sich zogen, so daß Jerusalem in kurzer Zeit eine ganz andere Gestalt erhielt, in den Straßen eine weit größere Regsamkeit herrschte, und die Stadt selbst noch den großen Gewinn dabei machte, jetzt zu ihrer Vertheidigung auch noch einige tausend rüstige, waffenfähige Männer mehr zu haben.

3. Aber eine sehr lange Reihe ruhiger und heiterer Tage ist selten das Loos irgend eines Menschen; denn diesem sind trübe, mit Wolken bedeckte Tage eben so heilsam, oft noch heilsamer, als ein stets reiner, freundlicher und lachender Himmel. — König Balduin sah wohl ein, wie durchaus nothwendig eine vollkommene Eintracht unter den Fürsten sey, und wie sehr die Erhaltung und der blühende Zustand der von Feinden umgebenen christlichen Staaten davon abhange. Wir haben bisher gesehen, wie oft und wie sehr es sich Balduin stets hatte angelegen seyn lassen, allen Zank und Streit theils durch sein königliches Ansehen, theils auch durch sanfte Ermahnungen und eindringende Vorstellungen zu schlichten und zu vermitteln, und überall unter den Fürsten den Frieden, da wo er fehlte, wieder herzustellen. Aber leider mußte

er jetzt mitten unter seinen friedlichen, das Wohl seines Königreiches bezweckenden Beschäftigungen erfahren, daß unter zwei der mächtigsten Fürsten, nämlich unter Balduin von Edessa und Joscelin von Tellbaschar auf das neue Zwist und die heftigste Feindschaft ausgebrochen sey. Joscelin hatte dem Grafen seine ganze fürstliche Existenz zu danken; denn dieser hatte ihn mit Tellbaschar und noch mehrern andern Burgen und Gebieten belehnt, und ihn dadurch in den Stand gesetzt, durch Eroberungen von den Türken seine Besitzungen immer noch mehr zu erweitern, und endlich ein sehr ansehnliches Fürstenthum sich zu erwerben. Aber nun entstand in dem Jahre 1116 in der Grafschaft Edessa, da alle Erndten mißrathen, auch durch türkische Raubzüge mehrere Gegenden verwüstet worden waren, eine entsetzliche Theurung, die selbst eine förmliche Hungersnoth befürchten ließ. Aber während diese schreckliche Landplage Balduins Unterthanen in die größte Noth versetzte, herrschte in dem Lande Joscelins überall an Allem der größte Ueberfluß; und dennoch weigerte sich dieser, dem drückenden Mangel des Nachbarstaats durch seinen Ueberfluß auch nur einigermaßen abzuhelfen. Im Gegentheil machte Joscelins Hofgesinde die Dürftigkeit der Leute Balduins und dessen eigene Verlegenheit zum Gegenstande ihres Gespöttes; und als eines Tages Abgeordnete, welche Balduin an seinen Schwager, den Fürsten Roger, nach Antiochien gesandt hatte, auf der Rückkehr nach Tellbaschar kamen, wurden sie zwar von Joscelin sehr freundlich aufgenommen, aber von dessen vornehmern wie niedern Famulistik desto mehr verhöhnt. Prahlerisch rühmten sie sich der Reichthümer ihres Herrn und der großen Anzahl seiner Söldner, und verlachten dabei die Armuth des unaufhörlich in Geldverlegenheit befindlichen Balduins. Die Frechsten davon erlaubten sich sogar Aeusserungen, die der Grafen auf das empfindlichste

beleidigen mußten; so sagten sie z. B. zu den Abgeordneten: sie möchten ihrem Grafen rathen, seine Länder, die er ja doch weder zu regieren noch zu schirmen verstände, an ihren Herrn, den Joscelin, gegen ein Stück Geld abzutreten, und dann nach Frankreich zurückzukehren und dort in Ruhe sein Leben zu beschließen. Diese und ähnliche Reden wurden nun natürlicher Weise von den Abgeordneten dem Grafen hinterbracht, der darüber in einen um so heftigern Zorn entbrannte, da er jene Reden blos für einen Nachhall der Aeußerungen des undankbaren Joscelins hielt. Indessen wollte dennoch Balduin der christlichen Welt nicht das Aergerniß geben, daß jetzt auf das neue wieder Christen gegen Christen die Waffen erheben sollten. Um also den Joscelin in seine Gewalt zu bekommen, bediente er sich folgender List. Er stellte sich nämlich sehr gefährlich krank, ließ auch von den Seinigen das Gerücht verbreiten, daß er, dem Ende seines Lebens nahe, schwerlich mehr aufkommen würde. Den Joscelin ließ er hierauf zu sich rufen, unter dem Vorwand, vor seinem Tode noch sich über verschiedene wichtige Angelegenheiten mit ihm zu besprechen. Joscelin, nichts Arges ahnend, kam sogleich, begrüßte beim Eintreten den Grafen sehr freundlich, und erkundigte sich nach seinem Befinden. „Weit besser," antwortete Balduin jetzt mit erhöhter, zürnender Stimme, „befinde ich mich, als Du es wünschen wirst." Hart fuhr er ihn hierauf an, nannte ihn einen Undankbaren, überhäufte ihn mit Vorwürfen, und forderte, daß er Alles, womit er ihn belehnt, und was er dadurch gewonnen, ihm nun sogleich wieder zurückgeben sollte; und als Joscelin sich dessen weigerte, ließ er ihn in Fesseln schlagen, und so lange quälen und peinigen, bis er endlich der harten Forderung des, im höchsten Grade ihm zürnenden Grafen sich fügte. — Arm, ohne Land und Leute, und von Allem entblößt, wanderte Joscelin nach

Jerusalem zu dem Könige, klagte diesem sein Unglück, und erklärte, daß er nun gezwungen sey, nach Frankreich zurückzukehren. Aber gerade darüber erschrack der König nicht wenig. Er kannte die ungemeine Tapferkeit des Ritters, dessen Besonnenheit und Klugheit, und ganz ungewöhnliche, jedoch stets von ruhiger Einsicht geleitete Kühnheit in den gefahrvollsten Unternehmungen. Die Entfernung eines so überaus tüchtigen Mannes hielt König Balduin für einen, für die neu gegründeten christlichen Staaten ganz unersetzlichen Verlust, und um also denselben noch länger im Orient festzuhalten, belehnte er ihn mit dem Fürstenthum Tiberias. Joscelin blieb also jetzt im Lande; aber demungeachtet blieben dennoch Er und Balduin von Edessa unversöhnliche Feinde; was den guten König Balduin, der nicht ohne Grund befürchtete, daß früh oder spät diese Feindschaft für die Angelegenheiten der Christen gefährliche Folgen haben könnte, — geraume Zeit nicht wenig beunruhigte.

4. Aber noch weit größeren Verdruß, noch ungleich tiefer greifender Kummer harrten des Königs in seinem eigenen Hause, und zwar aus seinen, durch eigene Verkommenheit, höchst traurig und unnatürlich gestalteten Familienverhältnissen. — Unter dem Vorwande, daß die Keuschheit seiner Gemahlin, der Tochter eines armenischen Fürsten, welche ihm große Schätze zugebracht hatte, die aber jetzt längst schon waren verzehrt worden, während ihres Aufenthalts auf einer sarazenischen Insel, wohin sie auf ihrer Reise von Antiochien nach Joppe war verschlagen worden, nicht unbefleckt geblieben sey, ließ sich Balduin im Jahre 1114 von ihr scheiden*). Willig ergab sich die Verstoßene

*) Es ist gewiß sehr auffallend, daß, da die Königin die Reise von Antiochien nach Joppe, auf welcher sie nach einer saracenischen Insel verschlagen ward,

in ihr Schicksal, und nahm zu Jerusalem in dem Kloster zur heiligen Anna den Schleier. Dasselbe stand neben dem Thore Josaphats, nicht ferne von dem Schafteiche, an demselben Orte, wo einst die heilige Anna mit Joachim gewohnt, und die erhabene jungfräuliche Mutter des Erlösers das Licht der Welt erblickt haben soll. Das Kloster war sehr arm, ward jedoch jetzt von dem Könige mit reichlichen Einkünften versehen. Aber wie es scheint, fühlte die armenische Fürstentochter keinen Beruf zum klösterlichen Leben, war allem Ansehen nach blos aus Kummer, vielleicht auch aus einer, in solchen Augenblicken leicht möglichen, jedoch gewöhnlich bald wieder vorübergehenden frommen Anwandlung in das Kloster gegangen. Unter dem Vorwande also, für ihr Kloster milde Beiträge zu sammeln, begab sie sich mit Genehmigung des Königes nach Constantinopel, legte dort alsogleich das geistliche Gewand wieder ab, und soll sich in der ungeheuer großen und üppigen Hauptstadt sehr großen Ausschweifungen ergeben haben*). — Der König sann

in dem Jahre 1101 unternommen hatte, nun erst nach dreizehn Jahren den König auf einmal ängstliche Zweifel wegen der Keuschheit seiner Gemahlin so sehr beunruhigten, daß er sogar sich von ihr scheiden zu müssen glaubte. — Offenbar war es ein bloßer Vorwand. Die Kassen des Königs waren erschöpft; er konnte nicht einmal seine Ritter mehr bezahlen, und nun wollte er durch eine abermalige reiche Heirath seinen völlig verfallenen Finanzen wieder aufhelfen.

*) Diese Aufführung der Königin in Constantinopel soll nun, wie einige Geschichtschreiber bemerken, die Anklagen des Königs beinahe vollkommen gerechtfertiget haben. Dieses ziemlich harte, einigermaßen auch lieblose Urtheil scheint uns jedoch viel zu voreilig gefällt. Wie leicht wäre es nicht möglich, daß die verstoßene, mit Schmach bedeckte Frau in einer Art von Verzweiflung über ihr Unglück, und um den Gram,

nun darauf sich eine neue Gemahlin zu geben. Bei seiner Wahl bestimmte ihn offenbar und mehr als alles Andere, die Rücksicht auf große Schätze und Reichthümer. Er warb also um die Hand Adelaidens, Wittwe des verstorbenen Herzogs von Sicilien, eine ganz ungemein reiche Dame, vielleicht die reichste Fürstin im ganzen Abendlande. Der Glanz einer Königskrone hatte für Adelaide keinen kleinen Reiz, und da Balduin ihr nun auch noch die Zusage machte, daß, wenn sie ihm keine Kinder gebären sollte, das Königreich Jerusalem das Erbe ihres Sohnes, des Herzogs von Sicilien, werden sollte; so gab sie auch bald ihre Einwilligung, und eilte gleich im folgenden Jahre ihrem neuen Gemahl und der sie erwartenden Königskrone entgegen. Zwei dreirudrige Schiffe mit fünfhundert auserlesenen Seesoldaten bemannt, begleiteten und schützten die Herzogin auf ihrer nicht ganz gefahrlosen Fahrt. Sieben Schiffe führten Gold, Silber, edle Steine, Gewänder von Purpur und andere Kostbarkeiten, auch eine Menge prachtvoller Waffenrüstungen, mit Gold eingelegte Panzer, Schwerter, Lanzen und Helme für den König und dessen Ritter, und ganz ungeheure Vorräthe von Lebensmitteln jeder Art. Auf einem der sieben Schiffe befand sich auch eine Anzahl sehr geschickter saracenischer Bogenschützen,

der in ihrem Innern nagte, zu unterdrücken und sich selbst darüber zu betäuben, sich anfänglich allerlei rauschenden Zerstreuungen, und endlich selbst groben Ausschweifungen könnte überlassen haben. In diesem Falle könnten die Verirrungen, in welche sie nachher gerieth, nicht nur den Beschuldigungen des Königs kein Gewicht geben, sondern würden sogar, da dessen ungerechte Behandlung seiner Gemahlin die Quelle und einzige Ursache aller ihrer nachherigen Thorheiten und Laster gewesen wäre, auch die Schuld desselben in dem Buche des Richters noch um vieles vermehren.

welche Adelaide ebenfalls zum Geschenke für ihren neuen Gemahl, den König, bestimmt hatte. Der Mastbaum des Schiffes, der die sicilianische Fürstin selbst trug, war mit dem reinsten Gold überzogen, und die beiden Schiffsschnäbel mit vergoldetem, ungemein künstlichem Schnitzwerk prachtvoll geziert. Sobald der König vernahm, daß seine reiche Braut sich nähere, sandte er ihr sogleich drei, mit tapfern und geübten Seeleuten bemannten Galeeren entgegen. Aber beinahe wäre Adelaide mit allen ihren Schätzen eine Beute der Saracenen geworden. Es erhob sich ein heftiger Sturm. Die drei ausgesandten Galeeren konnten die kleine sicilianische Flotte nicht erreichen, wurden an die Küste von Askalon verschlagen, und konnten erst nach hartem Kampfe den dort vor Anker liegenden, zum Kreuzen in jenen Gewässern bestimmten saracenischen Schiffen entgehen. Endlich legte sich der Sturm, und die prachtvolle sicilianische Flotte lief in den Hafen von Ptolomais ein. Harfen- und Saitenspiel, von lieblichen, bewillkommenden Gesängen begleitet, erklang, als die Königin an das Land trat, wo sie von dem Könige, der mit vielen der ersten Barone des Reiches, seinem ganzen Hofe und seiner sämmtlichen nicht minder zahlreichen Dienerschaft, prachtvoll gekleidet und geschmückt, am Ufer ihrer harrte, auf das Zärtlichste empfangen ward. Durch die mit kostbaren Teppichen und purpurnen Gewändern bedeckten Straßen der Stadt zogen Balduin und Adelaide nach der königlichen Burg. In Gegenwart des Patriarchen und sämmtlicher Barone des Reiches wurden nun die der sicilianischen Fürstin gemachten Zusagen auf das neue bekräftiget und beschworen. Noch am Abend desselben Tages wurden Balduin und Adelaide Gemahl und Gemahlin, und nun ward mehrere Tage hindurch diese, dem Anschein nach so glückliche Verbindung mit dem größten Jubel durch glänzende Feste und fröhliche Gelage gefeiert, an welchen

der Hof und die Stadt einen um so lebhaftern Antheil nahmen, da die neue Königin alle Anwesende, geistliche und weltliche Fürsten, Herren und Ritter, wie auch alles Volk, was die Vermählungsfeier in die Stadt gezogen hatte, mit reichen und kostbaren Geschenken erfreute. So z. B. erhielt der Fürst Roger von Antiochien, außer mehreren auserlesenen Pferden, Kameelen und seidenen Gewändern, noch tausend Mark Silbers und fünfhundert Goldstücke. Im ganzen Lande herrschte allgemeiner Jubel, der nun auch noch dadurch um vieles vermehrt ward, daß alle die Ritter, die von dem Könige längst schon keinen Sold mehr empfangen hatten, nun alle ihre Rückstände, mit noch hinzugefügten sehr ansehnlichen Geschenken, erhielten und dadurch in Stand gesetzt wurden, alles, was sie in den Kämpfen mit den Ungläubigen verloren, Pferde, Waffen, Rüstungen rc. sich wieder anzuschaffen. Als alle zur Feier der Vermählung angeordnete Feste vorüber waren, begaben sich der König und die Königin nach Joppe, und nach kurzem Aufenthalt von einigen Tagen von da nach Jerusalem.

5. Aber auf diese Tage des Jubels und der allgemeinen Freude folgten bald ganz andere, für den König und dessen Gemahlin äußerst trübe Tage, voll mancherlei Unannehmlichkeiten und ängstlicher Sorge. Papst Paschal II. hatte nämlich die zwischen Balduin und Adelaide geschlossene Ehe für ungesetzlich, den Geboten Gottes und der Kirche zuwiderlaufend, und daher für ungültig erklärt, theils und zwar vorzüglich, weil der König, während seine rechtmäßige Gemahlin noch lebe, sie eingegangen, theils auch, weil die Sicilianerin, ebenfalls aus königlichem französischem Blute entsprossen, mit Balduin in verbotenem Grade verwandt sey. Durch einen, nach Jerusalem gesandten päpstlichen Legaten ließ Paschal den König sehr ernsthaft ermahnen,

sein der Christenheit gegebenes Aergerniß durch unverzügliche Auflösung seiner gesetzwidrigen Ehe wieder gut zu machen. Da gerade um diese Zeit der Patriarch Arnulf sich in Rom befand, den, wie wir wissen, der König bisher auf alle Weise begünstiget hatte; so gab er diesem den Auftrag, seine Sache bei dem römischen Hofe zu vertheidigen und wo möglich von dem Papste dessen Einwilligung zu seiner mit Adelaide eingegangenen Verbindung zu erwirken. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß der sehr kluge und schlaue Patriarch, der ohnehin damals sich selbst bei dem Papst zu rechtfertigen und dessen Gunst zu erhalten suchte, sich diesem Geschäfte sollte unterzogen haben; hätte er es aber dennoch gethan, so war es doch offenbar dem heiligen Vater unmöglich, eine, gegen ein positives göttliches Gebot, von welchem ja keine Dispensation möglich ist, geschlossene Ehe zu genehmigen. Arnulfs Bemühungen, wenn er anders sich für die Sache des Königs wirklich interessirte, waren demnach fruchtlos; Paschal blieb unbeweglich. Indessen machten doch alle päpstliche, auch noch so scharfe Ermahnungen, und selbst Drohungen für jetzt noch nicht einen solchen Eindruck auf den König, daß er sich hätte entschließen können, von seiner Gemahlin sich zu trennen, mithin auch, was eine nothwendige Folge davon gewesen wäre, ihr die ihm zugebrachten Schätze wieder zurückzugeben. Um ihn dazu zu bewegen, bedurfte es einer weit schärfern, höhern Anregung. Auch diese blieb nicht aus. Schon im zweiten Jahre nach seiner Vermählung ward König Balduin plötzlich krank, und zwar so gefährlich, daß weder Er noch irgend jemand an seinem nahen Tod mehr zweifelte. Aber jetzt erwachte auch sein Gewissen, gegen dessen beißende und quälende Vorwürfe er nun bei dem Patriarchen Trost und Beruhigung suchte. Diesen günstigen Augenblick ließ Arnulf nicht unbenutzt vorüber gehen, und machte dem König solche erschütternde Vorstellungen über seine, aus doppel-

tem Grunde unrechtmäßige Ehe mit Adelaide, daß Balduin ihm versprach, im Falle er seine Gesundheit wieder erlangen würde, seine Ehesache der Entscheidung eines Conciliums zu überlassen. Wirklich genaß bald darauf der König, und auf sein Verlangen versammelten sich nun mehrere Bischöfe, Aebte und Diaconen in der Kirche zum heiligen Kreuze, erklärten einstimmig die Ehe des Königs für ungültig, lößten sie daher förmlich auf, und legten dem Könige zur Buße die strengste Enthaltsamkeit auf. Der sicilianischen Fürstin ward nun angedeutet, das Königreich unverzüglich zu verlassen. In einem Lande, welches Zeuge ihrer Schmach gewesen, wollte Adelaide ohnehin nicht länger weilen; und voll Gram und Verdruß über die Vereitelung aller ihrer Hoffnungen, und die ungeheuern, von ihr fruchtlos verschwendeten Schätze, kehrte sie unter den härtesten Vorwürfen und Verwünschungen gegen alle, welche sie so gröblich getäuscht und betrogen hatten, wieder nach Sicilien zurück (1117). Aber man kann sich kaum eine Vorstellung machen, wie sehr jetzt Herzog Roger von Sicilien gegen König Balduin aufgebracht ward. Seinen gerechten Unwillen theilte auch der ganze normännische Adel in Sicilien; und der Haß, der jetzt in der Brust jedes Sicilianers tiefe Wurzeln schlug, und nicht blos auf Balduin und dessen Haus, sondern über das ganze Königreich Jerusalem sich erstreckte, ward sogar auch noch auf die folgenden Geschlechter vererbt. Kein sicilianischer Fürst, Edler oder Ritter nahm nun viele Jahre hindurch an dem Kampfe gegen die Ungläubigen in dem heiligen Lande den mindesten Antheil; selbst nicht einmal milde Beiträge, was doch alle andere europäische, große wie kleine, Fürsten thaten, floßen mehr aus Sicilien nach dem gelobten Lande. Sogar die dahin wallenden Pilger fanden bei den Sicilianern weder Achtung, noch Trost und Ermunterung, und noch viel weniger auch nur die

allergeringste Unterstützung; und sehr bitter klagt Wilhelm von Tyrus darüber, daß für die, von König Balduin dem sicilianischen Fürstenhause zugefügte Beleidigung die ganze abendländische Christenheit im Orient so lange und so schmerzhaft hätte büßen müssen*).

6. Balduin überlebte nicht lange die Trennung von seiner Gemahlin. Seine letzte Waffenthat war ein Zug gegen Aegypten mit zwei hundert und sechzig der kühnsten Ritter und ungefähr vier bis fünf hundert Mann Fußvolkes. Dem Kalifen wollte er jetzt alles das Elend vergelten, was die ägyptischen Heere in frühern Zeiten beinahe jedes Jahr über das Königreich Jerusalem gebracht hatten. Ohne alle Beschwerden, da er die nöthigen Vorräthe von Lebensmitteln auf Wagen nachführen ließ, kam er in eilf Tagreisen an den Ufern des Nils an. Der Schrecken, der ihm und seinen Rittern voranging, war so groß, daß, als sie bei Farma ankamen, sie diese große und wohlbefestigte Stadt, das Pelusium der Alten, den Schlüssel Aegyptens, von ihren Einwohnern verlassen fanden. Aber eben dadurch stieg nun bei dem König und den Rittern der Muth so hoch, daß Balduin, in der Meinung, von Babylon nur noch drei Tagreisen entfernt zu seyn, alsobald beschloß, in Eilmärschen gegen die Residenz des Kalifen vorzurücken, und bevor noch zu deren Vertheidigung ein ägyptisches Heer herbeieilen könnte, sich derselben zu bemächtigen und mit den darin aufge-

*) Qua (Adelaida) redeunte ad propria, turbatus est supra modum filius, et apud se odium concepit adversus regnum et ejus habitatores *immortale*. — — — — — Hic (princeps Rogerus) et ejus heredes usque in praesentem diem, nec etiam verbo amico nos sibi conciliaverunt. — — — — — — Videntur ergo injuriae perpetuo memores; et delictum personae injuste in populum refundunt universum (*Wilh. Tyr.* 11 — 29.)

häuften Schätzen sich und seine Ritter zu bereichern. Dadurch würde freilich dem bisher so oft eintretenden Geldmangel auf viele Jahre abgeholfen gewesen seyn. Aber Balduin stand jetzt am Ziele seiner irdischen Laufbahn. Nach einem, mit seinen Rittern eingenommenen Mahle von Fischen, die sie selbst in dem Nil gefangen hatten, ward der König plötzlich von ganz außerordentlich heftigen Schmerzen ergriffen. Der Sitz derselben war jene alte Wunde, welche der König, als er vor mehreren Jahren, obgleich blos zur Jagd bewaffnet, dennoch einen Haufen Saracenen angriff, damals erhalten hatte. Balduin hatte eine Ahnung von seinem jetzt ihm bevorstehenden Tode, ließ daher seine Ritter zu sich rufen, kündigte ihnen an, daß er sie in wenigen Tagen verlassen werde, und nahm ihnen das Versprechen ab, seinen Körper nicht in heidnischer Erde zurückzulassen. Die im höchsten Grade darüber bestürzten Ritter gelobten ihm zwar, seinen Willen treu zu erfüllen, hofften jedoch demungeachtet mit großer Zuversicht auf die baldige Genesung ihres kranken Herrn. Statt nach Babylon vorzurennen, ward jetzt der Rückzug angetreten. Balduin vermochte schon nicht mehr auf dem Pferde sich zu halten, ward also auf einer, aus Zeltenstangen verfertigten Tragbar fortgebracht. Indessen nahm das Uebel des Kranken immer zu; und als man in El-Arisch angekommen war, fühlten sich auch die Ritter von dem nahen Ende ihres Königs überzeugt. Jetzt hielten sie es für ihre Pflicht, den sterbenden König zu fragen: Welchen er, als des Thrones am würdigsten, nach seinem Tode zum Nachfolger zu haben wünsche? „Der würdigste," erwiederte Balduin, „die Krone von Jerusalem zu tragen, ist mein Bruder Eustach. Sollte aber dieser nicht mehr nach dem Orient zurückkehren wollen, so wählt zu euerm König den Grafen Balduin von Edessa, oder auch einen andern wackern Ritter, den keine Gefahr zu schrecken

und kein zeitliches Gut von der wahren Bahn abzulenken vermag, und daher am geschicktesten ist, das Königreich gegen die Ungläubigen zu schützen." — Kaum hatte mit schwacher Stimme der König diese Worte gesprochen, als sein Haupt niedersank und er sanft in dem Herrn entschlief. — Dem Wunsche und Willen des Verstorbenen zu Folge wurden nun aus dem entseelten Körper die Eingeweide herausgenommen und bei El-Arisch unter einem Steinhügel begraben, der Leichnam aber, der nach Jerusalem zurück gebracht werden sollte, einbalsamirt und mit Kräutern und andern Spezereien ge en die Verwesung geschützt. — Die Gegend um El-Arisch, wo der König starb, ward lange Zeit von den Arabern Balduins Sandwüste genannt; aber auf den Hügel, unter welchem Balduins Eingeweide waren begraben worden, warf in der Folge jeder vorüberziehende Muselmann, als auf das Grab des ärgsten Feindes des Islam, unter mancherlei Verwünschungen stets einige Steine. — Mit der Leiche des Königs in ihrer Mitte zogen nun die Ritter durch das Thal Hebron gegen Jerusalem, und obgleich sie ganz nahe bei dem feindlichen Askalon vorbeikamen, wurden sie doch von den Saracenen nicht im mindesten beunruhiget. Am Palmsonntage kam der Trauerzug vor den Thoren von Jerusalem an. Aber um dieselbe Zeit näherte mit zahlreichem, gewaffnetem Gefolge auch Graf Balduin von Edessa sich der heiligen Stadt, um an dem Grabe seines göttlichen Erlösers das Osterfest desto würdiger zu feiern; und nun traf es sich, daß in dem nämlichen Augenblicke, in welchem die Leiche des verstorbenen Königes durch das eine Thor in die Stadt gebracht ward, gerade auch durch das andere entgegengesetzte Thor Graf Balduin mit seinem Gefolge in Jerusalem einzog. — Wenige Tage darauf hatte das feierliche Leichenbegängniß statt. Die königliche Leiche ward in dem Vorhofe der Kirche

zum heiligen Grabe, neben den sterblichen Ueberresten des großen und frommen Königes Gottfried von Bouillon beigesetzt, auch dem Andenken Balduins I. über dessen Grabe ein prachtvolles Denkmal von weißem Marmor errichtet, dessen Inschrift auch der spätesten Nachwelt noch das Lob des großen, tapfern, größtentheils siegreichen Königes verkünden sollte. Balduin wird darin ein anderer Judas Makkabäus, die Hoffnung des Landes und die Kraft der Kirche genannt*). — Aufrichtig ward der allzufrühe Tod dieses Königes nicht blos von den abendländischen, sondern auch und zwar ganz vorzüglich von den syrischen Christen beklagt; sogar manche Thräne benetzte den Grabhügel desselben; und selbst die Saracenen, die des Verstorbenen Gerechtigkeitsliebe kannten, auch sie laut zu preißen sehr oft Gelegenheit gehabt hatten, stimmten jetzt in den Chor der klagenden Christen mit ein (1118). — Dieses Jahr war überhaupt ziemlich fruchtbar an merkwürdigen Sterbfällen. Um mit dem Patriarchen Arnulf anzufangen, der in seinem, mit den innern Angelegenheiten des Königreiches Jerusalem so enge verzweigten Leben lange Zeit so vieles und großes Geräusch gemacht hatte, so erkrankte dieser gerade an demselben Tage, an welchem das feierliche Begräbniß Balduins Statt hatte, und starb wenige Wochen darauf. Ungefähr vier Monate nachher starb auch der griechische Kaiser Alexius nach einer ruhm- und thatenvollen, aber auch von häufigen Stürmen heftig bewegten Regierung von sieben und dreißig Jahren. Endlich machte

*) Diese Inschrift, wie mehrere Reisebeschreibungen sie angeben, lautet also:
Rex Balduinus Judas alter Machabaeus
Spes patriae, vigor ecclesiae, virtus utriusque
Quem formidabant, cui dona tributa ferebant
Cedar et Aegyptus Dan ac homicida Damascus
Pro dolor! in modico hoc clauditur tumulo.

auch der Tod den Leiden der so sehr betrogenen, unglücklichen Adelaide noch in demselben Jahre ein Ende. Wohl möglich, daß innerer Gram die Tage dieser Fürstin um vieles verkürzt haben könnte. Aber vielleicht ward jetzt, was hier auf Erde unvereinbar war, nun jenseits des Grabes, nur auf eine weit edlere Art, mit einander vereint.

XIX.

Balduin der Zweite.

1. Noch an dem Tage des Leichenbegängnisses traten die Fürsten und Barone zu einer neuen Königswahl zusammen; und diese fiel nun um so leichter auf den Grafen von Edessa, da diesen nicht nur der verstorbene König den Rittern empfohlen hatte, sondern er selbst jetzt in Jerusalem gegenwärtig war. Zwar ward Widerspruch von einigen Baronen dagegen erhoben. Diese behaupteten: man müsse vor allem den Grafen Eustach von Boulogne von dem Tode seines Bruders benachrichtigen, und ihn fragen, ob er die Krone, deren nächster Erbe er sey, auch annehmen wolle. Andere aber, und zwar die bei weitem größere Mehrzahl, drang auf eine augenblickliche Wahl, die durchaus nothwendig wäre, damit in dem nur gar zu leicht möglichen Falle einer schnell einbrechenden Gefahr das Reich einen König habe, der die christlichen Schaaren gegen die Feinde führe. Besonders bemühete sich Joscelin, die Verdienste Balduins geltend zu machen, und ihn als den würdigsten zum Throne zu empfehlen. Die Rede Joscelins machte um so größern Eindruck auf die Versammlung, da man wußte, daß Joscelin ein Feind des Balduins sey, mithin das ehrenvolle Zeugniß des Feindes für den Feind auch das unverfälschte Gepräge der Wahrheit trage. Alle Stimmen vereinigten sich nun zu Gunsten Balduins, und gleich am

Ende der Charwoche, am ersten heiligen Osterfesttage, ward derselbe von dem schon sehr kranken, seinem Ende ganz nahen Patriarchen Arnulf in der Kirche zum heiligen Grabe zum Könige gesalbt. Joscelin und Balduin wurden nun wieder Freunde; und um jenen, wegen dessen bei der Wahl dem Balduin geleisteten Dienstes gehörig zu belohnen, und ihm einen überzeugenden Beweis seiner Freundschaft zu geben, belehnte ihn der neue König mit dem Fürstenthum Edessa, gab ihm auch Tellbaschar wieder zurück; so daß jetzt der eben so besonnene als tapfere Joscelin nach dem Fürsten von Antiochien der mächtigste abendländische Fürst im Orient war*).

2. Balduin II. war ein Mann von hohem schönem Wuchs und großer körperlicher Kraft. Sein Aeußeres war gefällig und einnehmend, und trotz seines schon ziemlich weit vorgerückten Alters blühete doch noch immer auf seinen Wangen die frische Farbe jugendlicher Gesundheit. Wie jeder Ritter jener Zeit, tapfer und

*) Indessen hatte dennoch die, obgleich sehr wenig zahlreiche, Gegenparthei Abgeordnete an den Grafen Eustach nach Boulogne gesandt, um ihn einzuladen, unverzüglich nach dem gelobten Lande zu kommen, und das ihm, als dem Erben seines verstorbenen Bruders, gebührende Reich zu übernehmen. Eustach war sehr geneigt dieser Einladung zu folgen, trat demnach auch sogleich die Reise nach dem Orient an. Als er aber nach Apulien kam und dort die Wahl des Grafen Balduins zum Könige vernahm, so kehrte er auf der Stelle wieder zurück; und da die an ihn abgesandten Abgeordneten dennoch in ihn drangen, seine Reise fortzusetzen, so gab er ihnen zur Antwort, daß Nichts in der Welt ihn würde bewegen können, in das Reich des Heilands, wo nur Friede und Einigkeit herrschen müßten, Zwist und Unfrieden zu bringen.

kühn und keiner Gefahr ausweichend, war er dabei ungemein mildthätig und theilnehmend; hielt fest und mit warmer Ueberzeugung an dem Glauben seiner Väter, übte sorgfältig alle äußere Werke der Frömmigkeit, und lag jeden Tag, wenn nicht dringende Geschäfte ihn daran hinderte, mehrere Stunden dem Gebete ob, und da er dieses stets knieend verrichtete, so waren seine Kniee mit Schwielen bedeckt, von denen man selbst an seinen Händen, durch deren langes und festes Ineinanderfalten, unverkennbare Spuren bemerkte. Gleich seinem Vorfahrer, hatte er sich ebenfalls mit einer Tochter des Morgenlandes vermählt; sein Schwiegervater war der, dem Leser schon bekannte Fürst Gabriel von Melitene gewesen *). Ueberhaupt hatte er an den morgenländischen Sitten großes Wohlgefallen, fügte sich so viel wie möglich denselben, ließ daher auch seinen Bart, der, wie sein sehr dünnes Haupthaar, von blonder Farbe war, bis auf die Brust herabreichen; und obgleich ihm die morgenländische Weise, mit welcher ihn seine Unterthanen verehrten, nicht mißfiel, so war er doch weniger prachtliebend, als Balduin I. und weniger darauf bedacht, durch äußern Schein seiner Herrscherwürde noch einen größern Glanz zu leihen. — Unstreitig war Balduin II. des Thrones nicht unwürdig, vielleicht der würdigste von allen damals im gelobten Lande hausenden Rittern. Er war tapfer, und je nachdem die Umstände es erforderten, bald äußerst vorsichtig, bald bis zur Verwegenheit kühn, in der Führung aller Waffenarten ungemein geübt und ein ganz trefflicher Reiter. Zudem war sein Wandel fleckenlos und völlig frei von jenen Schwachheiten, die man mit Recht Balduin I. zum Vorwurf machen konnte. Aber bei allem dem erreichte er doch

*) Diesen Fürsten hatte, wie wir schon erzählten, Kameschtekin, in dessen Gefangenschaft er gerieth, in dem Gefängnisse tödten lassen.

bei weitem nicht sein erhabenes Vorbild, den großen König Gottfried von Bouillon. In der Meinung seiner Ritter stand er sogar, obgleich mit Unrecht, unter seinem unmittelbaren Vorfahrer; daher sie sich auch bisweilen Manches erlaubten, was sie unter Balduin I., dem sie blinde Folgsamkeit zu leisten gewöhnt waren, sich nie würden erlaubt haben. Als z. B. der König bald nach seiner Thronerhebung ein sehr zahlreiches feindliches Heer angreifen wollte, die Ritter es aber für zu gefährlich hielten; so weigerten sie sich ihm zu folgen. Balduin mußte von dem Angriff ablassen, und würde dadurch schon den Antritt seiner Regierung in etwas verdunkelt haben, wären nicht zum guten Glücke in demselben Augenblicke von Seite der Feinde Abgeordnete in Balduins Lager angekommen, und hätten mit Ueberreichung ansehnlicher Geschenke und vier tausend Goldstücken um Frieden gebeten.

3. Da Balduin bei der Uebernahme des Königreiches sich schon in ziemlich hohem Alter befand, so war unstreitig die Regierung desselben für ihn keine kleine Last, die noch schwerer auf ihn drückte, als er bald darauf, nach dem Tode des Fürsten Roger, auch die Verwaltung und Beschirmung des Fürstenthums Antiochien übernehmen mußte. — Gegen den Fürsten Roger hatten sich der Ortokide Ilgazi, Fürst von Aleppo, der Emir Togthekin von Damaskus und der Emir der asaditischen Araber verbunden. Ohne die herbeieilende Hülfe von Jerusalem, Tripolis und Edessa zu erwarten, zog Roger den Verbündeten entgegen. Schon auf dem Marsch that er das Gegentheil von allem dem, was die verständigsten Männer ihm riethen. Auch die Schlacht in dem engen Thal bei Bethal war blos die Folge seiner unbesonnenen Kampflust. Mit dem Verluste beinahe seines ganzen Heeres ward also Roger geschlagen. Er selbst, obgleich mit Löwenmuth

kämpfend, fiel von einem türkischen Säbel getroffen*), in dem Treffen. Wie gewöhnlich benutzten auch diesmal die Türken ihren Sieg nicht wie sie gekonnt hätten. Indessen eroberten sie doch die beiden so wichtigen, vor einigen Jahren von Tancred dem Emir von Haleb abgenommenen, sehr festen Städte Atsareb und Sardanah, und bedroheten ganz in der Nähe selbst schon die Stadt Antiochien. Als aber bald darauf König Balduin mit dem Fürsten Pontius von Tripolis, dem Joscelin von Edessa und deren tapfern Schaaren ankamen, nahm Alles schnell eine ganz andere Gestalt. In der blutigen und äußerst hartnäckigen Schlacht bei Haleb erwarb sich König Balduin nicht nur den Ruhm einer ganz ungewöhnlichen persönlichen Tapferkeit, sondern erfocht auch, da er das Schlachtfeld bis zum Abend behauptete, der Feind aber sich zurückgezogen hatte, in dieser Hinsicht den Sieg**). Diesen schrieben jedoch die Türken sich ebenfalls zu, und feierten ihn durch Siegesgeschrei und geräuschvolle Gelage, besonders aber auch durch die unerhörtesten Grausamkeiten, die sie an den gefangenen Christen ausübten. Der blutdürstige und mordgierige Ilgazi begnügte sich nicht blos damit, die Gefangenen erwürgen zu lassen; sondern er ersann auch mancherlei neue qualvolle Todesarten, die er die Un-

*) Neben ihm fiel gleich darauf der fromme, höchst ehrwürdige Erzbischof Peter von Apamea. Er hatte während der Schlacht dem Fürsten das Kreuz vorgetragen, und ihn auch dann noch nicht verlassen, als schon beinahe alle ihn umgebende Ritter entweder erschlagen oder von ihm gewichen waren.

**) Daß der Christen Sieg bei Haleb sehr unvollständig gewesen, das ist außer allem Zweifel. Indessen sollen sie jedoch nur hundert Ritter und fünfhundert Fußsoldaten verloren haben, auf Seite der Feinde aber mehrere tausend Muselmänner erschlagen worden seyn. Dagegen erfreuten sich aber die Türken einer reichen Beute und einer weit größeren Anzahl gemachter Gefangenen.

glücklichen sterben ließ. Viele ließ er an den Füßen aufhängen, und von besoffenen Türken durch Schläge, durch Ausraufen der Haare des Hauptes und des Bartes und durch manche andere grausame Mißhandlung so lange quälen, bis endlich der Säbel eines Türken ihren Leiden ein Ende machte. Wieder Andere wurden bis zur untern Hälfte des Körpers in die Erde eingegraben und der obere hervorragende Theil mußte dann den Pfeilen der Türken zu deren Belustigung zum Ziele dienen. Eine nicht minder bedeutende Anzahl von Gefangenen ward durch allmählige Abhauung der Glieder langsam zu Tode gemartert. Die Glieder wurden, zum Fraß der Hunde und Vögel, auf die Straße geworfen. An diesen grauenvollen Metzeleien nahmen die türkischen Fürsten Ilgazi und Togthekin gewöhnlich einen sehr thätigen Antheil, und machten sich noch eine besondere Lust daraus, ihre unglücklichen Schlachtopfer, bevor sie sie einem martervollen Tode übergaben, durch Hohn und spöttische Reden über ihren christlichen Glauben, recht empfindlich zu quälen. Togthekin, beinahe noch grausamer als Ilgazi, ließ aus der Hirnschale eines gefangenen Ritters, den er, da er gefesselt vor ihm stand, mit eigener Hand erwürgt hatte, durch einen saracenischen Künstler sich ein kostbares, mit Gold und Edelsteinen herrlich geziertes Trinkgefäß verfertigen, aus dem er auch wirklich an feierlichen Tagen, besonders wenn er vornehme Gäste hatte, lange Zeit zu trinken pflegte. Beide Unmenschen unterbrachen bisweilen ihr Trinkgelag, um mit dem Erwürgen gefangener Christen sich zu ergötzen, vielleicht auch weil sie wähnten, sich dadurch bei ihrem falschen Propheten kein geringes Verdienst zu erwerben. Viele der schon zum Tode bestimmten Christen wurden jedoch durch einen ganz besondern glücklichen Zufall gerettet. Ilgazi war schon wieder auf dem zum Abschlachten der Gefangenen bestimmten Platze erschienen, hatte schon wieder das

Schwert aus der Hand des Kadi empfangen, um das Morden auf das neue zu beginnen, als auf einmal ein prächtig gezäumtes, mit kostbarem Sattelzeug geschmücktes arabisches Pferd ankam, welches der arabische Emir dem Fürsten Ilgazi zum Geschenke sandte. Ungemein über dieses herrliche Geschenk erfreut, und gleichsam bezaubert von der Schönheit des erhaltenen Pferdes, vergaß Ilgazi das Morden der Christen, eilte in sein Gemach, legte kostbare Kleider an, und um von der Trefflichkeit des Pferdes sich vollkommen zu überzeugen, schwang er sich sogleich auf dasselbe. Nun traten die Emirs zu den Gefangenen, und unterhandelten mit ihnen wegen des Lösegeldes. Jeder war gezwungen so hoch als möglich zu bieten, und was jeder bot, ward unverzüglich niedergeschrieben. Indessen wurden doch auch noch dreißig von diesen, weil ihr Lösegeld zu gering befunden ward und sie kein größeres zu geben vermochten, am andern Tage die Köpfe abgeschlagen *).

*) Walther, der damalige Kanzler des Fürstenthums Antiochien, der sich ebenfalls unter den Gefangenen befand, war Augenzeuge dieser schrecklichen Scenen unmenschlicher Grausamkeit, und sein Bericht wird durch das Zeugniß eines muselmännischen Geschichtschreibers, nämlich des Kamaleddin, vollkommen bestätiget. Walther geht jedoch nicht in das Detail der verschiedenen martervollen Todesarten, welche die gefangenen Christen sterben mußten, und höchst merkwürdig ist der Grund, den er selbst angibt, warum er dieß mit Stillschweigen übergehen zu müssen geglaubt habe. Da nämlich, sagt er, auch die christlichen Fürsten oft ihre armen und geringen Mitchristen auf mancherlei Art quälen, und durch scharfsinnig ausgedachte Martern ihnen ihr Geld abpressen, so habe er befürchtet, jene von den Ungläubigen ersonnenen Qualen, wenn er sie ausführlich beschreibe, möchten gar leicht endlich auch unter den Christen Nachahmung finden, und von Christen gegen Christen angewandt werden.

4. Seinen bei Haleb erfochtenen Sieg, so wenig vollständig und entscheidend derselbe auch war, wußte dennoch König Balduin meisterhaft zu benutzen. Er zog nach Antiochien. Seine Ankunft machte der bisherigen pein- und sorgenvollen Lage der Stadt ein Ende; und auf die Ermahnung des frommen und weisen Patriarchen ward nun, nach vorhergegangener Berathung der Rittet mit dem Volke, dem König Balduin die Verwaltung des Fürstenthums, bis zur Ankunft des jungen Boemunds in Syrien übertragen; und damit die freundschaftliche Verbindung zwischen dem Königreiche Jerusalem und dem Staat von Antiochien nicht als ein Werk vorübergehender Noth erscheine, ward bei dieser Gelegenheit auch die Vermählung von Balduins zweiter Tochter Elise mit Boemund dem Zweiten festgesetzt. — Balduin ordnete nun nicht nur mit vieler Klugheit alle Angelegenheiten des Fürstenthums, sondern es gelang ihm auch, alles Verlorne in kurzer Zeit wieder zu gewinnen, und obgleich er Sardanah fruchtlos belagerte, eroberte er doch mehrere andere, zum Theil sehr bedeutende Städte, Burgen und Schlösser, und erweiterte dadurch um vieles den Umfang und die Territorialmacht des Fürstenthums. Ueberdieß machte Balduin auch auf einem Zuge längs dem Ufer des Euphrats noch mehr als tausend Muselmänner zu Gefangenen, die er in Fesseln legen ließ; aber in der festen Burg Kafaruma, deren er sich durch Sturm bemächtigte, wurden alle Einwohner von seinen Soldaten erschlagen. — Alle diese Eroberungen und glücklich ausgeführten Unternehmungen hatte König Balduin blos mit den Rittern aus Antiochien und dem antiochenischen Kriegsvolke gemacht. Seine eigenen Ritter waren schon weit früher, nachdem sie sich nach der blutigen Schlacht bei Habel einige Ruhetage in Antiochien gegönnt hatten, wieder nach Jerusalem aufgebrochen. Er selbst kehrte erst gegen das Ende des

Jahres wieder dahin zurück (1119), und ward wenige Tage nach seiner Ankunft in der heiligen Stadt, am ersten Weihnachtsfeste, von dem Patriarchen Gormund, dem Nachfolger des verstorbenen Patriarchen Arnulf, in der Kirche zu Betlehem als König gekrönt.

5. Balduins II. zwölfjährige, äußerst thätige Regierung ist unstreitig die schönste und ruhmvollste Periode in der Geschichte des Königreichs Jerusalem, sowohl in Hinsicht auf dessen innere Verhältnisse und immer bedeutender werdenden Beziehung auf die beiden christlichen Staaten am Orontes und Euphrat, als auch in Ansehung seiner imponirenden Stellung gegen alle seine äußere Feinde. Selbst die Gefangenschaft des Königes unterbrach nicht den immer höher steigenden Flor des Königreiches; denn während Balduin türkische Fesseln trug, wurden durch die trefflichen Anstalten des Eustachs Grenier, Grafen von Sidon und Cäsarea, der für die Zeit der Abwesenheit des Königs zum Reichsverweser ernannt ward, ägyptische Heere und Flotten geschlagen, neue Städte erorbert, die Grenzen des Reichs erweitert, und endlich sogar Tyrus, die wichtigste aller syrischen Küstenstädte, zur Unterwerfung gezwungen und dem Königreiche einverleibt. — Balduins Gefangenschaft war ein Werk des Zufalls; aber ihre lange Dauer blos seines, wie wir gleich sehen werden, ganz unbegreiflichen Eigensinnes. — Der neue Graf von Edessa, der tapfere Joscelin, war im Jahre 1122, man weiß nicht wie und auf welche Art, mit sechzig Rittern in die Gefangenschaft des Balack, eines Brudersohnes des Ilgazi, gerathen. Dieser Balack, anfänglich ein ganz unbedeutender, höchst mindermächtiger Herr, hatte durch Eroberungen über Griechen und andere türkische Fürsten sich nach und nach eine sehr ansehnliche Herrschaft erworben, und auch, als nach dem Tode des Ilgazi dessen Länder unter seinen zwei

Söhnen und einen seiner Neffen getheilt wurden, den Letztern bald darauf aus seinem Ländertheile vertrieben, und sich auch das Fürstenthum Haleb unterworfen. Für die Christen war demnach jetzt Balack ein neuer, gar nicht zu verachtender furchtbarer Feind. Dem gefangenen Joscelin bot er jetzt sogleich die Freiheit an, jedoch unter der Bedingung, ihm die Grafschaft Edessa abzutreten. Darin konnte er natürlicher Weise nicht einwilligen. Den ihm gemachten Antrag erwiederte also Joscelin mit folgendem, hier sehr passenden morgenländischen Gleichniß: „Die Länder sind wie die den Kameelen aufgelegten Lasten. Wird ein Kameel am Fuße verwundet und kann die Last nicht mehr tragen, so nimmt man sie ihm ab und legt sie auf ein anderes Kameel. Eben so wird auch die Herrschaft unserer Länder andern Händen übertragen." — Nach dieser Antwort ward Joscelin in die sehr feste Burg Chortbert als Gefangener abgeführt.

6. Sobald König Balduin die Gefangenschaft Joscelins erfuhr, eilte er den Fürsten zu befreien, und zog mit seinen Rittern gegen Balack, der jetzt eine Burg in der Nähe von Melitene belagerte. Bei der Annäherung des Königes zog sich Balack immer weiter zurück, ließ aber das königliche Heer durch seine leichten Reiter stets genau beobachten, und wartete nur auf eine Gelegenheit, mit gewissem Erfolge irgend ein kühnes Wagstück auszuführen. Bald bot diese Gelegenheit sich dar. Der König nämlich, der die Nähe des Feindes nicht ahnete, welches freilich kein Beweis seiner großen Vorsicht im Kriege ist, wollte nur in Begleitung seiner Hausritter eine nächtliche Reise von Tellbaschar in das jenseits des Euphrats gelegene Land machen. Als nun er und seine Ritter, in dem Wahne vollkommener Sicherheit, einzeln und ganz von einander getrennt, die Straße fortzogen, ward Balduin plötz-

lich von einem, aus einem Hinterhalt hervorbrechenden feindlichen Haufen überfallen, und bevor noch die zerstreuten Ritter von der Gefahr ihres Herrn etwas wissen konnten, eiligst als Balaks Gefangener in dieselbe Burg Chortbert gebracht, in welcher auch Joscelin nebst seinem Vetter Galeran und seinen sechzig Rittern eingesperrt waren. Aber gerade war auch jetzt der Augenblick ihrer Befreiung ganz nahe. Joscelin war bei seinen neuen Unterthanen sehr beliebt; und brennend vor Begierde, ihrem Herrn seine Freiheit wieder zu verschaffen, übernahmen ungefähr fünfzig Edessener in Verbindung mit einer nicht viel bedeutendern Anzahl von Armeniern das unerhörte Wagniß, sich der Burg Chortbert zu bemächtigen und die Fesseln ihres Fürsten zu lößen. Als arme Taglöhner verkleidet kamen sie vor der Burg an, und unter dem Vorwande, wegen einer in der Umgegend der Burg ihnen zugefügten Beleidigung eine Klage bei dem Burgherrn vorzubringen, begehrten sie eingelassen zu werden. Der an dem Thore die Wache habende Befehlshaber, der nichts befürchtete und gerade im Schachspiel begriffen war, genehmigte ihnen gerne ihr Begehren, war aber auch nun der erste, der sammt der schwachen Thorwache von ihnen erschlagen ward. Die Besatzung der Burg bestand nur aus hundert Mann, die nun ebenfalls, weil überfallen und unvorbereitet, theils niedergehauen, theils in Bande gelegt wurden, und Balduin und Joscelin, statt Gefangene in der Burg zu seyn, waren nun Herren derselben, zugleich auch der großen darin aufbewahrten Schätze, so wie auch einer Gemahlin Balaks, die er gerade am zärtlichsten liebte, und für deren Erhaltung er demnach auch ganz vorzüglich besorgt war.

7. Joscelin bat den König, den gegenwärtigen günstigen Augenblick ungesäumt zur Flucht zu

benutzen, bevor noch die herumwohnenden Türken, unterrichtet von dem, was in der Burg vorgefallen, alle Aus- und Zugänge besetzt hätten. Aber dazu hatte Balduin keine Lust, indem er es für eine Ehrensache hielt, dem bisher von den Kreuzrittern stets befolgten Grundsatze, daß nämlich keine von den Christen eroberte Burg, um welchen Preis es auch seyn möchte, den Ungläubigen freiwillig dürfte übergeben werden, auch in seiner gegenwärtigen Lage nicht untreu zu werden. Mit allzugroßer Zuversicht auf eigene Kraft hoffte Balduin mit seinen hundert Edessenern und Armeniern sich in der Burg so lange zu halten, bis ein christliches Heer zum Entsatz herbei kommen würde. Dem Joscelin gab er daher den Auftrag, so schnell als möglich alle Ritter in Antiochien und Jerusalem zum schleunigen Entsatz der Burg aufzufordern. Nur von zwei Rittern begleitet, verließ also Joscelin in einer mondhellen Nacht die Burg. Als er nicht ohne große Gefahr durch die Türken, welche schon in ziemlicher Zahl die Burg umringt hatten, sich durchgeschlichen hatte, mußte einer der beiden Ritter wieder in die Burg zurückkehren und dem Könige des Grafen Siegelring, als das verabredete Zeichen, daß er glücklich durch die Feinde gekommen sey, überbringen. Aber alle Gefahren hatte Joscelin bei weitem noch nicht überstanden. Da türkische Horden in dem ganzen Lande herumstreiften; so war es für den Grafen, der ohnehin zu Fuß und nur bei nächtlicher Weile reisen durfte, mit den größten Schwierigkeiten verbunden, stets blos solche Wege zu wählen, auf welchen er keinem feindlichen Haufen zu begegnen hoffen konnte. Indessen gelang ihm doch auch dieß, und wohlbehalten kam er am Euphrat an. Aber hier gab es schon wieder neue Noth. Kein Schiff lag am Ufer und Joscelin war des Schwimmens unkundig. Mittels zweier, mit einem Stricke verbundener, aufgeblaßener Schläuche, wovon der Graf

unter jeden Arm einen nahm und von seinem Begleiter, der ein trefflicher Schwimmer war, unterstützt, erreichte er, jedoch nicht ohne die größte Anstrengung, endlich das jenseitige Ufer, warf sich aber, durch die schwere Arbeit völlig erschöpft, unter einem am Fluß stehenden und durch Gebüsch gedeckten Nußbaum nieder, und sandte seinen Ritter aus, um für sie beide, die schon seit zwei Tagen keine Nahrung zu sich genommen hatten, Lebensmittel zu suchen. — Bei den vielen blutigen und grauenvollen Scenen, durch die sich die Geschichte der Kreuzfahrer beinahe unaufhörlich durchwinden muß, ist ein Zug kindlicher Einfalt, Treue und Dankbarkeit eine so wohlthuende Erscheinung, daß wir nun auch das, dem Grafen jetzt zustoßende Abentheuer unmöglich mit Stillschweigen übergehen können. Der auf Nahrung ausgesandte Ritter begegnete nämlich nach kurzem Suchen einem Bauer, welcher in einem großen Korbe Datteln und Trauben trug. Höchst erfreut über diese Erscheinung, führte der Ritter nun unverzüglich den Bauer zu dem Grafen. Aber wie sehr staunte und erschrack dieser jetzt nicht, als er aus dem Gebüsche hervortrat, und der Bauer ihm nun sogleich zu Füßen fiel und ihn mit den Worten bewillkommte: „Gott grüß Euch, edler Herr Joscelin!“ — „Ich bin nicht,“ erwiederte der Graf, „derjenige,“ für den du mich ansiehst; aber wo derselbe sey, möge Gott ihm helfen.“ — Aber alles Leugnen war vergeblich; denn der Bauer hatte ehemals im Dienste des Grafen gestanden, kannte ihn daher ganz genau und bat ihn nun in rührenden Worten, ihm doch nicht sein Zutrauen zu entziehen, indem er sich zugleich erbot, ihn auf unbekannten Wegen nach Tellbaschar zu führen. „Ihr habt,“ sprach der redliche Landmann, „einst als es mich hungerte, von eurem Brod mir mitgetheilt und mich es vor Euch essen lassen; gönnt mir also auch nun, Euch Gleiches mit Gleichem zu

vergelten." — In Joscelins Brust war jetzt alles Mißtrauen verschwunden; und da der Bauer schon erklärt hatte, daß er für sein ganzes Leben bei dem Grafen bleiben wolle; so ging er nun ohne zu säumen fort, auch seine Familie wie seine ganze bewegliche Habe herbeizuholen. Jene bestand in seiner Frau, seinen zwei Brüdern und einem noch ganz zarten Töchterlein; die letztere in zwei Ochsen, einer Eselin und einem Schweine, welches er jedoch zurückzulassen gezwungen war, weil er es erst hätte aufsuchen müssen, was nicht wohl, ohne die Aufmerksamkeit der Nachbarn zu erregen, geschehen konnte. Unbekümmert setzte nun der Graf in der Gesellschaft dieser gutherzigen Menschen seine Reise fort. Er selbst ritt auf der Eselin und hielt des Bauern kleines Töchterlein vor sich. Vater, Mutter, die beiden Brüder und der Ritter gingen neben her. Mit sichtbarem Entzücken weilte nun das Auge des Bauern bald auf dem Grafen, bald wieder auf seinem Kinde, das nun, was ihm ganz ungemeine Freude machte, das Glück und die Ehre hätte, von einem so vornehmen Herrn und Fürsten in den Händen gehalten zu werden. Aber das Kind, das von einem solchen Glücke und einer solchen Ehre noch nichts wußte, fing jämmerlich zu schreien an, wollte sich gar nicht stillen lassen, und schon stand Joscelin, aus Furcht durch das Geschrei des Kindes entdeckt zu werden, im Begriffe, sich von der Familie zu trennen, als des Bauern äußerst wehmüthige Bitte ihn doch wieder davon zurückhielt. Abwechselnd nahmen der Bauer und der Graf das Kind zu sich; bald ward dieses nun auch still und ruhig, und ohne weitern wiedrigen Zufall langte endlich die ganze gutmüthige, edle Caravanne auf der Burg von Tallbaschar an. — Fürstlich belohnte jetzt Joscelin seinen treuen Führer. Er gab ihm Ochsen, mehrere Joch Stiere, Schweine, Schafe und Ziegen, wies ihm eine geräumige Wohnung an und fügte so viel Land

hinzu, als zu dem reichlichen Unterhalt einer selbst zahlreichen Familie nur immer erforderlich seyn konnte; kurz, er machte ihn zu einem der wohlhabensten Unterthanen seines Fürstenthums.

8. Ohne sich in Tellbaschar auch nur einige Tage der Ruhe zu gönnen, eilte Joscelin durch das ganze Land, um alle Christen zur Befreiung ihres Königes aufzurufen. Ungesäumt zogen die Ritter des Königreiches mit dem Kreuze in Jerusalem aus. Nicht ferne von Antiochien stießen zu ihnen auch die antiochenischen Ritter und die Truppen aus Tripolis. Das Heer war sehr ansehnlich und voll Zuversicht eines glücklichen Erfolges. Aber leider war jetzt alles schon viel zu spät. Durch Taubenpost war Balak von seiner Gemahlin in Chotbert sogleich von dem, was auf der Burg vorgefallen, benachrichtiget worden. Als der turcomannische Fürst diese Botschaft erhielt, stand er vor der Stadt Kafartak, hob aber jetzt sogleich die Belagerung auf und zog gegen Chotbert. Dem König Balduin bot er freien Abzug an, unter der Bedingung, daß er Chotbert und die darin befindlichen Frauen ihm übergäbe, und als Balduin diesen Antrag zurückwieß, begann er sogleich mit der größten Thätigkeit die Belagerung der Burg. Diese war auf einer Anhöhe von Kreideerde erbaut, die nun ohne große Schwierigkeiten untergraben ward. In die Gruben warfen die Türken Feuer, wodurch die Kreideerde sich in kurzer Zeit auflößte und zwei Thürme zusammenstürzten. Balak drang also mit seinen Schaaren in die Burg. König Balduin mußte sich zum zweiten Male ergeben und ward nun gefesselt tief in das Innere des Landes nach Kara gesandt. — Schrecken ergriff das christliche Heer, als es in der Gegend von Tellbaschar diese traurige Kunde erhielt. Umsonst fiel es jetzt in das Gebiet von Haleb, verwüstete das ganze Land bis vor die Thore der Stadt; ging hierauf

über den Jordan und machte eine ungeheure Beute an Pferden, Kameelen, ganzen Heerden von Ochsen und Schafen. Mit allem diesem war jedoch nicht geholfen. Der König blieb Balaks Gefangener, und seine Befreiung zeigte sich jetzt nur in noch viel weiter entfernten, trüben Perspektive.

9. Von der Gefangenschaft des Königes suchte nun auch der Kalife von Aegypten Vortheile zu ziehen. Ein zahlreiches ägyptisches Landheer versammelte sich bei Askalon, während eine ägyptische Flotte sich vor die Stadt Joppe legte und diese von der Seeseite belagerte und ängstigte. Als die Nachricht davon nach Jerusalem kam, verbreitete sich Angst und Bestürzung unter allen Klassen der Einwohner. Um Hülfe von Oben herabzuflehen, ward ein allgemeines, mit anhaltendem Gebete verbundenes Fasten verordnet, welches so strenge war, daß an diesem Tage der Buße und des Gebetes selbst den Säuglingen die Muttermilch und dem Viehe seine Nahrung entzogen ward. Voll Begeisterung zogen hierauf die Christen mit dem Patriarchen, der das heilige Kreuz trug, unter der Anführung des Reichsverwesers Eustach, dem Feinde entgegen. Bei Ibelim kamen beide Heere einander zu Gesicht. Das ägyptische war dreißig tausend, jenes der Christen nur acht tausend Mann stark. Offenbar schlug jetzt die Hand der Allmacht das feindliche Heer; denn kaum hatte die Schlacht begonnen, als das ägyptische Heer, plötzlich von panischem Schrecken ergriffen, in der wildesten Unordnung davonfloh, und von den Christen hitzig verfolgt, auch noch auf seiner Flucht einen ungeheuern Verlust an Todten erlitt. Zwölf tausend saracenische Leichen sollen das Schlachtfeld bedeckt und das christliche Heer nur vier Mann verloren haben. Das ganze feindliche Lager fiel den Christen in die Hände und die darin, wie gewöhnlich aufgehäuften

Reichthümer wurden eine Beute der Sieger. — Bald nach diesem herrlichen Sieg starb der Reichsverweser Eustach Grenier, und die Verwaltung des Königreiches ward dem Connetable, Wilhelm von Buris, Herrn von Tiberias übertragen (1123).

10. Aber dasselbe Unglück, welches das ägyptische Landheer vernichtet hatte, sollte nun auch die Seemacht des Kalifen treffen. Sobald die ägyptische Flotte von der großen Niederlage des Landheeres Nachricht erhielt, segelte es nach Askalon, in dessen Hafen sie gegen jeden Angriff gedeckt war. Aber um dieselbe Zeit war bei Akkon, unter dem Oberbefehl des tapfern und begeisterten Dominico Michaeli, Doge von Venedig, eine Flotte mit einer Menge Pilger angekommen, alle entschlossen, an dem Kampfe gegen die Ungläubigen Theil zu nehmen. Sobald der Doge erfuhr, daß die ägyptische Flotte bei Askalon läge, segelte er sogleich ebenfalls dahin. Um die Aegyptier aus dem Hafen zu locken, bediente er sich einer List, und als diese vollkommen gelang und die feindliche Flotte in der offenen See erschien, eilte die Galeere des Doge mit Blitzesschnelle allen voran und rannte mit solcher Gewalt an das Schiff des ägyptischen Admirals, daß dasselbe in Trümmern ging, und der Emir sammt der ganzen Schiffsmannschaft von den Wellen verschlungen ward. Indessen kamen auch die übrigen venetianischen Schiffe heran. Der Kampf ward jetzt allgemein. Die Venetianer fochten mit Löwenmuthe, sprangen in die Schiffe der Saracenen, und da diese mit nicht minderer Tapferkeit kämpften, waren bald alle Schiffe von dem Blute der Erschlagenen, Saracenen wie Venetianer, überschwemmt. Nach langem und hartnäckigem Kampfe erfochten endlich die Letztern einen vollständigen Sieg. Die ganze ägyptische Flotte ward vernichtet; alle ihre Schiffe in den Grund gebohrt, bis auf vier Galeeren,

vier Katten*) und ein großes Lastschiff, welche jedoch sämmtlich ebenfalls den Venetianern in die Hände fielen. Auf zwei tausend Schritte soll das Meer durch das Blut der Erschlagenen sich geröthet, und so viele Leichen an das Ufer geworfen haben, daß die Menge der nun schnell in Fäulniß übergehenden Leichname die ganze Gegend auf einige Zeit verpestete. — Nach diesem herrlichen Siege kreuzte die venetianische Flotte noch mehrere Tage in den dortigen Gewässern, eroberte auf ihrem Zug zehen mit den kostbarsten Waaren beladene Kauffartheischiffe, und lief dann mit ihrer Beute siegreich in dem Hafen von Ptolomäis ein. Dahin kam nun bald eine Gesandtschaft von Seite des Reichsverwesers und des Patriarchen von Jerusalem, um den Venetianern über ihren Sieg Glück zu wünschen und sie dann nach Jerusalem einzuladen, um dort durch den beseligenden Anblick so vieler heiligen Orte ihren Geist zu stärken und ihr Herz zu erfreuen. Die Einladung ward angenommen. Der Doge und sämmtliche Hauptleute seiner Flotte eilten nach der heiligen Stadt und wurden von der Geistlichkeit, dem Adel und allem Volke auf das freundlichste und freudigste empfangen. Aber den gegenwärtigen, für das Königreich so günstigen Augenblick wollten der Reichsverweser und der Patriarch nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Sie ersuchten also den Doge, das gelobte Land nicht sobald noch zu verlassen, sondern mit seiner Flotte die Christen bei deren fernern Unternehmungen gegen die Ungläubigen zu unterstützen. Dazu zeigte sich der Doge nun um so mehr geneigt, als der Vertrag, den der Reichsverweser und der Patriarch mit ihm diesfalls zu schließen bereit waren, seiner Republik ganz ungemeine

*) Katten waren ebenfalls Kriegsfahrzeuge, nur von kleinern Dimensionen als die gewöhnlichen Kriegsschiffe, jedoch größer als die Galeeren und mit hundert Rudern versehen.

Vortheile für jetzt und alle folgenden Zeiten zusicherte. Zu Folge dieses Vertrages erhielten die Venetianer in jeder, dem Könige oder den Baronen gehörigen Stadt, für sich eigenthümlich und frei von allen Abgaben, eine Straße, eine Kirche, ein Bad und einen Backofen, und zugleich die Gerichtsbarkeit über alle Bewohner dieser Straßen. In allen Klagen gegen Venetianer oder venetianische Unterthanen sollten blos venetianische Richter erkennen, jedoch die Klagen eines Venetianers gegen einen Unterthan des Königreiches oder auch gegen einen Fremden vor den königlichen Hof gebracht werden. Alle Waaren, welche die Venetianer in dem ganzen Königreiche ein- oder ausführen würden, sollten für immer von allen ordentlichen und außerordentlichen Abgaben befreit werden, und überhaupt alle Venetianer in sämmtlichen Städten des Königreiches von aller Gebühr eben so frei seyn, wie in Venedig selbst. Von der Stadt Akka ward ihnen nicht nur der Besitz desjenigen Theils, den ihnen König Balduin, für ihre Hülfsleistung bei der Eroberung Sidons, überlassen hatte, auf das neue bestättiget, sondern auch von dem, an diesen Theil anstoßenden, dem König eigenthümlichen Quartier ein ansehnlicher Theil noch verliehen. Wenn von den Städten Tyrus und Askalon, eine oder auch beide mit Hülfe der Venetianer würden erobert werden, so sollte den Venetianern von jeder der beiden eroberten Städte ein Drittheil übergeben werden, und zwar mit allen den Rechten, welche der König selbst in den beiden, ihm zugefallenen Drittheilen auszuüben hätte. Ferner ward den Venetianern bei ihren Verkäufen im heiligen Lande der Gebrauch ihres eigenen, das heißt, des venetianischen Maaßes und Gewichtes gestattet, jedoch sollte bei ihren Einkäufen von andern das königliche Maaß und Gewicht gebraucht werden. Gegen keinen Venetianer, wenn er an der syrischen Küste Schiffbruch zu leiden das Unglück haben würde,

sollte von den Bewohnern der dortigen Gegend das Strandrecht ausgeübt, sondern dessen Vermögen der Republik Venedig überantwortet werden, und eben so sollte auch in dem Falle, daß ein Venetianer in dem Königreiche stürbe, ohne ein Testament gemacht zu haben, dessen ganze Hinterlassenschaft ungeschmälert und ohne allen Abzug seinen Verwandten, oder wenn er deren keine hätte, ebenfalls der Republik überliefert werden. Ferner ward den Venetianern noch zugesichert, daß von keinem der in Syrien mit ihnen handelnden Völker in Zukunft größere Zölle sollten erhoben werden können, als sie bis dahin entrichtet hätten. Endlich ward noch festgesetzt, daß die Venetianer jedes Jahr, am Tage Peter und Paul, drei hundert Byzantinen aus den Einkünften der Stadt Tyrus erhalten sollten. — Dieser Vertrag ward von beiden Theilen mit einem feierlichen Eide über dem Evangelium beschworen, und der Patriarch bürgte dafür, daß auch der König, sobald er aus der türkischen Gefangenschaft zurückgekommen seyn sollte, den Vertrag beschwören würde, und daß in dem Falle, wenn ein anderer König gewählt werden müsse, dieser nicht eher anerkannt werden sollte, als bis er den Vertrag beschworen haben würde. Eben so sollte auch in dem ganzen Königreiche in Zukunft kein Baron mehr ein Lehen erhalten, bevor er nicht gelobt habe, alle, den Venetianern in dem Vertrage zugestandenen Vorrechte anzuerkennen, und deren Ausübung auf keine Art zu hindern oder zu erschweren. Auch König Balduin nahm nachher, nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft, nicht den mindesten Anstand, den jetzt mit den Venetianern geschlossenen Vertrag zu bestättigen und zu beschwören, legte ihnen jedoch dabei die Verbindlichkeit auf, eine verhältnißmäßige Anzahl von Kriegsleuten zum Dienste des Königes und zur Vertheidigung des heiligen Landes zu unterhalten.

11. Gleich nach geschlossenem Vertrage ward die Eroberung von Tyrus oder Askalon in Vorschlag gebracht. Aber über die Wahl unter diesen beiden Städten konnte man sich nicht verstehen. Für Askalon stimmten alle derselben benachbarten Städte, Jerusalem, Rama und besonders Joppe; für Tyrus die Städte Ptolemäis, Sidon, Biblus, Tiberias rc. Jede dieser Städte wünschte die, ihr in der Nähe drohenden Gefahren von sich abzuwenden. Da man sich diesfalls durchaus nicht vereinigen konnte, so wurde auf den Rath des edeln Dominico Michaele die Entscheidung der Frage dem Loose überlassen. Zwei Blätter, wovon auf dem einen Tyrus, auf dem andern Askalon stand, wurden in eine Büchse gelegt; diese ward auf den Altar gestellt und ein unschuldiger Waisenknabe zum Ziehen herbeigerufen. Dieser griff in die Büchse, und auf dem Blatte, welches er herauszog, stand Tyrus. Die Belagerung dieser Stadt ward also jetzt ohne Widerrede beschlossen und dabei festgesetzt, daß das nächste Jahr um das Fest der Erscheinung des Herrn alle streitbare Männer zur Belagerung von Tyrus sich bereit halten sollten. Ueberall fing man nun an sich zu rüsten. Um Miethsoldaten anzuwerben und auch die übrigen Belagerungskosten bestreiten zu können, ward von allen Christen in dem Königreiche, wie auch in den Fürstenthümern eine Steuer erhoben. Der Ertrag derselben reichte jedoch bei weitem nicht hin. Auch zu Anleihen war man gezwungen seine Zuflucht zu nehmen. Die Venetianer schossen hundert tausend Goldstücke vor. Aber außer diesem mußte man noch andere Anleihen machen; und um diese zu erleichtern, wurden den Gläubigern zu ihrer Sicherheit der Schmuck der Altäre und die kostbarsten Kirchengefäße verpfändet.

12. Tyrus, schon im grauen Alterthum berühmt durch seinen Handel, seine ausgebreitete Schifffahrt,

seinen Reichthum und manche kunstreiche Erfindung, lag jetzt auf einer Insel, die nur durch einen schmalen, leicht zu durchstechenden Damm mit dem festen Lande verbunden war. Von der Seeseite war sie durch eine doppelte, und von der Landseite durch eine dreifache, sehr hohe, starke und mit vielen Thürmen versehene Mauer geschützt. Auch den Hafen umschloß eine zweifache Mauer, und den Eingang vertheidigten zwei ungemein feste Thürme. Mit Gewalt in den Hafen einzudringen, würde für die venetianische Flotte, wo nicht unmöglich, doch mit großem Verlust an tapfern Seeleuten verbunden gewesen seyn. Zum Glück konnten auch außerhalb des Hafens, da wo die Erdzunge an das feste Land stieß, Schiffe anlegen, und nur wenn der Wind sehr heftig aus Norden bließ, waren sie einiger Gefahr ausgesetzt. Hierher segelte die venetianische Flotte und das Landheer lagerte am Eingang des Dammes. — Von der Stadt Tyrus gehörten zwei Drittheile dem Kalifen von Aegypten, ein Drittheil hatte man dem Fürsten Togthekin von Damaskus abgetreten. Von Beiden hofften also die Tyrier kräftige Unterstützung und baldige Hülfe. Noch höher stieg ihr Muth, als das Gerücht sich verbreitete, eine zahlreiche ägyptische Flotte nähere sich ihrer Stadt und der Fürst von Damaskus sey mit seinem Heere nur noch v er Meilen von Tyrus entfernt. Sogleich segelten die Venetianer der feindlichen Flotte entgegen; aber diese erschien nicht; das Andenken an die, im vorigen Jahre erlittene Niederlage war für die Aegyptier noch zu neu uud zu abschreckend. Gegen den Fürsten von Damaskus zogen der Reichsverweser und der Graf Pontius von Tripolis. Aber bei der Annäherung der Christen zog sich Togthekin eiligst zurück, sandte jedoch durch Taubenpost den Tyriern ein Schreiben, in welchem er sie zu tapferer Gegenwehr ermunterte und auf baldige Hülfe vertröstete. Dieser Brief gelangte aber nicht dahin, wohin er seiner Adresse nach hätte gelangen sollen;

Durch das in dem christlichen Lagre erhobene Geschrei schüchtern gemacht, fiel die Taube mit ihrem Briefe auf die Erde, und nun schrieb man den Tyriern in Togthekins Name: „Weder Er noch der Kalife könnten jetzt der Stadt zu Hülfe kommen; sie sollte also, so gut sie es vermöchte, mit den Franken zu unterhandeln suchen.“

13. Aber bei allem dem waren die Tyrier doch nicht völlig verlassen. Der tapfere und kluge Balak, der Christen ärgster und zugleich gefährlichster Feind, stand im Begriff der Stadt Tyrus zu Hülfe zu kommen. In einer blutigen und hartnäckigen Schlacht, in welcher Balak außerordentliche Beweise von Entschlossenheit und persönlicher Tapferkeit gab, hatte er so eben den Grafen Joscelin, der einem der Söhne des verstorbenen Emirs Rodvan von Haleb zu Hülfe geeilt war, besiegt, die Stadt Mambesch (Hierapolis) eingenommen, jedoch sich der Burg nicht bemächtigen können. Aber mit der Belagerung derselben wollte er keine Zeit verlieren. Der schleunige Entsatz des von den Christen geängstigten Tyrus schien ihm weit dringender und wichtiger. Die Belagerung der Burg von Mambesch übertrug er also seinem Neffen Timurtasch. Am Vorabend des zum Aufbruch gegen Tyrus bestimmten Tages recognoscirte Balak, blos mit Schild und Helm bewaffnet, noch einmal die Burg. Als er hierauf vom Pferde abstieg, um dem Timurtasch die Orte bemerkbar zu machen, gegen welche er vorzüglich seine Belagerungsmaschinen sollte richten lassen, ward er von einem, aus der Burg und wie man sagte, von der Hand des Emirs Isa, nach ihm geschossenen Pfeile am linken Beine schwer verwundet. Balak zog selbst den Pfeil sogleich aus der Wunde, spie darauf und sagte: „Diese Wunde ist eine tödtliche Wunde für alle Muselmänner.“ — Nachdem er diese wenigen Worte

gesprochen hatte, gab er den Geist auf. — Welch ein furchtbarer und gefährlicher Feind Balak für die Christen war, beweißt der außerordentliche Jubel derselben bei der Nachricht von seinem Tode. Graf Pontius von Tripolis war so ungemein darüber erfreut, daß er einen Knappen des Grafen Joscelin, der die frohe Kunde von dem Tode des furchtbaren türkischen Fürsten in das christliche Lager vor Tyrus brachte, auf der Stelle zum Ritter schlug; auch alle Christen dankten und preißten Gott, daß er, wie Fulcherius sagt, den höllischen Drachen, der sie schon so oft geängstiget, jetzt erwürgt habe.

14. Die Tyrier fuhren indessen fort, den tapfersten Widerstand zu leisten, und mehrere einzelne, von ungemeiner Kühnheit zeugende Thaten bewiesen den, kein Opfer scheuenden Heldenmuth, der die Einwohner beseelte. So z. B. unternahmen es einige tyrische Jünglinge, die Belagerungsmaschinen der Christen in Brand zu stecken. Daß sie dieses Wagniß mit ihrem Leben würden büßen müssen, davon waren sie überzeugt, unternahmen es aber demungeachtet, kamen aus der Stadt und steckten den großen Belagerungsthurm, nachdem sie dessen Wächter vertrieben und einige derselben erschlagen hatten, in Brand. Nur mit außerordentlicher Mühe und den größten Anstrengungen konnte das Feuer von den Christen gelöscht werden. Die verwegenen Muselmänner wurden jedoch, wie sie es erwartet hatten, sämmtlich erschlagen. Ein andermal schwammen fünf junge Tyrier an das, vor dem Hafen liegende, große venetianische Wachtschiff, kappten die Ankertaue und befestigten an das Schiff andere Stricke, womit dasselbe nun mit der größten Leichtigkeit in den Hafen gezogen ward. Es waren ihrer fünf, wovon nur einer dabei zu Grunde ging, die übrigen vier durch Schwimmen sich retteten. — Bei dem ausdauernden Muth und der ungewöhnlichen

Tapferkeit der Tyrier, und besonders auch bei der außerordentlichen Festigkeit ihrer Stadt, wozu Kunst und Natur gleich vieles beigetragen hatten, würde die Belagerung sich in eine unabsehbare Länge gezogen haben, hätte sich nicht gegen die Tyrier in ihrer eigenen Mitte ein neuer, noch furchtbarer, weil durch keine Art von Waffen zu bekämpfender Feind erhoben. Nach fünfmonatlicher Belagerung nämlich waren alle Vorräthe von Lebensmitteln aufgezehrt, und eine mit jedem Tage drohender werdende Hungersnoth nöthigte nun bald die Einwohner, ihre Stadt mittels Capitulation den Christen zu übergeben. An dem Vergleich, der jetzt abgeschlossen ward, nahm auch der Fürst Togthekin von Damaskus einigen Antheil. Er hatte nach Tyrus, kurz vor deren Belagerung, fünf hundert damascenische Reiter geschickt, wegen deren freien Abzug er nun mit den Christen unterhandelte. Die Bedingungen, welche die Tyrier von den Siegern erhielten, waren sehr milde, und zeugten von der Klugheit und Mäßigkeit der christlichen Fürsten. Den damascenischen Reitern ward der freie Abzug gestattet und allen übrigen Einwohnern die Wahl gelassen, entweder mit aller ihrer Habe die Stadt zu verlassen, oder gegen Erlegung eines jährlichen Zinses, und mit dem Versprechen, als treue Unterthanen ihrer neuen Herrschaft zu gehorchen, auch ferner in der Stadt zu bleiben. Aber dieser Vergleich hätte beinahe einen äußerst gefährlichen Aufstand in dem christlichen Heere veranlaßt. Viele der wenig bemittelten Ritter, und der größte Theil der gemeinen Krieger hatten auf eine sehr große Beute in Tyrus gehofft, besonders da sie wußten, daß aus allen, früher von den Christen eroberten Städten gerade die wohlhabensten und reichsten Einwohner nach Tyrus gezogen wären. Da jedoch die Fürsten bei Zeiten Kunde von der, in dem Heere herrschenden Gährung erhielten, so gelang es ihnen auch bald, durch sanftes und eindringendes Zu-

reden die Unzufriedenen wieder zu beruhigen. Nach geschlossenem Vergleich begann sogleich ein ungemein freundlicher und zutraulicher Verkehr zwischen den Christen und Muselmännern. Diese kamen in das Lager, betrachteten staunend das kräftige Volk der Franken, deren Waffen und Rüstungen, Belagerungsmaschinen und Wandelthürme, und besonders war das meisterhaft verschanzte christliche Lager ein Gegenstand ihrer Bewunderung; auch erkundigten sie sich sehr sorgfältig nach den Namen der bei dem Heere anwesenden Fürsten und vornehmsten Ritter. Eben so eilten jetzt viele von den Christen in die Stadt, und wurden bei dem Anblick der starken und festen Mauern und Thürme, der vielen prachtvollen Gebäude, der ungeheuern Waarenlager und des großen, sich in allem kundgebenden Reichthums der Einwohner zu nicht minderm Erstaunen hingerissen. — Am sieben und zwanzigsten Junius des Jahres Eilfhundertundvierundzwanzig öffneten sich endlich dem Heere die Thore von Tyrus, und unter dem Schall zahlloser Trompeten und Kriegshörner zog es ein. Zu Folge des mit den Venetianern geschlossenen Vertrags ward ein Drittheil der Stadt für sie, und die beiden andern Drittheile für den König von Jerusalem in Besitz genommen. Als Zeichen des Sieges wurden drei Paniere auf verschiedenen Thürmen der Stadt aufgepflanzt. Auf dem höchsten derselben wehete die weise königliche Fahne, jene des Doge von Venedig auf dem sogenannten grünen Thurm, und die des Grafen Pontius von Tripolis auf dem Thurm Tanaria.

15. Zwei Monate nach der Einnahme der Stadt Tyrus ward auch König Balduin mit seinen Unglücksgefährten aus der Gefangenschaft befreit. Schon einige Zeit vorher ward er von Kara nach Haleb gebracht, und als nach Balaks Tod dessen Neffe Timurtasch

Herr von Haleb ward, so knüpfte Balduin, unter der Vermittelung des, schon einigemale mit den Christen verbundenen Fürsten von Dschaisar, Unterhandlungen wegen seiner Befreiung mit Timurtasch an. Als Lösegeld bot Balduin achtzig tausend Goldstücke, und nebst dieser Summe auch noch die Abtretung verschiedener Festungen, unter welchen sich sogar die, für die Christen so wichtigen Burgen Atsareb, Sardanah und Ezaz befanden. Ferner machte er sich auch verbindlich, von den achtzigtausend Goldstücken sogleich bei seiner Entlassung aus der Gefangenschaft den vierten Theil zu erlegen. Timurtasch nahm dieses Anerbieten an, zu dem er jedoch noch die Bedingung hinzufügte, daß Balduin versprechen mußte, sich mit Dobais, dem Emir der asaditischen Araber, nie mehr in eine Verbindung einzulassen. Balduin ließ sich diese Bedingung gefallen, und da nun auch noch der Fürst von Dschaisar für die baldige Befreiung des Königes sich mit solchem Eifer verwendete, daß er sogar seine eigenen und seiner Brüder Kinder nach Haleb sandte, um dort als Geiseln aufbewahrt zu werden, bis der vierte Theil des Lösegeldes bezahlt, und auch die Geißeln, welche der König zu stellen versprochen hatte, angekommen seyn würden; so ward nun Balduin ohne weiteres aus seinem Gefängnisse entlassen. Timurtasch behandelte jetzt den König mit großer Achtung und Auszeichnung. Er zog ihn an seine Tafel, schenkte ihm ein königliches Kleid, einen Turban und Purpurstiefeln, und ließ ihm auch das Pferd wieder zurückgeben, das er vor zwei Jahren, als er von Balak war gefangen genommen worden, gehabt hatte. Balduin begab sich hierauf zu seinem edeln Freund, dem Fürsten von Dschaisar, und blieb bei demselben, bis der vierte Theil des Lösegeldes bezahlt ward, und auch die, von dem Könige zu stellenden Geißeln, nämlich zwölf Kinder aus den ersten und angesehensten fürstlichen Familien, unter welchen auch

ein Sohn des Grafen Joscelin, und sogar Balduins eigene fünfjährige Tochter sich befanden, angekommen waren. Die christlichen Geißeln wurden jedoch nicht dem Timurtasch, sondern dem Fürsten von Dschaisar übergeben, wofür aber die, von diesem gestellten Geißeln zu Haleb in der Gewalt des Timurtasch blieben. — Balduin begab sich nun zuerst nach Antiochien; aber kaum allda angekommen, ließ er dem Timurtasch sagen, daß der Patriarch von Antiochien die Uebergabe der den Christen gehörigen Burgen nicht gestatten wolle, ihn daher auch seines Eides entbunden habe, und er nunmehr dem Verbote desselben durchaus nicht entgegen handeln dürfe. Daraus entstand nun eine ziemlich lange dauernde, oft von beiden Theilen mit vieler Grausamkeit geführte Fehde, wobei die Einwohner der auf das neue von den Christen belagerten Stadt Haleb grenzenloses Ungemach zu erdulden hatten. Zuletzt mischte sich auch noch der mächtige und kriegerische Fürst Aksonkor in diesen Krieg. Aber dem ganzen Handel machte nun König Balduin dadurch ein Ende, daß er in Verbindung mit dem Grafen Joscelin und dem Emir der asaditischen Araber bei Ezaz über den Aksonkor einen vollständigen Sieg erfocht, durch den er auch jetzt noch eine solche reiche Beute gewann, daß er damit sein Lösegeld vollständig bezahlen konnte, worauf nun auch die christlichen Geißeln in Dschaisar sogleich in Freiheit gesetzt wurden, und zu den Ihrigen zurückkehrten (1125).

16. Nach seiner Rückkehr nach Jerusalem bestand Balduin noch eine Menge Abentheuer. Unermüdet im Kampfe mit den Ungläubigen, machte er bald einen beutereichen Einfall in das Gebiet von Askalon, bald in jenes von Damaskus, dessen Fürsten Togthekin sammt den übrigen mit demselben verbundenen türkischen Fürsten Balduin in der Ebene Mardsch-Safar in einer

Schlacht besiegte, die, wie behauptet wird, die schrecklichste und mörderischste gewesen seyn soll, welche die Kreuzfahrer je noch in dem Orient geliefert hätten. Acht Stunden hatte schon der wüthende Kampf gedauert, bis endlich der Sieg sich auf die Seite der Christen neigte, die blos den Verlust ihrer in dem Lager zurückgelassenen schwachen Besatzung zu beklagen hatten. Als nämlich die türkische Reiterei schon die Flucht ergriffen hatte und die Sieger sie hitzig verfolgten, fiel ein Theil des turcomannischen Fußvolkes, das seiner Reiterei auf der Flucht nicht folgen konnte, in das christliche Lager, erschlug die schwache Schaar, die dasselbe hatte bewachen müssen, und plünderte das Gepäck. — Auch dem Fürsten Pontius von Tripolis kam der König zu Hülfe und half ihm die Stadt Rafania erobern. — Zwei Mal zog Balduin gegen den Fürsten Aksonkor von Mosul und zwang ihn endlich zum Frieden. Da aber die Christen den Friedensvertrag, nachdem er geschlossen war, trügerisch deuten wollten, so erhob sich darüber ein neuer Streit, der höchst wahrscheinlich abermals eine blutige Fehde herbeigeführt haben würde, wäre nicht gleich darauf Akonsor in der Moschee von Mosul von acht gegen ihn ausgesandten Assassinen ermordet worden.

17. Zur größten Freude aller abendländischen Christen im Orient, erschien endlich gegen das Ende des Jahres 1126. Der junge Boemund, Fürst von Tarent und Sohn des ältern Boemund, mit zehn Kriegsschiffen und zwölf, mit Waffen und Lebensmitteln beladenen Lastschiffen, an der syrischen Küste, um von dem väterlichen Erbe, dem Fürstenthum Antiochien, Besitz zu nehmen. Seine Mutter, eine Tochter Frankreichs, hatte ihn sehr sorgfältig erziehen lassen, und das schon in dem Knaben sich frühzeitig entwickelnde Talent belohnte reichlich die zarte Sorgfalt der ver-

ständigen Mutter. Jetzt war Boemund II. ein herrlich aufblühender Jüngling von achtzehn Jahren, den die Natur mit den schönsten Gaben des Geistes wie des Körpers ausgeschmückt zu haben schien. Seine hohe und edle Gestalt trug er mit vieler Würde. Sein Gesicht war lieblich und voll Anmuth; auf seinen Wangen prangte die schöne Farbe der Jugend und Gesundheit, und sein auf die Schultern herabwallendes blondes Haar gab dem jugendlichen Kopfe eine ganz eigene, edle Haltung. Wie es einem Ritter geziemt, war er kühn und tapfer, und wahre Ritterehre galt ihm mehr als goldene Byzantinen; dabei war er ungemein freigebig, leutselig und herablassend, und der bezaubernde Ton seiner Stimme und seine liebliche, leicht fließende Rede zogen ihm jedes Herz unwiderstehlich zu. Uebrigens war er ein wahrer frommer Christ, treuer Anhänger des Glaubens seiner Väter und folgsam gegen alle Gebote der Religion, deren Diener er auch überall und zu allen Zeiten gebührend ehrte; kurz, der junge Fürst berechtigte zu den größten und glänzendsten Hoffnungen; und alle fränkische Christen waren überzeugt, daß in den Heldenthaten Boemunds II. jene seines großen und heldenmüthigen Vaters auf das neue wieder aufleben würden. — Sobald König Balduin die lange ersehnte Ankunft Boemunds erfuhr, eilte er nach Antiochien, übergab demselben das Fürstenthum, und als nun sämmtliche Vasallen des Fürstenthums ihrem neuen Herrn den Huldigungseid leisteten, beehrte der König auch diesen feierlichen Akt noch mit seiner Gegenwart, worauf Boemund, wie es vor acht Jahren schon besprochen worden war, sich mit Elise, Balduins zweiter Tochter, vermählte.

18. Die ersten zwei Jahre der Regierung Boemunds II. waren ruhig, und ganz besonders begünstigte diese Ruhe die in den benachbarten Ländern der Ungläu-

digen herrschende Verwirrung. In allen Städten heftiger Kampf um die Herrschaft. Eine blutige Revolution folgte auf die andere, und Türken stritten gegen Türken mit noch größerer Erbitterung und oft mit noch größerer Grausamkeit, als sie selbst bisher die Feinde ihres Islams bekämpft hatten. Nur Schade, daß die christlichen Fürsten die gegenwärtigen, wie die frühern günstigen Augenblicke nicht gehörig benutzten. Gewöhnlich lag es ihnen ungleich mehr am Herzen, große Geldsummen von den türkischen Städten und Fürsten zu erpressen, als dieselben sich völlig zu unterwerfen, die Grenzen des Reiches dadurch zu erweitern und die christliche Herrschaft noch mehr zu befestigen. — Aber auch zwischen den christlichen Fürsten selbst war es nichts leichtes, stets Frieden und Einigkeit zu erhalten. Auch zwischen Boemund II. und dem Graf Joscelin brach bald nach dem Regierungsantritt des Erstern ein heftiger Streit aus, der in kurzer Zeit eine so ärgerliche Wendung nahm, daß Joscelin gegen den Fürsten von Antiochien ein Bündniß mit den Ungläubigen einging, und diese schon anfingen, in die antiochenischen Staaten einzufallen und viele Christen in die Sclaverei fortzuführen. Aber sehr laut und ernst erhob sich jetzt die ganze Christenheit in dem Morgenlande gegen den Grafen. Der ehrwürdige Patriarch Bernard von Antiochien schleuderte den Bannstrahl gegen Joscelin und belegte dessen Land mit dem Interdict. Auch König Balduin eilte aus Jerusalem herbei, und den vereinten Bemühungen des Königes und des Patriarchen gelang es nun bald, dem Aergerniß ein Ende zu machen. Nicht lange darauf fiel Joscelin in eine sehr schwere Krankheit, und da er dadurch jetzt zur Erkenntniß seines, an Boemund wie an der ganzen Christenheit begangenen Unrechts gebracht ward, so gelobte er, sobald er seine Gesundheit wieder erlangt haben würde, des Fürsten von Antiochien

Mann zu werden. Dieß soll, wie Wilhelm von Tyrus berichtet, auch wirklich geschehen seyn, und Joscelin nach seiner Genesung den Leheneid in die Hände Boemunds geschworen haben. — Während Balduin in Antiochien war, wollte er doch von den Unruhen unter den Türken einige Vortheile ziehen. In Verbindung mit Joscelin rückte er also vor die Stadt Haleb. Da aber Beide das Geld der Ungläubigen nicht verschmäheten und die Einwohner von Haleb ihnen große Geldsummen anboten, nahmen sie dieses Anerbieten an, ließen von der Stadt ab und zogen wieder nach Hause. — Solche günstige Zeitpunkte so oft versäumt zu haben, reuete es nachher, wie wir bald sehen werden, sehr schmerzhaft den christlichen Fürsten, besonders als der in kurzer Zeit sehr mächtig gewordene Athabek Zenki, dessen ersten Anfänge gerade in die gegenwärtige Zeit fallen, sich auf einmal so furchtbar und drohend gegen sie erhob.

19. Die Regierung des jungen, hoffnungsvollen Boemund II. war leider nur von sehr kurzer Dauer. Proben seiner Tapferkeit und Gewandtheit in Führung der Waffen hatte er schon gegeben, als er einen türkischen Emir, der mit Hülfe der Türken von Haleb, in sein Fürstenthum eingefallen war, in mehreren Gefechten besiegte und äußerst schnell aus seinem Lande vertrieb. Als er hörte, daß der Fürst Gasi, Sohn des Kamteschkin, der indessen wieder zu großer Macht gekommen war und der ganzen Provinz Cappadociens sich bemächtiget hatte, auch in Cilicien eingefallen sey, zog er demselben unverzüglich entgegen. Auf einer weiten Ebene, welche die Wiese der Mäntel genannt ward, trafen, ohne es zu wissen, daß sie sich einander näherten, beide Heere zusammen, und sogleich begann nun auch ein wüthender Kampf. Mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit und dem ganzen Ungestümm seines

Vaters warf sich der junge Fürst auf den Feind. Aber leider unterstützten ihn nicht seine Ritter; kleinmüthig und treulos verließen sie ihren Fürsten, und Boemund, von Feinden umringt, fiel den Türken in die Hände und ward, da sie ihn nicht kannten und nicht wußten, daß er ein fränkischer Fürst sey, auch unglücklicher Weise von ihnen erschlagen (1131). — Um dieselbe Zeit starb auch der tapfere und mächtige Graf Joscelin, und hatte in den letzten Tagen seines Lebens den Kummer zu sehen, wie ungleich ihm sein Sohn sey, und wie wenig geeignet, nach seinem Tode ein Land zu beherrschen und zu beschützen, das seiner Lage nach die Vormauer des Königreichs gegen die Sultane von Bagdad und die immer höher steigende Macht der Turcomannen war. Durch den Einsturz einer Mauer stark verwundet, lag der alte Joscelin schwer darnieder, als er die Nachricht erhielt: in seine Länder sey der Sultan von Iconium eingefallen und belagere jetzt die Burg Cressum. Sogleich gebot er seinem Sohne, mit den Truppen von Edessa gegen die Feinde zu ziehen und die Burg zu entsetzen. Dieser weigerte sich jedoch des ihm ertheilten Auftrages, indem, wie er sagte, die Truppen, die ihm zu Gebote stünden, viel zu schwach wären, um den Kampf mit einem so zahlreichen feindlichen Heere zu wagen. Darüber ergrimmte der alte Vater, und obgleich krank und schwach, erhob er sich dennoch von seinem Lager und führte das kleine Heer, in dessen Mitte er, weil nicht mehr fähig ein Pferd zu besteigen, sich in einer Sänfte tragen ließ, nun selbst gegen den Feind. Aber bevor er noch diesen zu Gesicht bekommen konnte, kam schon eilend ein Ritter bei ihm an, und machte ihm die frohe Meldung, der Feind habe, auf die erhaltene Nachricht von seiner Annäherung, die Belagerung sogleich aufgehoben und in aller Eile sich zurückgezogen. Jetzt ließ Joscelin die Sänfte auf die Erde niedersetzen, erhob

seine Hände gegen Himmel, und dankte Gott mit lauter Stimme, daß, obgleich jetzt schon ganz nahe dem Tode, dennoch sein bloßer Name schon die Türken zurückgeschreckt und aus seinen Staaten vertrieben habe. Dieses kurze Gebet war auch des alten Helden letzte Worte; denn wenige Augenblicke darauf gab er den Geist auf (1121). Welchen tiefen Eindruck hätte diese Scene nicht auf einen, nur einigermaßen gut gerathenen Sohn machen müssen, dem noch überdieß, wie dem jungen Joscelin, eine so schöne, liebenswürdige, fromme und verständige Gemahlin zur Seite stand. Aber wie es scheint, war Joscelin II. zum Verderben der Grafschaft Edessa und zum Unglück der abendländischen Christenheit in dem Morgenlande geboren. Zwar war er freigebig und gewandt in allen ritterlichen Uebungen, aber dabei äußerst leichtsinnig, unbesonnen, und weil im höchsten Grade der Völlerei und Wollust ergeben, über alles Maß fahrläßig und träge. In seinem Charakter war demnach das Laster offenbar vorherrschend, und diesem entsprach auch seine äußere, höchst widerliche Gestalt. Er war klein und dick, seine Haut wie sein Haupthaar schwarz, und sein ungemein breites, schon durch die allzuweit hervorstehende Nase und geschwollenen triefenden Augen entstelltes Gesicht, durch zahllose Blatternarben noch mehr entstellt. Unter der Regierung eines solchen ausgearteten Jünglings konnte die Aussicht der Christen von Edessa, selbst in eine ganz nahe Zukunft, nicht anders als höchst trübe und traurig seyn.

20. Aber auch an Antiochiens politischem Horizont zogen sich nicht minder düstere, viel Unheil in sich bergende Wetterwolken zusammen. Zum zweiten Male mußte nun Balduin die Verwaltung des Fürstenthums übernehmen, und ohne Zeit zu verlieren dahin eilen, um seine Enkelin Constanze gegen die Tücke ihrer herrsch-

süchtigen Mutter, seiner eigenen Tochter Elisa, zu schützen. Dieses stolze Weib ging mit nichts geringerem um, als ihre Tochter Constanze der väterlichen Erbschaft zu berauben, und selbst entweder als Wittwe oder als Gattin eines nach ihrem Geschmack gewählten Gemahls über das Fürstenthum zu herrschen. Schon hatte sie einen bedeutenden Anhang, und durch Geld und Versprechungen viele Dienstleute und Söldlinge für sich gewonnen. Da sie jedoch voraussah, daß weder ihr Vater, der König, noch auch die Barone das, was sie gegen ihre Tochter im Sinne hatte, zugeben würden, und zugleich ihr Unvermögen fühlte, sich gegen deren Willen in der Herrschaft des Fürstenthums zu behaupten; so stand sie schon im Begriffe, mit dem Athabek Zenki, dem furchtbarsten Feinde der Christen, gegen ihren Vater und die antiochenischen Barone ein Bündniß einzugehen. Zum Glück fiel der Bote, den Elise an Zenki schickte und der demselben ein ungemein schönes, kostbar gezäumtes Pferd, dessen Decke von weißem Sammt und dessen Hufeisen von Silber waren, zum Geschenke von der Fürstin bringen sollte, dem Könige in die Hände. Von dem Boten ward durch die Folter das Geheimniß seiner Sendung und der Inhalt der Botschaft abgepreßt, und er selbst hierauf auf Befehl des Königes hingerichtet. Gegen seine eigene Tochter mußte also jetzt Balduin mit einem Heere heranziehen. Als er nach Antiochien kam, fand er die Thore geschlossen, die Mauern mit Soldaten besetzt; und die Stadt würde eine schwere und lange Belagerung auszuhalten gehabt haben, hätte nicht ein Mönch, Namens Petrus, und noch ein anderer gut gesinnter Ritter dem königlichen Heere zwei Thore geöffnet. Elise floh jetzt auf die Burg, zu fernerem hartnäckigem Widerstand fest entschlossen. Als aber der, auf der Burg befindliche, äußerst geringe Vorrath von Lebensmitteln sie überzeugte, daß sie sich

nicht lange würde halten können, gab sie endlich den dringenden Vorstellungen verständiger Männer Gehör, stieg von der Burg herab, ging zu ihrem Vater und flehete um Gnade und Verzeihung. Natürlicher Weise verzieh Balduin sehr gerne seiner Tochter; aber demungeachtet mußte Elisa auf immer Antiochien verlassen und mit den Städten Laodicäa und Gabala, welche ihr verstorbener Gemahl, der junge Boemund, ihr als Witthum ausgesetzt hatte, sich begnügen. Balduin machte jetzt einige sehr zweckmäßige Verordnungen, nahm auch den Baronen wie dem ganzen antiochenischen Volke nicht nur den Huldigungseid ab, sondern man mußte ihm auch noch mit einem feierlichen Eidschwur geloben, daß man weder bei seinem Leben noch nach seinem Tode das Fürstenthum Antiochien an einen andern, als an Constanze, Boemunds II. rechtmäßiger Tochter, wollte gelangen lassen, worauf der König das Heer entließ und mit seinen Hausrittern wieder nach Jerusalem zurückkehrte. Das Fürstenthum Antiochien war jetzt wenigstens auf einige Zeit beruhiget, aber Fürstin Elisa von ihrem Ehrgeiz und ihrer Herrschsucht, wie wir sogleich sehen werden, noch lange nicht geheilt.

21. Bald nach seiner Rückkehr von Antiochien ward König Balduin gefährlich krank. Gleich im Anfange seiner sehr schmerzhaften Krankheit legte er allen königlichen Schmuck ab, kleidete sich in das einfache Gewand eines Stiftsherrn zum heiligen Grabe, und ließ sich aus seinem Palaste in die, dem Auferstehungsort des Erlösers näher gelegene Wohnung des Patriarchen bringen. Hier gelobte er, wenn Gott ihm sein Leben verlängern würde, die Regierung niederzulegen und als ein demüthiger Mönch alle seine noch übrigen Tage ausschließlich dem Dienste seines Herrn zu weihen. Dieses Opfer forderte jedoch Gott nicht von ihm, denn

er starb wenige Wochen darauf am 21. Aug. 1131 in dem dreizehnten Jahre seiner eben so mühe- als ruhmvollen Regierung.

22. Als Balduin II. starb, stand das Königreich in seiner schönsten Blüthe. Mit geringen Unterbrechungen erstreckte sich die christliche Herrschaft von Tarsus und Edessa bis nach El-Arisch an der ägyptischen Grenze. Auch in Beziehung der innern Verwaltung des Königreiches hatte Balduin II. sich große Verdienste um dasselbe erworben, besonders nachdem er durch die Ankunft Boemunds II. in Syrien sich der äußerst mühevollen, ihm viele Zeit raubenden Verwaltung des Fürstenthums Antiochien erlediget sah. Durch ihn erhielten die mannichfaltig verschiedenen Einwohner des Königreiches: Lateiner, Surianer, Griechen, Armenier ein geschriebenes und beschwornes, ihre Rechte und Pflichten bestimmendes Gesetzbuch; und da unter seiner Regierung von der, bald nach ihm eintretenden moralischen wie physischen Fäulniß sich schon sehr merkbare Spuren kund gaben, so entwarf er, mit Zuziehung des Patriarchen und seiner Barone, ein in fünf- und zwanzig Kapiteln bestehendes Strafgesetzbuch, das jedoch die Anzahl und Größe der Verbrechen nicht hinderte, und nur ein Beweis ist, daß alle diese moralischen Mängel und Gebrechen, die später so zerstörend in ihren Folgen wurden, auch damals schon größten Theils vorhanden waren. — Von König Balduin auf alle Art begünstiget, entstanden auch unter seiner Regierung jener religiös-kriegerische Orden, in dessen ächt christlichem Heldenmuthe und alles Zeitliche verschmähendem Selbstaufopferungsgeiste bald die Hauptkraft der lateinischen Christen in dem Morgenlande bestand, der selbst in Europa sich frühzeitig auf eine ganz ungewöhnliche Stufe von Macht und Ansehen erhob, und der, als er aufgehört hatte, die Ungläubigen im

Orient zu bekämpfen, auch in dem Norden Europa's das Christenthum über weite Länderstrecken verbreitete. — Nur zu frühe schloß sich leider mit Balduin II. die Reihe großer Könige von Jerusalem, stark und kräftig genug, nicht nur das Königreich gegen seine Feinde zu schützen, sondern auch, durch stete Erweiterung seiner Grenzen, es immer mehr und mehr zu befestigen, ja sogar, besonders bei der fortwährenden Uneinigkeit unter den Türken, bei dem ewigen Wechsel ihrer Dynastien und den unaufhörlichen, stets mit Länderzersplitterung und neuen innern Kriegen verbundenen blutigen Thronrevolutionen, das anfänglich so kleine Königreich, wenn blos noch ein einziges halbes Jahrhundert hindurch den Thron von Jerusalem nur Fürsten bestiegen hätten, wie Gottfried von Bouillion und die beiden Balduine, zu einem in dem westlichen Asien vorherrschenden Reich zu erheben. Gott hatte das Land den Christen gegeben; aber diese, bald durch kein höheres geistiges Band mit einander vereint, und jeder Einzelne nur kleinlichen, seine Selbstsucht befriedigenden weltlichen Zwecken nachstrebend, wußten weder das herrliche Geschenk zum allgemeinen Wohl der Menschheit zu benutzen, noch weit weniger sich desselben würdig zu machen; daher auch der Segen von Oben, der anfänglich auf allen ihren Unternehmungen so sichtbar ruhete, sich nach und nach von ihnen entfernte, und endlich sogar in Fluch sich verwandelte. — Wenn wir also sehen werden, daß auch in der Folge noch zahllose Heere nach dem Orient ziehen und das Abendland einen ganz ungeheuern Aufwand an Geld und Menschen völlig fruchtlos verschwendet, so suche man ja den Grund davon nicht in äußern, dem damaligen Morgenlande eigenen Localverhältnissen, man suche ihn weder in der Macht der Sultane von Persien und Ikonium, oder der beiden, sich gegenseitig verwünschenden und verfluchenden Kalifen von Bagdad

und Babylon, oder auch der andern, in endlosem Hader und Streit mit einander begriffenen kleinern türkischen Fürsten in Vorderasien; sondern ganz allein und blos in der unbegreiflichen Verkehrtheit der abendländischen Christen, in der, alle Grenzen und Vorstellungen übersteigenden Lasterhaftigkeit der Kreuzfahrer, in der Uneinigkeit, dem Eigennutze und der bei jedem Schritte sich gegenseitig feindlich belauernden Eifersucht ihrer Anführer und Fürsten, in dem Mangel eines, alle zu einem und demselben Zwecke einigenden Bandes und gemeinschaftlichen Plans, und endlich und vorzüglich in dem völligen Mangel einer, der Religion entquillenden höhern moralischen Kraft. — In keinem Zweige der Cultur sind seit den Kreuzzügen die Türken auch nur einen Schritt weiter vorgerückt; was sie damals waren, sind sie auch jetzt noch: Barbaren. Aber so wie heute zu Tage, woran gewiß nicht zu zweifeln ist, ein aus Aegypten, Syrien, Palästina und vorzüglich auch Cilicien bestehendes christliches Königreich mit seiner europäischen Cultur, Gesetzgebung, Verwaltung, Kriegskunst und Kriegszucht, und in steter treuer Anhänglichkeit an die allgemeine, von Jesu auf einen Felsen gegründeten Kirche, allen Anstrengungen türkischer oder anderer mohamedanischer, wenn auch noch so zahlreichen Horden, in ruhiger, ja bald möchte man sagen, wahrhaft schwelgender Sicherheit würde trotzen können; eben so hätte es dies auch schon in dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert gekonnt. — Der Zweck des ersten Kreuzzuges unter Gottfried von Bouillon war erhaben und heilig. Auch alle bei demselben befindlichen französischen und normännischen Fürsten und Herren, alle Helden, wie Boemund, Tancred, Eustach, Balduin, Raimund von Toulouse, Stephan von Blois, die beiden Roberte 2c. 2c. und sämmtliche edle Kreuzritter verfolgten denselben Zweck, einzelne kleine Abweichungen ausgenommen, doch in der Haupt-

sache stets mit religiöser Treue. Leider wichen ihre Nachfolger davon ab. Aber je weiter sie sich davon entfernten, je weiter entfernte sich auch von ihnen die bis dahin sie stets sichtbar schützende Hand der Vorsehung; bis endlich das ganze, anfänglich so großartige, Geist und Herz erhebende Unternehmen in ein erbärmliches, größtentheils von niedern und gemeinen Leidenschaften erzeugtes, eitles, höchst unverständiges Menschenwerk sich auflößte. Dies der einzige und wahre Erklärungsgrund aller Schicksale jener großen und lange dauernden, unter dem Namen der Kreuzzüge bekannten europäischen Völkerwanderungen nach dem Orient.

XIX.

Fulko von Anjou.

1. Auf dem Throne von Jerusalem folgte Balduin dem Zweiten dessen Schwiegersohn, der dem Leser schon rühmlich bekannte Graf Fulko von Anjou, der Gemahl Melisendens, des verstorbenen Königs ältester Tochter. Schon in Europa hatte Fulko, als Graf von Anjou, in frühern Jahren sich Ruhm und Ehre erworben: im Kriege durch seine persönliche Tapferkeit, seine Kriegskunde und seinen ritterlichen Sinn, und im Frieden durch seine Gerechtigkeitsliebe und den Schutz, den er der Kirche und deren Dienern lieh, die er gegen Bedrückungen und Anfeindungen jeder Art zu schützen nie unterließ. Selbst von dem stolzen und mächtigen König Heinrich I. von England hatte er Achtung und Schonung zu ertrotzen gewußt, und demselben die Nothwendigkeit fühlen lassen, sich aus ihm, dem Grafen von Anjou, um jeden Preis und welches Opfer es auch seinem Stolze kosten möchte, einen Freund und treuen Anhänger zu machen. Den kühnen und trotzigen Sinn, den er in jüngern Jahren nur zu oft kund

gab, und der ihn daher auch in manche Fehde verwickelte, hatte er nach und nach um Vieles gemildert, und da er von Natur aus sehr gutherzig, mitleidig, wohlthätig gegen Arme und Nothleidende, dabei auch jedem zugänglich und gegen Alle ungemein herablassend war; so erschienen diese, ihm angebornen Tugenden jetzt nur noch in einem desto schönern und hellern Lichte. Seine Bescheidenheit war so groß, daß er bei Lebzeiten seines königlichen Schwiegervaters nie die ihm, einige Male von demselben angebotene Regierung hatte übernehmen wollen.

2. Als jetzt im Jahre 1131 Fulko den Thron von Jerusalem bestieg und am Kreuzerhöhungsfeste die Krone aus den Händen des Patriarchen Wilhelm empfing, zählte er sechzig volle Jahre. Aber demungeachtet war das kriegerische Feuer seiner Jugend in ihm nichts weniger als erloschen. Nach dem Tode ihres Vaters, des Königs Balduin, war Elise sogleich wieder nach Antiochien zurückgekehrt, um neue Versuche zu machen, sich der Herrschaft zu bemächtigen. Mit dem herrschsüchtigen Weibe schlossen nun, blos aus natürlichem Widerwillen gegen jede Fremdherrschaft, besonders wenn auf Weiberrecht gegründet, der Graf Pontius von Tripolis, der leichtsinnige Joscelin und noch verschiedene antiochenische Barone ein Bündniß gegen den König. Aber Fulko eilte nach Antiochien, vereitelte Elisens Pläne, schlug hierauf den Grafen von Tripolis in einer blutigen Schlacht bei Rugia auf das Haupt, nöthigte ihn sich zu unterwerfen, zwang den Joscelin sich für die Zukunft von allen Angelegenheiten Antiochiens ferne zu halten, und ernannte einen edeln, verdienstvollen antiochenischen Ritter, Namens Rainald, zu seinem Statthalter in dem Fürstenthum. Aber bald bedurfte dieses auf das neue wieder der Hülfe des Königes. Schon im folgenden Jahre ka-

men Boten aus Antiochien in Jerusalem bei dem Könige mit der Nachricht an, daß ein zahlreiches turcomannisches Heer in der Richtung auf Antiochien im Anzuge sey? Sogleich versammelte Fulko seine Ritter und Dienstleute, um ohne Verzug dem bedroheten Fürstenthum zu Hülfe zu eilen. Auf dem Wege dahin kam ihm seine Schwester Cäcilia entgegen, ihn flehentlichst bittend, ihren Gemahl, der in einem Treffen von Zenki besiegt worden, und von demselben in der Burg Barim belagert werde, aus der ihm drohenden Gefangenschaft zu befreien. Seine Waffen wandte also Fulko jetzt zuerst gegen den Zenki, kämpfte mit dem Muthe eines jungen Ritters gegen die Ungläubigen, drängte den Zenki mit seinen Schaaren zurück, und entsetzte die Burg und den darin eingeschlossenen Gemahl seiner Schwester. Ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, rückte er hierauf in Eilmärschen gegen das turcomannische Heer, überfiel mit erstaunenswerther Kühnheit die Feinde in ihrem Lager, schlug sie in die Flucht, tödtete viele derselben und machte eine ungeheure Beute. Nach diesem glorreichen Siege ging Fulko nach Antiochien, und schlug, auf die Bitte der antiochenischen Barone, daß er nämlich auf einen Gemahl für die Prinzessin Constanze bedacht seyn möchte, den jungen Grafen Raimund von Poitou dazu vor. Es war der jüngere Sohn Wilhelms von Aquitanien, des eben so geistvollen als leichtfertigen fürstlichen Troubadours. Dem Vorschlage des Königs gaben die Barone ihren vollen Beifall, und erwählten aus ihrer Mitte einige Ritter, welche nach England segeln sollten, um dem jungen Grafen, der sich am Hofe des Königs befand, seine Wahl zum künftigen Gemahl Constanzens und Fürsten von Antiochien bekannt zu machen. Als dies und noch einige andere Angelegenheiten besprochen und gehörig geordnet waren, kehrte Fulko wieder nach Jerusalem zurück. Aber so wie

auf helle und heitere Tage stets bald trübe und nebelichte folgen, eben so ging jetzt auch König Fulko, dem bisher alles seinem Wunsche nach gegangen war, sehr großem, seinen Geist nach und nach beinahe völlig lähmenden Verdruß und Kummer entgegen.

3. An dem Hofe des Königs von Jerusalem hielt sich damals gewöhnlich auch der Graf Hugo von Joppe auf. Er war der Sohn des französischen Grafen Hugo von Puiset. Dieser hatte während der Regierung Balduins I. eine Pilgerschaft nach Jerusalem in Begleitung seiner schwangern Gemahlin Mamilia unternommen, diese aber, als sie unter Weges niederkam und ihm einen Sohn gebar, nebst dem neugebornen Kinde in Apulien unter dem Schutze seines Vetters, des Fürsten Boemund, zurückgelassen. Von König Balduin ward Hugo sehr freundlich empfangen, und bald nach seiner Ankunft in Jerusalem mit der Grafschaft Joppe belehnt. Nach seinem Tode ging dieses Lehen auch auf seinen in Apulien zurückgelassenen Sohn über, der ebenfalls Hugo hieß, und von dem jetzt die Rede seyn wird. — Zwischen dem König und dem Grafen Hugo nämlich bemerkte man schon seit einiger Zeit eine immer zunehmende Spannung. Der Grund derselben wird von den Geschichtschreibern auf verschiedene Weise angegeben. Einige erzählen, Hugo habe verschiedene Mißgriffe des Königs zu laut und zu kühn getadelt, und daher sich die Ungnade desselben zugezogen. Andere jedoch wollen, daß der Grund weit tiefer liege und behaupten, daß blos des Königs Eifersucht die wahre Ursache seines Grolles gegen den Grafen gewesen sey. Hugo war ein ungemein wohlgebauter, schöner, ritterlicher junger Mann und der Gemahl einer weit ältern Gattin, und nun glaubte der dreiundsechzigjährige König bemerkt zu haben, daß seine Gemahlin, die Königin Melisende, den schö-

nen jugendlichen Ritter ihm vorziehe, daß ihre Zusammenkünfte weit häufiger und ihre Unterredungen weit vertrauter wären, als selbst ihre Blutsverwandtschaft es gestattete, obgleich diese sie wenigstens in den Augen der Welt vollkommen entschuldigen konnten. Des Königs Groll ging endlich in tödtlichen Haß über, und dieser nahm nun bald einen furchtbaren Ausbruch. Hugo's Gemahlin Amelotte, eine Nichte des Patriarchen Arnulf, war vor demselben zuerst mit Eustach, Herrn von Cäsarea, vermählt worden, hatte demselben zwei Söhne geboren, und war erst nach dessen Tode in zweiter Ehe die Gattin des jungen Hugo geworden. Von dem Könige gewonnen, trat nun einer der von Eustach mit Hugo's jetziger Gemahlin gezeugten Söhne, Namens Walter von Cäsarea, gegen seinen eigenen Stiefvater auf und klagte denselben und noch einige andere Barone vor dem königlichen Lehnhofe einer Verschwörung gegen das Leben des Königs an. Da nun der Graf diese Beschuldigung als verläumderisch zurückwieß und seine Unschuld behauptete, so entschied der Lehenhof, daß Hugo seine Unschuld durch einen Zweikampf mit seinem Ankläger beweisen sollte, eine Entscheidung; offenbar eben so unbesonnen als unnatürlich, indem es ja eine nothwendige Folge davon gewesen seyn würde, daß entweder der Vater der Mörder seines Sohnes, oder dieser der Mörder seines Vaters hätte werden müssen. Gegen dieses Urtheil protestirte also der Graf, erschien auch nicht an dem zum Kampfe bestimmten Tage, worauf der Lehnhof zu Folge eines zweiten Erkenntnisses den Grafen und dessen Mitangeklagten ihres Verbrechens überwiesen, und sie sämmtlich ihrer Leben für verlustig erklärte. Dieses Urtheil erbitterte den jungen Hugo so sehr, daß er sogar sich in ein Einverständniß mit den Saracenen in Askalon einließ, die auch sogleich, weil von ihm dazu aufgefordert, sich

einige verheerende Einfälle in das Grenzgebiet des Königreiches erlaubten. Aber nun entdeckte der König des Grafen geheime Verbindung mit den Feinden, und zog daher sogleich mit seinen Dienstleuten vor Joppe; und da nun alle jene Ritter, welche bisher das Betragen des Königs gegen Hugo im höchsten Grade mißbilliget und daher zu dem Letztern sich gehalten hatten, jetzt dennoch, und zwar blos aus Achtung der Lehentreue, ihn verließen und gegen den Leib des Königs nicht streiten wollte, so war Hugo gezwungen, sich dem Könige zu ergeben. Aber, wie es scheint, war das Verfahren des Königs gegen den Grafen selbst von sehr vielen edeln Männern mehr getadelt als gut geheißen worden; denn jetzt traten mehrere der angesehensten Barone und selbst der Patriarch von Jerusalem auf, und boten ihre Vermittelung an, die der König nicht wohl ablehnen konnte, und die nun nach kurzer Berathung zu dem Endresultat führte, daß der Graf und dessen Mitbeschuldigten, um dem königlichen Ansehen hinreichende Genugthuung zu leisten, auf drei Jahre das Königreich verlassen, nach Verlauf dieser Zeit aber wieder zurückkommen, auch alle ihre Lehen alsdann zurückerhalten, und wegen des ihnen angeschuldigten Verbrechens nie mehr beunruhigt werden sollten; auch der Ertrag ihrer Lehen sollte während dieser drei Jahre nicht dem königlichen Fiskus heimfallen, sondern zur Bezahlung ihrer Schulden verwendet werden.

4. Unstreitig konnte dieser Handel nicht leicht einen dem König günstigern, ihm erwünschtern Ausgang nehmen; zudem ward er jetzt von seinem wirklichen oder vermeintlichen Nebenbuhler auf geraume Zeit befreit, mithin aller ihn diesfalls so lange schon quälender Sorgen enthoben. Doch auch dieser Triumph war von kurzer Dauer, und ein ganz unvorhergesehener

Vorfall setzte den König auf das neue wieder in die bitterste und peinlichste Verlegenheit. — Graf Hugo hatte von dem Könige die Erlaubniß erhalten, nach Jerusalem zu kommen, und bis zur Stunde seiner Abreise, die schon ganz nahe war, allda zu bleiben. Aber nun geschah es, daß der Graf, als er eines Tages vor der Bude eines saracenischen Kaufmanns saß und mit Würfelspiel sich unterhielt, plötzlich von einem Edelmann aus Bretagne meuchelmörderisch, und wie man anfänglich glaubte, tödtlich verwundet ward. Wie es bei solchen Vorfällen zu geschehen pflegt, lief jetzt in der Straße, in welcher der Frevel geschehen war, das Volk haufenweise zusammen, und natürlicher Weise fiel nun auch auf den König sogleich der Verdacht, die Mordthat angestiftet zu haben, und in diesem Verdacht suchten nun die Freunde des Grafen das Volk nicht nur noch mehr zu bestärken, sondern auch dessen gegen den Verwundeten jetzt mitleidige Stimmung dahin zu benutzen, daß sie demselben die feste Ueberzeugung beibrachten, Graf Hugo sey überhaupt völlig unschuldig und fälschlich von dem Könige blos aus Groll des Verbrechens einer Verschwörung angeklagt worden. Zwar behauptete der Mörder, der sogleich war ergriffen worden, er habe aus eigenem Antriebe, und nur in der Hoffnung, sich dem Könige gefällig zu machen, die That begangen. Bei dieser Aussage beharrte er auch noch, als selbst schon der Lehnhof ihn verurtheilt hatte, lebendig zerstückt zu werden. Aber alles dies half nichts, der Verdacht hatte schon zu tiefe Wurzeln gefaßt; laut und ohne Scheu nannte man den König den Mörder des Grafen, und was denselben am tiefsten dabei kränkte, war, daß selbst seine Gemahlin Melisende diesen Verdacht mit dem Volke theilte, und ihn ihre Verachtung und ihren Abscheu auf das schmerzhafteste fühlen ließ. Fruchtlos wandte der König alle Mittel an, um die Königin von seiner Unschuld zu

überzeugen. Er verbot sogar, bei der Vollstreckung des Urtheils, dem Mörder die Zunge abzuschneiden, damit dieser in den letzten qualvollen Augenblicken seines Lebens, wo es ohnehin zu spat wäre, durch Schweigen eine Milderung der grausamen Strafe zu bewirken, den wahren Anstifter der Mordthat nennen könnte. Aber auch dies machte keinen Eindruck auf die Königin, vermochte sie nicht, ihre Meinung und ihr hartes Betragen gegen ihren Gemahl zu ändern. — Graf Hugo war indessen von seiner Wunde geheilt worden, und verließ nun das Königreich so arm und dürftig, daß er, wie Wilhelm von Tyrus erzählt, seinen Unterhalt unterweges habe erbetteln müssen. In Apulien fand jedoch Hugo sehr freundliche Aufnahme bei dem Herzog Roger. Er erhielt von demselben die Herrschaft Gargana, wo er bald darauf, bevor noch die drei Jahre seines Exils verflossen waren, sein Leben beschloß.

5. Aber auch durch die Entfernung des Grafen ward die Erbitterung der Königin gegen ihren Gemahl nicht gemindert; im Gegentheil ward dieselbe mit jedem Tage nur noch heftiger; denn es war nicht blos ihr Schmerz über die harte Behandlung ihres Günstlings und Blutsverwandten, sondern auch der Verdruß über die Kränkung ihrer eigenen Ehre durch den nun kund gewordenen Argwohn ihres Gemahls gegen ihre eheliche Treue, was ihren Zorn gegen den König immer noch mehr entflammte. Diesem, wie allen gegen den Grafen feindlich gesinnten Baronen gestattete jetzt Melisende keinen Zutritt mehr zu sich, und die Letztern mußten sich vor den Nachstellungen der erzürnten Königin so sehr fürchten, daß sie es gar nicht mehr wagen durften öffentlich zu erscheinen. Erst nach vielem, lange Zeit fruchtlosem Zureden, Bitten und Flehen des Patriarchen und der übrigen Vermittler gelang es denselben, endlich das Gemüth der

Königin in etwas zu besänftigen, und sie in so weit zu versöhnen, daß sie dem Könige und auch den andern in ihre Ungnade gefallenen Baronen wieder erlaubte vor ihr zu erscheinen. Aber dem alten und durch Alter schwachen Könige war der Zorn seiner Gemahlin so furchtbar geworden, daß er, um sie völlig zu versöhnen und ihre Zuneigung wieder zu gewinnen, ihr von jetzt an so völlig unterthan ward, daß er in allem, was er thun wollte, selbst in den kleinsten und unbedeutendsten Dingen, vor Allem zuerst nach dem Willen der Königin forschte, und ohne denselben nie etwas zu thun sich erkühnte. Seit dieser Zeit beherrschte Melisende das Königreich, und Fulko trug blos den königlichen Namen. — Von jetzt an geschah auch in dem Königreiche nichts mehr unserer Aufmerksamkeit Würdiges. Um Antiochien bekümmerte sich der alte König nun ebenfalls nicht mehr. Zwar zog er, von den Antiochenern gerufen, noch einmal gegen die Türken, ward aber von dem Abhabeken Zenki geschlagen, in der Festung Monsferrandus eingeschlossen und entging der Gefangenschaft blos mittelst einer Capitulation, der zu Folge er die wichtige Festung dem Zenki übergab, aber dafür sammt der ganzen Besatzung freien Abzug erhielt. In dem türkischen Lager wurden Fulko und seine Ritter mit vieler Auszeichnung behandelt und, weil völlig ausgehungert und durch Entbehrungen jeder Art ganz erschöpft, mehrere Tage mit Speise und Trank im Ueberflusse gelabet, endlich auch noch, nach orientalischer Sitte, mit Ehrenkleidern beschenkt. Dieser Zug war König Fulko's letzte Waffenthat; denn obgleich zwei christliche Heere, das eine aus Antiochien, das andere aus Jerusalem unter Leitung des Patriarchen, welche beide zur Befreiung des Königs herbeigeeilet waren, schon in der Nähe standen, so wollte doch der des Krieges müde, alte König von keinem fernern Kampfe mehr et-

was wissen, und zog mit dem Patriarchen Wilhelm und dessen Schaaren nach Jerusalem zurück.

6. Wegen der, sowohl in dem Reiche von Bagdad als in dem Kalifat von Aegypten herrschenden innern Unruhen und dem dort unaufhörlich blutigen Kampfe um die Herrschaft genoß das Königreich Jerusalem jetzt mehrere Jahre einer beinahe ununterbrochenen Ruhe, die dem alten Könige gestattete, die letzten sechs Jahre seiner Regierung sich vorzüglich mit Erbauung neuer fester Burgen, Schlösser und Wachtthürme zu beschäftigen, und da der Patriarch, die Bischöfe, die Ritter und Edeln, ja selbst die Bürger in den Städten dem Beispiele des Königes folgten, so erhoben sich unter Fulko's Regierung mehr feste Burgen, als zusammengenommen Gottfried und die beiden Balduine erbaut hatten. Ihr Zweck dabei war, die feindliche Stadt Askalon noch mehr zu beengen, den reichen muselmännischen Caravannen desto bequemer nachstellen zu können, und endlich auch die Heerstraßen der Pilger noch mehr zu sichern. So z. B. ward von dem ehemaligen Mundschenken des Königs, dem Ritter Payen, jenseits des Jordans, neben einer alten Stadt, welche man für die Stadt Raba hielt, bei deren Belagerung Urias, zu Folge des von ihm dem Feldherrn überbrachten Briefes, seinen Tod fand, die feste Burg Krack gebauet, die wegen ihrer trefflichen Lage ganz in der Nähe jener Straße, auf welcher die Caravannen türkischer Kaufleute und Pilger aus Damaskus und den Ländern am Euphrat und Tigris nach Arabien zogen, den öftern Gewinn ganz ungemein reicher Beute versprach; aber eben daher auch in der Folge großes Verderben über die Christen brachte. Auch die uralte, in der heiligen Schrift öfters erwähnte Stadt Beersabe ward wider aufgebaut und befestiget, während zu gleicher Zeit auf den Ruinen der, den Philistern einst

gehörigen Stadt Gaza, eine feste Burg sich erhob. Eines der merkwürdigsten dieser Schlösser war die sammt ihren vier Thürmen aus lauter Quadersteinen erbaute, sogenannte weiße Warte; diese konnte eine sehr zahlreiche Besatzung fassen und, wenn gehörig mit Lebensmitteln versehen, selbst dem stärksten feindlichen Belagerungsheere trotzen. — Höchst überflüssig würde hier eine vollständige Aufzählung aller Burgen seyn, die jetzt nach und nach das Königreich in seinem Innern wie auf seinen Grenzen deckten; aber gewiß ist es, daß an dem Fuße derselben nun bald auch sehr schöne Dörfer und selbst nicht unansehnliche Städte aufzublühen anfingen.

7. Während König Fulko Burgen erbaute, sann ebenfalls auch seine Gemahlin, die Königin Melisende darauf, durch Gründung eines, für Gott geweihete Jungfrauen bestimmten Klosters, ihrem Andenken ein Denkmal zu setzen. Lange war sie wegen des Ortes, wo dasselbe erbaut werden sollte, mit sich selbst nicht einig. Nach langer Ueberlegung wählte sie endlich Bethanien, nahe bei Jerusalem, am andern Abhange des Oelberges, wo einst Martha mit ihrer Schwester Maria, der frommen Hörerin Jesu und ihrem Bruder Lazarus wohnten, und wo auch unser göttlicher Erlöser, als er in Knechtsgestalt auf Erden wandelte, so oft eingekehrt war. Unstreitig hätte kein schicklicherer Ort gewählt werden können. Auch ward dieses Kloster für Melisende ein Gegenstand ihrer zärtlichsten und thätigsten Fürsorge. Sie begabte es mit solcher überfließenden Milde und Freigebigkeit, daß das Kloster von Bethanien bald reicher ward, als alle übrigen Klöster in dem heiligen Lande, ja selbst als alle andere Kirchen in ganz Syrien. Die Einkünfte von Jericho und der umliegenden Gegend wurden demselben angewiesen. Alle heilige Gefäße waren von Gold und

Silber, größtentheils von Gold und mit den kostbarsten Edelsteinen geschmückt, und mit dieser prachtvollen Ausstattung standen nun auch die zum Gottesdienste nöthigen Paramente und seidenen Teppiche in dem vollkommensten Einklang. Mit eben so großer Sorgfalt und reiser Ueberlegung wählte auch Melisende die künftigen frommen Bewohnerinnen dieses Klosters, und ordnete denselben zu ihrer Vorsteherin eine Matrone von geprüfter, allgemein anerkannter Frömmigkeit, deren Ende aber, weil in Jahren schon sehr weit vorgerückt, nicht sehr ferne mehr war, damit nach deren Tode die Königin ihre eigene Schwester, die Prinzessin Jutta, als Aebtissin einsetzen könnte, was auch, wie es vorauszusehen war, bald darauf mit Einwilligung des Patriarchen und sämmtlicher Klosterfrauen geschah. Als der Patriarch die fromme Jutta, die schon weit früher in dem Kloster zur heiligen Anna in Jerusalem sich dem Dienste des Herrn geweihet hatte, zur Aebtissin des Klosters von Bethanien einweihete, und ihr zum Zeichen ihrer neuen Würde den Stab und die Ordensregel überreichte, erhielt das Kloster auf das neue wieder von der Königin eine Menge nicht minder kostbarer Geschenke an Kelchen, Leuchtern, Rauchfässern und noch anderm prachtvollen Kirchenschmuck. — Um das Kloster gegen plötzliche Ueberfälle der Ungläubigen zu schützen, ward auch mit sehr großen Unkosten neben demselben ein ungemein fester und geräumiger Wachtthurm aus geglätteten Quadersteinen erbaut.

8. Indessen war auch das, gänzlich sich selbst von dem König überlassene Fürstenthum Antiochien der Schauplatz einer Reihe höchst trauriger, seinen bisherigen Glanz nicht wenig trübender Wirrnisse geworden. Zuerst starb ungefähr schon in dem Jahre 1134 der höchst ehrwürdige Patriarch Bernard von Antiochien. Für

das Fürstenthum war dies ein unersetzlicher Verlust, den man auch nachher noch um so schmerzhafter fühlte, als das stolze, herrschsüchtige und hochfahrende Wesen seines Nachfolgers die sanfte, wohlthuende, nur das Beste der Kirche und des Staats bezweckende Regierung des Verstorbenen den Antiochenern nur zu oft in das Gedächtniß zurückführte. Nach Bernhards Tode ward nämlich Radulf aus der Normandie, nicht sowohl durch die Wahl der Geistlichkeit, als blos durch die Gunst der Ritter und des Volkes auf den erledigten Patriarchenstuhl erhoben. Der Charakter dieses Prälaten war eine widerliche Mischung großer moralischer Gebrechen und einer Menge glänzender, das gemeine Auge blendender Scheintugenden. Seine äußere, sich auszeichnende körperliche Wohlgestalt erweckte gleich beim ersten Anblick für ihn schon ein ungemein günstiges Vorurtheil. Seine bis an Verschwendung grenzende Freigebigkeit gewann ihm die Liebe der Soldaten, des Volkes und selbst mancher Ritter. Seine ausschweifende Prachtliebe, weil sehr viele dabei reichlich gewannen, betrachtete man als einen Beweis eines erhabenen, wahrhaft fürstlichen Sinnes. Seine stete Freundlichkeit und große Herablassung gegen alle, die sich ihm knechtisch unterwarfen, hielt das Volk um so mehr für Güte des Herzens, als nur wenige, nämlich die höher Gestellten, oder die als seine Gegner sich ihm entgegen setzen wollten, seinen Stolz und seine Härte fühlen mußten. Mit der Gabe der Wohlredenheit geschmückt, wußte er mit seiner leicht fließenden, das Ohr seiner Zuhörer ergötzenden Rede, obgleich es derselben an Tiefe und Gediegenheit gebrach, und dem Geübtern sogleich des Patriarchen Mangel an Gelehrsamkeit kund gab, dennoch die Herzen der Menschen sich eigen zu machen. Der hervorstechendste Zug in seinem Charakter war Stolz und Herrschsucht. In seiner grenzenlosen Vermessenheit glaubte er selbst den

hohen apostolischen Stuhl nicht außer seinem Bereiche, und ging mit nichts geringerm um, als sich und die Kirche von Antiochien, weil sie von dem heiligen Petrus früher als die Kirche von Rom war gegründet worden, dieser vollkommen gleichzustellen, sich von ihr völlig unabhängig zu machen, und allem dem apostolischen Stuhle gebührenden Gehorsam sich gänzlich zu entziehen. Seine Frechheit steckte sogar auch den Patriarchen von Jerusalem an. Dieser kam jedoch sehr schnell wieder zur Besinnung, und auch Radulf mußte nachher für sein sinnloses Erkühnen sehr ernst büßen, indem er bei aller seiner vermeintlichen eingebildeten geistigen Ueberlegenheit dennoch bald zur Ueberzeugung gelangte, daß es ihm durchaus an Mitteln gebräche, seine nur von halb wahnsinnigem Stolze in ihm erzeugten Absichten auch nur zur Hälfte zu erreichen. — Um sowohl in seinem Streite mit seinem eigenen Klerus und dem Patriarchen von Jerusalem wegen der Kirche von Tyrus, als auch in Ausführung seiner übrigen luftigen Pläne sich einen mächtigen Bundesgenossen zu verschaffen, schloß sich Radulf fest an die regierungslustige Elise an, die nun ebenfalls, sobald sie vernommen, daß ihre Schwester Melisende die Zügel der Regierung ergriffen und statt ihres Gemahls herrsche, sogleich wieder nach Antiochien zurückgeeilet war, und in Verbindung mit dem Patriarchen und einigen Baronen, und von ihrem Anhange unter der antiochenischen Miliz unterstützt, sich wirklich auf das neue wieder der Regierung bemächtiget hatte. Die von König Fulko vor einigen Jahren mit Zuziehung sämmtlicher Barone des Fürstenthums festgestellte Ordnung war also jetzt aufgelöst, und die liebenswürdige junge Constanze eine, von ihrer eigenen Mutter unterdrückte und des väterlichen Erbe beraubte Waise.

9. Zum Glücke war Elisens Regierung nur schnell vorübergehend. In dem Jahre 1136 nämlich landete endlich der, von allen besser gesinnten Baronen längst schon ersehnte junge Graf Raimund von Poitou an der syrischen Küste. Schon auf seiner Reise hatte er viele Gefährlichkeiten zu bestehen gehabt. Fürst Roger von Sicilien nämlich machte, wegen seiner Verwandtschaft mit Boemund, Ansprüche auf Antiochien, und obgleich man ihm die, von den antiochenischen Baronen geschehene Wahl Raimunds zu verheimlichen gesucht hatte, so war sie ihm dennoch nicht unbekannt geblieben. Natürlich lag es jetzt in seinem Interesse, Raimunds Reise nach dem Orient zu hindern, ja wo möglich ihn in seine Gewalt zu bekommen, und hatte daher auch diesfalls schon nach allen apulischen Seestädten die nöthigen Weisungen erlassen. Um den Nachstellungen der Normänner zu entgehen, mußte der Graf, als ein armer Pilger verkleidet, seine Reise theils auf einem schlechten Rosse, theils auch zu Fuße machen, und gewöhnlich, weil ihm dies das sicherste schien, unter einem Haufen wirklich armer und höchst ärmlich gekleideter Pilger, unter denen Niemand den Sohn und Bruder des mächtigen Herzogs von Aquitanien würde gesucht haben, seine Straße ziehen. Sein Gefolg ließ er nur Einzeln theils sich folgen, theils sich vorangehen, und kam nun durch diese List wohlbehalten in Syrien an. Wie es scheint, war Raimund schon von den Personalverhältnissen am Hofe von Antiochien sehr gut unterrichtet; denn in der Ueberzeugung, daß er gegen den Willen des Patriarchen nie zu seinem Fürstenthum gelangen würde, that er nun sogleich alle nur mögliche Schritte, sich denselben geneigt zu machen, bat ihn um seine Freundschaft und daß er, gleich einem wahren Vater, ihn und seine Jugend leiten möchte. Radulf, dem es nicht minder nach der höchsten Gewalt gelüstete, glaubte jetzt seine Rechnung

weit besser bei dem Grafen Raimund als bei Elise zu finden, ging daher demselben sogleich auf halbem Wege entgegen, versicherte ihn seiner väterlichen Liebe und Zärtlichkeit, und sagte ihm auch mit aller Bestimmtheit das Fürstenthum zu, jedoch unter der Bedingung, daß er dasselbe als ein Lehen von der Kirche von Antiochien empfangen müsse. Von dieser Bedingung ließ der Patriarch nicht nach; denn ward das Fürstenthum ein Lehen seiner Kirche, so konnte er sich um so mehr mit der Hoffnung schmeicheln, mit seiner höchsten geistlichen Gewalt nun auch bald die höchste weltliche Gewalt zu vereinigen. In seiner noch ziemlich isolirten Lage sah Raimund sich zu dem Versprechen gezwungen, das Verlangen des Patriarchen zu erfüllen, ward aber dennoch nicht eher in die Stadt eingelassen, als bis er sein Versprechen mit einem Eide bekräftiget hatte. — Jetzt eilte der Patriarch auch, weil, wie er glaubte, sein eigener Vortheil es erheische, dem Grafen die ihm schon früher zugesagte Prinzessin Constanze zur Gemahlin zu geben. Aber nun war zu befürchten, daß Constanzens Mutter dieser Verbindung sich widersetzen, alle nur erdenkliche Schwierigkeiten ihr entgegen setzen werde. Um dieses zu verhüten und Elise in der Unthätigkeit zu erhalten, suchte der arglistige Radulf, und allem Ansehen nach trug auch Raimund das Seinige mit dazu bei, der Fürstin die thörichte Hoffnung einzuflößen, der Graf werde ihre Hand jener ihrer Tochter vorziehen, und ließ sich endlich von dem schlauen Patriarchen durch dessen schmeichelhafte Worte so sehr bethören, daß sie sogar, als schon Anstalten zur Vermählungsfeier gemacht wurden, noch immer in ihrem süßen Wahn beharrte, und daraus erst in der Kirche erwachte, als Graf Raimund seine schöne Braut, die kaum noch vierzehn Frühlinge erlebt hatte, an der Seite ihrer Mutter bei der Hand faßte, sie zum Altar führte, beide von dem Patriarchen den Segen er-

hielten und von demselben feierlich getraut wurden. Daß jetzt Elise bei dem doppelt schmerzhaften Gefühle getäuschter Hoffnung und gekränkter Ehre im höchsten Grade gegen den Patriarchen aufgebracht war, dies läßt sich leicht denken. Zwar wollte dieser durch Vorspiegelung anderer eben so trügerischer Hoffnungen sie wieder besänftigen; aber Elise behandelte ihn mit der größten Verachtung, wollte nichts mehr von ihm hören, sagte ihm die härtesten Dinge und verließ nun augenblicklich Antiochien, fest entschlossen, dem Patriarchen wie dem Grafen Raimund und allen, die dazu beigetragen hatten, sie so schändlich zu betrügen, ihren jetzt bis zur Wuth gesteigerten Zorn zu seiner Zeit fühlen zu lassen.

10. Als Raimund die Regierung übernahm, ward das Fürstenthum auf mehrern Seiten von Stürmen und Gefahren bedroht. Aber Raimund war ein Ritter, der zu der Hoffnung berechtigte, er werde, wie einst Boemund und Tancred, das Fürstenthum gegen alle Feinde desselben zu schützen wissen. Er stand jetzt in der Blüthe seines Lebens, in der vollen Kraft der ersten Jugend. Alle Theile seines ungemein wohlgestalteten, fest und stark gebauten Körpers standen mit einander in dem schönsten, vollkommensten Ebenmaße, und seine physische Kraft war so stark, daß die Griechen ihn nachher den Herkules von Antiochien nannten. Uebrigens war er stets sehr freundlich, leutselig, für Jedermann zugänglich, im höchsten Grade freigebig; dabei von Herzen fromm und nicht blos ein frommer Hörer, sondern auch Thäter des Wortes Gottes; denn er war in allen Genüssen ein Muster der Mäßigkeit, und bewahrte, gegen die Sitte einer verbrecherischen Zeit, seiner Gemahlin unverbrüchliche Treue. Der Sohn eines fürstlichen Troubadours, liebte er ebenfalls die Dichter, ehrte überhaupt auch die Ge-

lehrten, obschon er selbst der Wissenschaften unkundig war. Nur schade, daß diese Tugenden seine beinahe leidenschaftliche Neigung zum Würfel- und Brettspiel in etwas verdunkelte, und daß er nicht selten von seinem feurigen, schnell aufbrausenden Temperament sich hinreißen ließ und dann Mißgriffe machte, die er bei ruhigerer Ueberlegung gewiß würde vermieden haben. — Aber welche ritterliche Tugenden und Eigenschaften der neue junge Fürst auch haben mochte, so begann doch unter seiner Regierung schon jener Glanz sich merklich zu trüben, welchen Boemund und Tancred über dasselbe verbreitet hatten. Aber diesmal waren es nicht die Türken, welche bei den Antiochenern sehr große Besorgnisse erregen konnten; obgleich auch der gefürchtete Athabek Zenki, da der innere Krieg in dem Hause des seldschiuckischen Sultans, an welchem Zenki großen Antheil genommen hatte, jetzt beendiget war, sich ebenfalls gegen die Christen rüstete. Weit größere Gefahr drohete dem Fürstenthum von Seite des griechischen Reiches. Dieses beherrschte seit vielen Jahren Alexius Sohn, der Kaiser Johannes, unstreitig einer der größten und würdigsten Regenten, die je noch den Thron von Konstantinopel geschmückt hatten*). Lange Zeit hatte Johannes den christlichen Staaten im Orient und allen dahin reisenden Pilgern sich ungemein gnädig und huldvoll erwiesen, jedoch, man weiß nicht aus welchen Gründen, die ihm früher von den Baronen angetragene Vermählung der Prinzessin Constanze mit seinem Sohne Manuel abgelehnt. Aber wie es scheint, waren in ihm bei dieser Gelegenheit wieder der grie-

---

*) Da die äußere Gestalt dieses Kaisers nicht gefällig war, im Gegentheil sogar als ziemlich häßlich erschien, so nannten ihn die Griechen, die den Werth ihrer Kaiser nie gehörig zu würdigen wußten, aus Spott Kalojohannes, d. h. den schönen Johannes.

chischen Kaiser alte und von Boemund I. in dem mit dem Kaiser Alexius in Illyrien geschlossenen Friedensvertrage anerkannte Ansprüche auf Antiochien auf das neue erwacht. Johannes war nicht der Fürst, der Ansprüche, welche er für gerecht hielt, so leicht wieder aufzugeben gewohnt war, und da er sich schon dadurch beleidiget glaubte, daß Raimunds Wahl zum Fürsten von Antiochien ohne sein Wissen geschehen war; auch der junge Fürst, wahrscheinlich eingedenk der, seinem Vater, dem Herzog Wilhelm von Aquitanien auf dessen Pilgerreise zugefügten Kränkungen, nun die Griechen in Cilicien auf mancherlei Weise reizte; so brach der Kaiser plötzlich mit großer Heeresmacht in Cilicien ein, bemächtigte sich der von Boemund und Tancred den Ungläubigen abgewonnenen Städte Tarsus, Mamistra, Adana und noch einiger andern weniger bedeutender Burgen, rückte hierauf in Eilmärschen vor Antiochien, belagerte die Stadt und zwang nach kurzer Belagerung den Fürsten zu folgendem, freilich für denselben nicht sehr ehrenvollen, aber durch die Macht der Umstände ihm abgedrungenen Vertrage. Raimund mußte geloben, die Stadt Antiochien an das griechische Reich zurückzugeben, sobald ihm dafür der Kaiser die Städte Haleb, Dschaisar, Hama und Emessa, welche vier sehr ansehnliche Städte der Kaiser im nächsten Sommer, jedoch unter der kräftigen Mitwirkung der Fürsten von Antiochien und Edessa, zu erobern versprach, als Lehen des oströmischen Reiches würde übergeben haben. Es wurde ferner festgesetzt, daß von dem Tage des Friedens an sowohl die Stadt als die Burg von Antiochien dem Kaiser zu jeder Zeit offen stehen sollte; und endlich machte sich Raimund auch noch verbindlich, in das Lager des Kaisers zu kommen, in Gegenwart des ganzen kaiserlichen Hofes und aller antiochenischen Barone, den Lehnseid in die Hände des Kaisers zu leisten und von ihm die Belehnung mit

den vier so eben erwähnten, aber erst noch zu erobernden Städten zu empfangen. Diesem Vertrage zu Folge begab sich nun Raimund in das kaiserliche Lager, und nachdem er in dem Zelte des Kaisers den Lehnseid geleistet, auch die Belehnung und mit dieser noch sehr kostbare Geschenke von Johannes empfangen hatte, ward auf dem höchsten Thurm der ohnehin sehr hohen Burg zum Zeichen, daß jetzt Antiochien eine Stadt des römischen Kaisers sey, das kaiserliche Panier aufgepflanzt. Der Kaiser brach hierauf mit seinem Heere vor Antiochien nach Cilicien auf und ließ dasselbe bei Tarsus die Winterquartiere beziehen.

11. Der Krieg gegen die Türken, und zwar in Verbindung mit den lateinischen Fürsten, war also jetzt fest beschlossen. Um sie, wenig oder gar nicht vorbereitet, mit desto größerm Erfolge angreifen zu können, suchte der Kaiser sie den Winter über so viel möglich in Sicherheit einzuwiegen. Er sandte gleich nach seinem Abzug vor Antiochien einen Gesandten mit freundlichen Anträgen an Zenki, und ließ ihn versichern, daß er nichts als die vollkommene Bezwingung von Kleinarmenien beabsichtige. Zwischen dem Kaiser und dem Athabek gingen nun Gesandten hin und her. Letzterer schickte sogar durch einen seiner vornehmsten Diener, Namens Hassan, dem Kaiser eine Menge Lüchse, Falken und andere zur Jagd nützliche und brauchbare Thiere zum Geschenke. Als aber im Frühjahre die Verbindung der Griechen mit den lateinischen Fürsten den Türken bekannt ward, verbreiteten sich Schrecken und Bestürzung bis tief in das Innere ihrer Länder. In Syrien und Mesopotamien hielten die Muselmänner ihren Untergang für unvermeidlich. Selbst in Bagdad brach eine furchtbare Volksbewegung aus. Schreiend, heulend und jammernd zogen zahllose Volkshaufen durch die Straßen der Stadt, störten durch ihr

Geheul das Gebet in den Moscheen, zerschlugen darin die Kanzeln und zwangen endlich den unthätigen Sultan zu dem Versprechen, seine ganze Kriegsmacht zur Vertheidigung des Islams nach Syrien und Mesopotamien zu senden. Alle ihre Städte und Burgen suchten nun die Türken in ängstlicher Eile noch mehr zu befestigen. Auch der nun völlig enttäuschte Zenki, der gerade mit Verwüstung des Gebietes von Emesa beschäftiget war, stand jetzt davon ab und schloß mit dem Emir Frieden; so wie überhaupt die große, allen Muselmännern drohende Gefahr nun auch sämmtliche türkische Fürsten und Emirs, so verschieden deren Interesse und Absichten bis dahin gewesen seyn mochten, zum gemeinschaftlichen Kampfe gegen die Christen vereinigte. — Aber bald zeigte es sich, daß die Furcht, der Schrecken und die zum Theil übertriebenen Besorgnisse der Türken völlig grundlos waren. Das ganze große Unternehmen gegen dieselben, wovon die ganze Christenheit im Orient so große und bleibende Vortheile zu erwarten berechtiget war, scheiterte gänzlich und zwar größtentheils durch die Schuld der lateinischen Fürsten. Jeder hatte dabei seine eigenen, nur sein eingebildetes persönliches Interesse bezweckenden Absichten. Der listige und verschmitzte Joscelin wußte dem Raimund, den er wegen des ihm am Orontes versprochenen Fürstenthums beneidete, das größte Mißtrauen gegen den Kaiser einzuflößen. Statt das griechische Heer, wie sie sich verbindlich gemacht hatten, kräftig zu unterstützen, suchten sie blos alle Bewegungen desselben, so viel sie konnten, zu lähmen und zu erschweren. Keine bedeutende Stadt, nicht einmal Haleb konnte genommen werden. Endlich ward doch Dschaisar von dem Kaiser belagert. Aber bei dieser Belagerung blieben Raimund und Joscelin und deren Schaaren größtentheils blos müßige Zuschauer; und als dennoch der Kaiser, durch seine und seiner Trup-

pen Tapferkeit die Stadt mit Sturm erobert hatte, aber nun erst noch die ungemein feste Burg von Dschaisar belagern mußte, nahmen die Fürsten auch an dieser Belagerung nur äußerst schwachen Antheil, und während der tapfere Kaiser vom frühesten Morgen bis zum Abend seinen Harnisch nicht ablegte, und mit dem goldenen Helm auf seinem Haupte sich unter den Mauern der Burg allen Gefahren aussetzte, um seine Armbrustschützen und diejenigen, welche die großen Wurfmaschinen zu bedienen hatten, zu immer noch größerer Thätigkeit zu ermuntern, saßen, ganz theilnahmslos, Raimund und Joscelin mit einander in ihrem Zelte und belustigten sich bei dem frohen Klang der Becher mit Brett- und Würfelspiel. — Natürlich mißfiel dem Kaiser im höchsten Grade dies Betragen der Fürsten, und überzeugt, daß sie durch keine Ermahnungen zu größerer Thätigkeit könnten angespornt werden, ward er ebenfalls der Belagerung müde, und da der Fürst von Dschaisar sich nicht nur, wenn der Kaiser von der Belagerung der Burg abstehen wollte, zu einem sehr bedeutenden jährlichen Zins an das römische Reich verbindlich machte, sondern auch zur augenblicklichen Auszahlung einer nicht minder ansehnlichen Geldsumme sich erbot; zudem noch dem Kaiser sehr reiche Geschenke an edeln arabischen Pferden, seidenen, mit Gold durchwirkten Gewändern und andern Kostbarkeiten sandte, unter welchen letztern ein, aus einem herrlichen glänzenden Stein gearbeitetes Kreuz, welches, wie gesagt ward, Kaiser Constantin der Große habe verfertigen lassen, das aber, als der römische Kaiser Romanus Diogenes in die Gefangenschaft der Türken gerieth, diesen in die Hände gefallen sey, von ganz besonderm hohen Werthe war; so benutzte Johannes diese erwünschte Gelegenheit, die Belagerung mit Ehren aufheben zu können, nahm das Anerbieten und die Geschenke an, und zog sich mit seinem Heere nach

Antiochien zurück. Diese Stadt sammt der Burg wollte der Kaiser nun zum Hauptwaffenplatz und zur Basis seiner künftigen Feldzüge gegen die Türken machen. Dieses war dem Fürsten nichts weniger als sehr erwünscht. Sie gaben sich also alle Mühe, den Kaiser so bald als möglich wieder aus Antiochien zu entfernen; und nun gelang es wirklich dem schlauen Joscelin durch lügenhafte Vorspiegelungen den Kaiser zu bewegen, die Stadt schon nach wenigen Tagen wieder zu verlassen und mit seinem Heere nach Constantinopel zurückzugehen.

12. Einige Jahre fand jetzt der griechische Kaiser in andern Theilen seines Reiches so viel Beschäftigung, daß er an die Ausführung seines, in Betreff des Fürstenthums Antiochien wahrscheinlich jetzt schon entworfenen Plans noch nicht denken konnte. — Während dieser Zeit ward die Kirche von Antiochien, durch die immer heftiger werdenden Streitigkeiten des Patriarchen Radulf mit seinen Stiftsherren nicht wenig verwirrt und betrübt; bis endlich Radulf von einem päpstlichen Legaten auf einem Concilium seiner Würde entsetzt und von dem Fürsten Raimund, der sich an ihm, weil er ihn ehemals gezwungen, das Fürstenthum als ein Lehen von ihm zu nehmen, sich rächen wollte, in das Gefängniß geworfen ward, jedoch nach einiger Zeit daraus zu entweichen Gelegenheit fand, und nachdem er auf seiner Reise nach Rom mancherlei Abentheuer glücklich bestanden, auch in Sicilien den Herzog Roger, der ihn hatte verhaften und hart behandeln lassen, endlich doch so sehr für sich zu gewinnen gewußt hatte, daß er, reichlich von ihm beschenkt, unter seinem Schutz glücklich nach Rom kam, durch die Verwendung des Herzogs endlich von dem Papste vorgelassen ward, von demselben auch das Versprechen erhielt, daß seine Sache auf das neue und zwar mit der größten Unpartheilichkeit

sollte untersucht werden, hierauf aber auf seiner Rückreise, und wie gesagt ward, an einem, von unbekannter Hand ihm gereichten Gift plötzlich starb und durch seinen Tod die antiochenische Kirche vor neuem Zank und Hader bewahrte, den höchst wahrscheinlich seine Erscheinung in Syrien auf das neue herbeigeführt haben würde.

13. Desto besser wußte der gewaltige Zenki diese Zeit zur Vermehrung seiner Macht zu benutzen. Er entriß nach einer harten und langen Belagerung den Antiochenern die, für sie ungemein wichtige und feste Stadt Atsareb, und ließ auf dem Grabe eines, von ihm sehr geliebten und geehrten Muselmannes, der während der Belagerung vor den Mauern von Atsareb gefallen war, alle christliche Einwohner der Stadt erwürgen. Für den Verlust von Atsareb konnte nun freilich die Eroberung der Stadt Paneas durch die Christen aus Jerusalem, in Verbindung mit den damascenischen Türken, einigermaßen als eine Entschädigung betrachtet werden. Aber bei allem dem stieg Zenki's Macht mit jedem Tage. Alle Städte und Landschaften längs dem Fluß Orontes bis zu dessen Quellen herauf eroberte er theils in eigener Person, theils durch seine Unterfeldherren, und bedrohete jetzt in gleichem Maße das Fürstenthum Edessa wie jenes von Antiochien. — Endlich riefen die Fürsten abermals den griechischen Kaiser zu Hülfe. Aber jeder hatte wieder dabei seine eigenen persönlichen Absichten. Keiner dachte und handelte aufrichtig gegen den Kaiser. Aber Johannes hatte die Falschheit des Joscelins und die Unzuverlässigkeit Raimunds kennen gelernt, zürnte ihnen auch jetzt, weil sie, wenigstens wie die Griechen behaupteten, den mit ihnen vor einigen Jahren unter den Mauern von Antiochien geschlossenen Vertrag in verschiedenen Punkten gebrochen hatten. Mit ungeheurer Heeresmacht rückte also der Kaiser jetzt heran, aber

nicht mehr als ein Freund der Fürsten, sondern als deren Feind, und durchzog in solcher Eile Isaurien und Cilicien, daß die Fürsten Raimund und Joscelin nicht eher erfuhren, daß der Kaiser in Syrien sey, als bis er schon vor der Festung Tellbaschar stand und diese von allen Seiten umlagerte. Johannes hielt es jedoch nicht für nöthig, die Stadt mit seinen Truppen zu besetzen, sondern begnügte sich damit, daß Joscelin seine eigene Tochter ihm als Geißel überlieferte. Aber desto heftiger entbrannte er in Zorn, als er aus Antiochien, wohin er Abgeordnete mit der Aufforderung an den Fürsten, ihm, dem geschlossenen Vertrage gemäß, die Stadt und die Burg zu einem Waffenplatz gegen die Türken zu übergeben, eine auf schlau ersonnenen Scheingründen beruhende, geradezu abschlägige Antwort erhielt. Aber fest stand nun auch bei dem Kaiser der Entschluß, das ganze Fürstenthum Antiochien an sich zu reißen, und mit diesem und noch einigen cilicischen Städten und der Insel Cypern für seinen jüngsten Sohn eine eigene, von dem griechischen Reiche unabhängige Herrschaft zu gründen. — Bei der ungeheuern Kriegsmacht des Kaisers und dem zahlreichen Heere, mit dem er den beiden ganz unvorbereiteten Fürsten gegenüber stand, schien nun das Fürstenthum Antiochien für die abendländische Christenheit auf immer verloren, als plötzlich und ganz unerwartet eine anfänglich ganz unbedeutend scheinende Wunde, zu der sich aber bald der Brand gesellte, nach wenigen Tagen dem Leben des Kaisers und dessen thatenvoller Regierung ein Ende machte (1143). Johannes Sohn, der tapfere und kühne, seinem Vater nicht unähnliche Manuel, den der Kaiser auf seinem Sterbebette den versammelten Anführern des Heeres zu seinem Nachfolger empfohlen hatte, auch gleich nach seines Vaters Tod noch an demselben Tage zum Kaiser war ausgerufen worden, mußte nun schleunig die Gegend verlas-

sen und, um seinen Thron gegen seinen Oheim und ältern Bruder Isaak zu sichern, mit seinem Heere nach Constantinopel zurückeilen. Bevor jedoch Manuel aufbrach, sandte er den Fürsten ein Schreiben voll Vorwürfen mit der bestimmten Erklärung, daß er nächstens zurückkehren und seine Rechte auf Antiochien geltend zu machen wissen werde, indem er nicht gesonnen sey, das von seinem Vater erhaltene Reich zu mindern, sondern im Gegentheil es zu vermehren.

14. Einige Monate darauf, noch in demselben Jahre, und zwar gegen das Ende desselben, starb auch König Fulko. Ein Sturz vom Pferde, wobei er sich den Kopf schwer verletzte, war die Ursache seines Todes. Als er nämlich seine Gemahlin auf einer Lustreise von Ptolemäis nach einem nahe gelegenen, sehr anmuthigen Ort mit einem zahlreichen Gefolge begleitete, trieben die voranreitenden Knechte aus einer Furche einen Hasen auf, und verfolgten ihn unter großem Geschrei. Sobald der König dieses vernahm, ließ er sich auch jetzt noch in seinem hohen Alter von seiner ehemaligen leidenschaftlichen Jagdlust hinreißen, und rannte nun ebenfalls mit solcher Heftigkeit dem Hasen nach, daß sein Pferd endlich stürzte und der Knopf des Sattels ihm den Kopf so sehr verletzte, daß er besinnungslos nach Ptolemäis zurückgebracht ward und wenige Tage darauf verschied. — Auf dem Throne von Jerusalem folgte dem König Fulko dessen ältester, noch nicht dreizehnjähriger Sohn, Balduin III., unter der Vormundschaft seiner Mutter, der Königin Melisende, die nun auch als Regentin die Zügel der Regierung übernahm, während der Minderjährigkeit des Königes mit männlichem Sinn und fester Hand sie führte, und jetzt zugleich mit ihrem Sohne in der Kirche zum heiligen Grabe, in Gegenwart sämmtlicher Barone, von dem Patriarchen gesalbt und gekrönt ward.

XXI.

Emadeddin Zenki. — Fall von Edessa.

1. Zenki, von dem bisher schon öfters die Rede gewesen, war der Sohn Aksonkors, eines türkischen Fürsten von hohem stolzem Sinne, der von dem Sultan Malekscha die Statthalterschaft über die Fürstenthümer Haleb, Hama, Mambesch und Ladsikia erhalten hatte, aber einige Jahre nachher, als er an den, nach Malekscha's Tod in dem seldschukischen Hause ausgebrochenen Unruhen Antheil nahm, von Thutusch getödtet ward. Bei dem Tode seines Vaters befand Zenki sich noch in sehr zartem Alter; und obgleich die Soldaten und Einwohner von Haleb einen Versuch machten, Aksonkors erst zehnjährigem Sohne Zenki das Fürstenthum zu erhalten; so waren doch alle ihre Bemühungen fruchtlos, und Thutusch bemächtigte sich sämmtlicher Städte und Landschaften, worüber Zenki's Vater zu gebieten gehabt hatte. Der junge Zenki war nun gezwungen, in die Dienste anderer Fürsten zu treten. Zuerst diente er dem, durch seine Tapferkeit berühmten Ortokiden Sokman. Nachher trat er in den Sold und die Dienste beinahe aller der türkischen Emirs oder Fürsten, welche nach und nach in dem Fürstenthum Mosul aufeinander folgten. Aber in welchem Dienste Zenki auch stehen mochte, zeichnete er sich immer durch glänzende Waffenthaten aus. In allen muselmännischen Heeren war er der Liebling der Soldaten und für seine Waffengenossen ein Gegenstand der Bewunderung und höchsten Verehrung. Bald ward sein Name und der Ruf seiner Tapferkeit auch dem Sultan in Bagdad bekannt. Dieser gab ihm die Statthalterschaft über Waset, einige Zeit darauf das noch weit wichtigere Emirat von Mosul; und als Zenki nach dem Tode des Fürsten Rodevans sich auch des Fürstenthums von Haleb bemächtigte, ward er

von dem Sultan nicht nur in seiner Gewalt über Haleb bestätiget, sondern auch mit Syrien und Mesopotamien belehnt.

2. Von jetzt an handelte Zenki stets nach einem und demselben, mit vieler Besonnenheit und Klugheit entworfenen Plane, dem er nie mehr untreu ward, weil fest überzeugt, daß derselbe ihn immer auf noch höhere Stufen von Macht, Ruhm und Größe führen werde. Vor Allem war er demnach zuerst darauf bedacht, seine Herrschaft im Innern zu befestigen und deren Grenzen immer noch mehr zu erweitern; und obgleich er dem Kriege seiner Glaubensgenossen gegen die Kreuzritter nicht ganz fremd bleiben durfte, auch ein fanatischer Anhänger des Islams, und daher der ärgste Feind der Christen war, deren Siege über die Muselmänner, wovon er einige Mal Zeuge gewesen, seinen Haß gegen dieselben noch mehr entzündet hatte; so gefiel er sich doch lange Zeit durchaus nicht in einzeln Unternehmungen gegen die Christen wodurch er zwar Ruhm, aber keine andere bleibende Vortheile für sich gewinnen konnte. Im Gegentheile bediente er sich sehr oft der Kriege gegen die Christen, als einer Gelegenheit, andere türkische Fürsten arglistig zu hintergeben, sie zu täuschen und dann sie ihrer Länder wie ihrer Freiheit zu berauben. In solchen Fallen verschmähete er kein Mittel, so schlecht es auch seyn mochte, das ihm zu Erreichung seiner Absichten dienen konnte. Er war treulos, wortbrüchig, bisweilen selbst unmenschlich grausam, und zwar sogar gegen seine eigenen Glaubensgenossen. Aber alles dies war Zenki nur, wenn seine grenzenlose Herrsch- und Ländersucht, oder bisweilen auch sein religiöser Wahn es ihm so geboten. Alle morgenländische Geschichtschreiber geben ihm großes, ehrenvolles Zeugniß, und Einer derselben, der Zenki's Zeitalter ganz nahe stand, sagt von ihm: „Er

war einer der größten Männer seiner Zeit, ein Fürst preiswürdig wegen seiner Weisheit, Klugheit und Tapferkeit. Alle seine Unterthanen lebten in größter Sicherheit. Er war ein Vertheidiger der Schwachen, hielt den Uebermuth und den Stolz seiner Emirs in gehörigen Schranken, gestattete ihnen keine Ungerechtigkeit und am allerwenigsten, sich fremden Gutes zu bemächtigen. Er selbst gab ihnen das Beispiel der höchsten Uneigennützigkeit, indem er lieber selbst darbte, als andere darben sah. Zenki erlaubte seinen Soldaten nicht sich Grundstücke zu erwerben, weil dies zu Bedrückungen des Volkes Veranlassung geben könnte. So lange, pflegte er zu sagen, wir im Besitze eines Landes sind, finden wir darin unsern Unterhalt, und wenn man uns daraus vertreibt, so müssen wir ohnehin alles zurücklassen. Er war unablässig mit der innern Verwaltung seiner Staaten beschäftiget, gleich eifrig in der Sorgfalt für den Wohlstand seiner Unterthanen, als auch für den guten Zustand seines Heeres und seiner Festungen. Ueber Alles stets wachsam, erlaubte er keinem seiner Unterthanen den Eintritt in die Dienste eines andern Fürsten. Meine Staaten, sagte Zenki, gleichen einem von Hecken umgebenen Garten; wer durch jene kriecht, macht auch einem Fremden den Eingang leicht. Seine Schätze ließ er in verschiedenen Städten aufbewahren, um auf seinen Reisen wie Heereszügen überall Geld zu finden. Ungemein freigebig war er auch gegen die Armen, unter die er jeden Freitag große Geldsummen austheilen ließ. Auch für seine Soldaten war er außerordentlich besorgt, und nahm besonders deren Frauen in seinen ganz besondern Schutz, und jede Mißhandlung einer Soldatenfrau ward von ihm stets sehr strenge bestraft; denn da meine Soldaten, äußerte er sich öfters, mir überall hin folgen und daher die Ihrigen verlassen müssen, so ist es für mich doppelte Pflicht, während ihrer Abwesenheit für

ihre Familien zu sorgen und über deren Sicherheit zu wachen."

3. Seit dem, von dem griechischen Kaiser in Verbindung mit den lateinischen Fürsten gegen die Türken unternommenen, aber völlig mißlungenen Zuge waren, mit Ausnahme einzelner räuberischer Streifzüge, die sich die Ungläubigen in die Länder der Fürsten von Antiochien und Edessa erlaubten, die jedoch die Christen auch ihrer Seits mit ähnlichen Einfällen in das türkische Gebiet erwiederten, weder die Christen von den Türken, noch diese von jenen beunruhiget. Ein stillschweigender mehrjähriger Waffenstillstand schien eingetreten zu seyn: eine Ruhe, von welcher man zu den Zeiten der Boemunde und Tancreds, die unaufhörlich die Feinde des christlichen Namens bekämpften und die Herrschaft der Christen zu erweitern bemühet waren, nichts wußte, die aber eben daher auch ein sicherer Vorbote des bald darauf erfolgenden Sinkens der christlichen Staaten am Euphrat wie am Orontes war. — Zenki war nunmehr Herr eines sehr ansehnlichen Reiches, das er in Ruhe und mit Weisheit beherrschte, hatte unlängst durch Geschenke und große Geldsummen, die er nach Bagdad dem Sultan Massoud geschickt, sich in dessen Freundschaft befestiget, mithin von innern Feinden nichts mehr zu befürchten, und war demnach jetzt entschlossen, mit seiner ganzen Macht gegen die Christen aufzutreten. Längst waren seine Augen schon auf Edessa, dem östlichen Bollwerk des Königreiches Jerusalem gerichtet. Diese Stadt, auf zwei Bergen und in dem von denselben gebildeten Thale gelegen, mit hohen, gewaltigen Mauern und vielen Thürmen umgeben, und von zwei unbezwingbaren, auf den Gipfeln der beiden Berge liegenden Burgen geschützt, war eine der allerfestesten Städte des Morgenlandes, und jede Belagerung derselben unterlag

den größten, beinahe nicht zu überwindenden Schwierigkeiten. Aber desto größer war auch der Ruhm, desto größer der Gewinn, den der Eroberer davon zu erwarten hatte, und dazu hielt nun Zenki den gegenwärtigen Augenblick für den günstigsten. Ein Kind auf dem Throne von Jerusalem; die Regierung des Königreiches in den Händen eines Weibes, die beiden Fürsten am Euphrat und Orontes sich gegenseitig anfeindend, und in endlosen Streitigkeiten mit einander verwickelt, und endlich der leichtsinnige Joscelin, Fürst von Edessa, ganz ein Mann, wie Zenki ihn sich nur immer wünschen konnte. Blos dem Spiele und seinen Vergnügungen nachhängend, hatte Joscelin das, in einer weit anmuthigern Gegend liegende und den feindlichen Anfällen weniger ausgesetzte Tellbaschar zu seinem Wohnsitz gemacht, und die, für die ganze Christenheit des Orients so ungemein wichtige Stadt Edessa, die ohnehin nur wenige lateinische Bürger zählte, und größtentheils blos von armenischen, ganz unkriegerischen und des Krieges unkundigen Handelsleuten bewohnt ward, der Bewachung einer wenig zahlreichen Schaar von Miethlingen überlassen, die noch überdieß nicht einmal durch richtige Auszahlung ihres Soldes bei gutem Willen erhalten wurden. Nur seinen Lüsten fröhnend, ganz unbekümmert um alles, was um ihn her geschah, und noch weit weniger wachsam auf das, was in der Ferne sich vorbereitete, blieb Joscelin auch dann noch in seiner schmähligen Unthätigkeit, als Zenki schon an der äußersten östlichen Grenze der Grafschaft sich mehrerer Burgen bemächtiget hatte, und ward erst dann aus seiner trägen Ruhe aufgeschreckt, als der furchtbare Athabek plötzlich mit einem zahllosen Heere vor den Mauern von Edessa erschien und die Stadt sogleich von allen Seiten berannte.

4. Jetzt ermannte sich endlich Joscelin. Er zog alle seine Streitkräfte zusammen, da diese aber zu schwach waren, um den Kampf mit dem unverhältnißmäßig zahlreichern feindlichen Heere zu wagen, so sandte er Eilboten um schleunige Hülfe nach Antiochien und Jerusalem. Fürst Raimund, der über die Noth seines Feindes und dessen großer Bedrängniß eine unchristliche Freude fühlte, vergaß sich jetzt so weit, daß er gegen die heiligste seiner Ritterpflichten, unter den nichtigsten Vorwänden, dem Joscelin allen Beistand verweigerte. Aber nicht so die Königin; an alle Ritter und Dienstleute erließ sie sogleich ein allgemeines Aufgebot, und erwies sich dabei so eifrig, daß sie in kurzer Zeit ein ansehnliches Heer unter dem Oberbefehl des Connetabels des Reiches und der Führung mehrerer der tapfersten und geprüftesten Ritter gegen Edessa senden konnte. Aber Zenki, der wahrscheinlich dies voraussah, betrieb die Belagerung mit der größten Thätigkeit und Anstrengung. Aus sieben Thürmen ward die Stadt mit zahllosen Wurfmaschinen unaufhörlich beschossen. Zugleich legten die Belagerer auch unter den Mauern Minen an und unterstützten den obern Grund mit starken und dicken Pfeilern. Als diese Arbeit vollendet war, ließ Zenki die Stadt auffodern, und um die Einwohner zu schonen und Blutvergießen zu meiden, ihr sagen: sie möchte zwei Männer, zu deren Sicherheit er ebenfalls zwei seiner Leute ihr übergeben wolle, heraus schicken, um sich zu überzeugen, daß es nur von ihm abhange, sich jeden Augenblick der Stadt zu bemächtigen. Von einer Uebergabe wollte jedoch der lateinische Bischof Hugo, in der festen Hoffnung auf die baldige Ankunft eines christlichen Entsatzheeres, durchaus nichts hören. Zenki befahl nun die Balken anzuzünden. Sogleich stürzte ein beträchtlicher Theil der Mauer zusammen, das feindliche Heer drang in die Stadt, und die zuerst

Eindringenden fingen schon an alle Christen ohne Unterschied des Alters und Geschlechts zu ermorden. Auch Edessa würde jetzt das grausame Schicksal, das jede im Sturm eroberte Stadt zu treffen pflegt, erfahren haben, hätte nicht Zenki selbst unter dem wilden Geschrei seines siegenden Heeres auf die Stimme der Menschheit gehört. Als ein milder Eroberer machte er sogleich dem Morden und Erwürgen ein Ende, und erbarmte sich der unglücklichen Einwohner. Er selbst entriß den griechischen Bischof einigen Türken, die ihn nackt ausgezogen hatten und mit Stricken geißelten. Als Zenki hörte, daß es ein Bischof sey, gab er ihm anständige Kleidung und führte ihn in sein Zelt. Hier machte er ihm Vorwürfe, daß er und die übrigen Häupter die Stadt nicht übergeben und dadurch des Lebens so vieler Menschen geschont hätten. „Dir hat Gott," erwiederte der Bischof, „den Sieg verliehen, um Dich zu einem großen König zu machen, und wir können jetzt frei und offen unserm Herrn ins Gesicht sehen, weil wir unsern Eid nicht gebrochen und unsere Pflicht erfüllt haben." Diese Antwort gefiel dem türkischen Fürsten. „Ja wohl," sprach er: „wird jeder, der seine Treue bis zum Tode bewahrt, Lob und Ehre finden bei Gott wie bei den Menschen." — Natürlicher Weise hatten die Einwohner von Edessa keine hinreichende Gründe gehabt, eine so großmüthige Behandlung von Seite des Eroberers zu erwarten. Bei dem ersten Eindringen des Feindes in die Stadt floh also eine zahllose Menge nach der Burg. Aber die darin liegende Besatzung wollte die Thore nicht eher öffnen, als bis der lateinische Bischof Hugo es befohlen hätte. Zum Unglück kam dieser nicht gleich herbei, und als er endlich erschien, ward zwar auf sein Gebot die Burg geöffnet; aber nun entstand ein so schreckliches Gedränge, daß mehr als tausend Menschen erdrückt wurden. Der Bischof selbst kam dabei um,

denn da er nicht so geschwind über die vielen Leichen der in einem so kleinen und engen Raum erdrückten Menschen hinwegkommen konnte, ward er sammt den ihn umgebenden Geistlichen von den Türken ereilet und von ihren Pfeilen getödtet. — Wenige Tage darauf ergab sich auch die Burg, nachdem sowohl der Besatzung als auch den Flüchtlingen, die sie erreicht hatten, Sicherheit des Lebens und des Eigenthums war zugesagt worden. Als endlich die Ordnung in Edessa wieder völlig hergestellt war, setzte auch Zenki alle gefangene Christen wieder in Freiheit, und gab Jedem, dem Etwas war geraubt worden, das Seinige zurück. Ueber die Stadt ordnete er hierauf einen Statthalter, den er sehr ernst ermahnte, die Einwohner nicht zu bedrücken, und überhaupt sein Amt mit Recht und Gerechtigkeit zu verwalten.

5. Von den Muselmännern ward jetzt Edessa's Eroberung als Zenkis glänzendste Heldenthat, als ihres Propheten herrlichster Triumph über die Christen gefeiert. In allen Ländern, in denen der Islam herrschte, wetteiferten die Dichter mit einander, in begeisterten Liedern den mit Sieg gekrönten Helden zu besingen, während die Imans in den Moscheen ihn dem Volke als einen Heiligen anpriesen. Aber eben dieses allgemeine grenzenlose Frohlocken der Ungläubigen beweißt auch am besten die Größe des Verlustes der Christen. — Mit der Eroberung von Edessa beschloß jedoch bald darauf Zenki seinen bisherigen, ziemlich langen, blutigen Heldenlauf. Von einem Sclaven, den er am Tage sehr hart bedräuet hatte, ward er des Nachts in seinem Bette ermordet. — — Unmäßig, und eben so unanständig als unverständig war die Freude der Christen über Zenki's Tod. In ihrem Taumel fiel es ihnen nicht ein, daß es nicht sowohl Zenki's Macht und Tapferkeit, als vielmehr die unter ihren eigenen

Fürsten herrschende endlose Uneinigkeit und Feindschaft, deren selbstsüchtiges kleinliches Streben, deren völlige Vergessenheit alles dessen, was einem Ritter, der für eine heilige Sache kämpft, auch das heiligste seyn sollte, und endlich die schamlose Fahrlässigkeit des jüngern Joscelins, dieses vollendeten Wüstlings, die einzigen Ursachen waren, denen ganz allein der Verlust Edessa's zuzuschreiben wäre. — Nach Zenki's Tode wurden dessen Staaten unter seine beiden Söhne vertheilt, und Nureddin, dem jüngsten derselben, fiel nebst andern Gebieten auch das Fürstenthum Haleb zu. Um seine Herrschaft gleich im Anfange derselben noch mehr zu befestigen, zog er alle seine Truppen in der Stadt Haleb zusammen. Dahin berief er nun auch sämmtliche türkische Schaaren, die als Besatzung in Edessa zurückgeblieben waren, und übertrug den Armeniern, die den bei weitem größten Theil der Bevölkerung der Stadt ausmachten, die Bewachung und Vertheidigung derselben. — Aber leider war es jetzt wieder derselbe elende Joscelin, der, nachdem er die herrliche Stadt nicht zu behaupten gewußt hatte, nun auch deren völligen Untergang, und über viele tausend Menschen grenzenloses Elend herbeiführte. Ohne in seinem unbegreiflichen Leichtsinn die Mittel, die ihm zu Gebote standen, mit dem Zweck, den er erreichen wollte, zu vergleichen, knüpfte er mit einigen gemeinen, ganz unverständigen Armeniern ein geheimes Einverständniß an, überrumpelte mit deren Hülfe die Stadt, und zog mit seinen Rittern und einigem Fußvolk in dieselbe wieder ein. Vor allem mußte er sich jetzt der Burg bemächtigen; denn da diese den größten Theil der Stadt beherrschte, so konnte er ohne deren Besitz, und so lange die Türken sie inne hatten, auch unmöglich eine Belagerung, die doch zu erwarten war, aushalten. Aber um sich Meister von der Burg zu machen, dazu fehlte es ihm durchaus an Allem. Er

hatte weder Wurfmaschinen noch anderes Belagerungszeug, und die Feste durch Hunger zur Uebergabe zwingen zu wollen, wäre ein höchst thörichter Gedanke gewesen; sie war nicht nur auf lange Zeit mit großen Vorräthen von Lebensmitteln versehen, sondern Joscelin würde auch nicht einmal die nöthige Zeit dazu gehabt haben; denn bald geschah, was jedes selbst blöde Auge mit Gewißheit voraussehen konnte.

6. Schon am achten Tage nach Joscelins Einzuge in Edessa stand Nureddin mit einem furchtbaren Heere wieder vor der Stadt. Jetzt gingen dem unbesonnenen Joscelin und dessen Rittern die Augen auf. Für sie wie für sämmtliche Einwohner von Edessa — denn auch die Armenier, weil einige ihrer Landsleute die Stadt verrathen hatten, waren von gleicher Gefahr bedrohet — blieb nun kein anderes Mittel der Rettung, als einen Versuch zu machen, sich durch die Feinde durchzuschlagen. Aber kaum hatten in einer äußerst dunklen Nacht die Ritter mit vielen Tausenden der Einwohner sich dazu in Bewegung gesetzt, als sogleich die Türken aus der Burg auf die Hintersten herfielen, während das vor der Stadt stehende türkische Heer die Vordersten angriff. Bald entstand jetzt eine, gar nicht mehr zu vermeidende grausenhafte Verwirrung, mit der aber zugleich auch, unter dem schreckenvollen Jammergeschrei so vieler tausend wehrlosen Menschen, ein furchtbares Erwürgen und Niedermetzeln begann. Es war, sagt ein morgenländischer Geschichtschreiber, eine schreckliche Nacht, eine Nacht des Todes und der Hölle, auf die jedoch ein noch schrecklicherer, noch blutigerer Tag folgen sollte. Mehr als dreißigtausend Menschen wurden an demselben erwürgt. Den Rittern, einem Theile des Fußvolkes und einer noch kleinern Anzahl von den Einwohnern war es zwar gelungen, durch das türkische Heer sich

durchzuschlagen, aber demungeachtet ward auch von diesen beinahe keiner gerettet. Von Nureddin hitzig und heftig verfolgt, fielen sie größtentheils unter den Pfeilen der Türken. Derer, die, nachdem sie Gepäck und Waffen weggeworfen und sich zerstreut hatten, dem Tode oder ewiger Sclaverei entgingen, waren es nur äußerst wenige, und unter diesen befand sich auch Joscelin, der einzel und verlassen in Samosata ankam.

7. Aber mit allem diesem unaussprechlichen Elende war Nureddins Rachgier noch nicht befriediget. Die Stadt selbst hatte er dem Verderben geweihet. Bei dem allgemeinen Blutbad hatte das Mordschwert der Türken ungefähr sechzehntausend Menschen verschont. Diese wurden nun sämmtlich in harte Fesseln geschlagen und in die entferntesten Gegenden fortgeschleppt. Nur einer kleinen Anzahl ganz armer Leute ward gegönnt, noch ferner in dürftigen Hütten da zu wohnen, wo einst eine blühende Stadt so viele Jahrhunderte hindurch stand. Ganz Edessa sammt seiner Burg, und den vielen vor Kurzem noch christlichen und seit einiger Zeit in Moscheen verwandelten Kirchen, ward jetzt auf Nureddins Befehl von Grund aus zerstört, und nach wenigen Monaten war von jener herrlichen Stadt, an die sich so viele große und heilige Rückerinnerungen knüpften, wo der fromme Fürst Abgar, der erste Anbeter Jesu unter den Heiden wohnte, in der des Erlösers wunderthätiges Bildniß so lange Zeit aufbewahrt und verehrt ward, wo die Gebeine des heiligen Apostels Thomas ruheten, und der Apostel Thaddäus zuerst das Evangelium verkündigte, und die endlich bis dahin unter allen Städten des ganzen christlichen Erdkreises die fünfte Stelle behauptet hatte*),

*) In Ansehung ihrer christlichen und kirchlich-historischen Bedeutsamkeit hatte man damals die Städte

nichts mehr zu sehen als blos ein Schauer erregender Haufe unseliger trauriger Trümmer, bei deren Anblick selbst das gefühlloseste Herz des Christen in Thränen zerfliessen mußte (1146).

8. Das Unglück von Edessa verbreitete Trauer und Bestürzung in Jerusalem und dem ganzen christlichen Orient. Aber noch größer war der Schrecken im Abendlande, als die traurige Kunde endlich auch dahin gelangte. Schon sah man hier jetzt wieder Jerusalem, die Stadt eines großen Königes, in der Gewalt der Ungläubigen; denn ihr Untergang schien eine, schon ganz in der Nähe drohende Folge des Falles von Edessa zu seyn. Aber bei diesem trostlosen Gedanken, bei dieser trüben, verzweiflungsvollen Aussicht erwachte nun auch wieder, und zwar noch stärker und lebhafter, als selbst zu den Zeiten Peters des Einsiedlers, der bisher so sehr erkaltete Eifer für die Ehre des Heilands, und jenen geheiligten Boden, der einst so lange Zeit der Schauplatz zahlloser, eben so wunderbarer als gnadenvoller Erbarmungen Gottes gewesen war. Unter Thränen und Seufzern erinnerte man sich nun wieder jener heiligen Stätten, wo seit zwei Generationen hindurch so viele fromme abendländische Pilger die Ruhe ihrer Seele wieder gefunden, und dann durch himmlische Tröstungen gestärkt, mit erneuerten frommen Vorsätzen in ihr Vaterland zurückgekehrt waren. Ganz Europa gerieth in eine allgemeine Bewegung, über der man alle andere kleinliche Interessen, wenigstens für den Augenblick, völlig zu vergessen schien, aber welcher nun auch der fromme und erleuchtete Papst Eugenius der Dritte sogleich die nöthige, gehörige Richtung zu geben suchte. Er selbst eilte nach Frankreich, in das Land, dessen

auf folgende Weise geordnet: Jerusalem, Rom, Constantinopel, Antiochien und Edessa.

edle und tapfere Söhne vorzüglich und größtentheils mit ihrem Blute, mit den größten Aufopferungen und durch ihren frommen Glauben und unerhörte, beinahe alle menschlichen Kräfte übersteigende Heldenthaten, die heilige Stadt und alle übrigen heiligen Oerter erobert, und durch ihr unerschütterliches Vertrauen auf die Hülfe von Oben und die Kraft des heiligen Kreuzes, schon ein halbes Jahrhundert hindurch die vereinten Kräfte der Ungläubigen in Syrien und Aegypten stets siegreich bekämpft hatten. Hier glaubte Papst Eugenius mit Recht, daß seine Stimme in allen Gemüthern den stärksten Anklang finden werde. Für die übrigen Länder wählte er zu seinem Organ den großen, von Gott mit Wunderkraft ausgerüsteten, heiligen Bernhard; und auf den Ruf des Oberhaupts der Kirche und die salbungsvollen Predigten Bernhards, griff nun bald in allen Ländern, wo der Gekreuzigte angebetet ward, auch Alles, was nur waffenfähig war, zu den Waffen. Eine abermalige Auswanderung nach dem Orient ward der gemeinsame Wunsch der Völker und ihrer Beherrscher, und unter der einträchtigen Mitwirkung aller großen und kleinen Fürsten, wie aller Völker und Volksstämme ward ein neuer, das heißt, zweiter Kreuzzug beschlossen, dessen Geschichte nun auch nebst einem, derselben vorangehenden Ueberblick des damaligen Zustandes des Orients, sowohl des ost-römischen Reiches, als auch des ganzen westlichen und mittlern Asiens, den Inhalt unsers nächstkommenden Bandes ausmachen wird.



